This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 905,287

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

G
139
.M61
1858
v.1

Meyer's Universum

ERSTER BAND.

ALTES THOR v. CAIRO.

OCTAV AUSGABE

VERLAG VOM BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUT.

Meyer's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Octavausgabe in 5 Bänden.

Erster Band.

Hildburghausen.

Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1858.

Vorwort.

Meyer's Universum, ein Name, so weit bekannt als die deutsche Zunge klingt, ist ein Buch, das unsere Erde schildert in getreuen und anmuthigen Bildern alles dessen, was Natur und Menschenhand Schönes, Liebliches, Merkwürdiges, oder durch Beziehungen auf bedeutsame Ereignisse Interessantes auf ihr umhergestreut haben. In loser Ordnung, wie in der Wirklichkeit, reiht sich Bild an Bild, und jedes ist begleitet von einer so lebendigen, plastisch wahren und künstlerisch vollendeten Darstellung, daß vor des Lesers Auge die Gegenstände sich mit der Farbenpracht eines glänzend beleuchteten Gemäldes schmücken und seine Phantasie ihn behende an Ort und Stelle trägt, wo er in Wirklichkeit zu schauen wähnt, was der gedruckte Buchstabe ihm vorzaubert und der blanke Stahlstich ihm verdeutlicht. Und dieser Zauber der Sprache, welcher durch 18 Jahrgänge des Universums weht und viele hundert unter seinem Namen und Rahmen gesammelte Bilder begleitet, hat es zum beliebtesten Bilderbuch gemacht,

das unser Volk besitzt. Da, wo es vor 20 Jahren Eingang gefunden, ist's ein treuer Hausfreund geworden, von den Alten auf die Kinder übergegangen und Generationen erfreuen sich an ihm.

Das Universum ist aber noch mehr als ein Bilderbuch. Die Feder, die in so glänzenden Artikeln die Dinge zu beschreiben verstand, welche ein sinniges poetisches Auge schaute, war auch die Waffe eines Groß-Ritters vom Geist, der einen Kreuzzug gegen die Mächte der Finsterniß bestand, wie ein Held, und dessen scharfe Streiche gegen die Götzen unserer Welt Blitze sprühten, wie Wetterleuchten; jene Feder war auch das harmonisch gestimmte Instrument einer edlen Seele, deren Tiefe einen unerschöpflichen Quell von Menschenliebe und Manneswürde barg; wie oft erbebte es in den sanften Klängen der Klage und Wehmuth durch die Oede und Kälte unserer Zeit, oder es tönte laut wie Sturmeswehen und Donnergeroll, wenn Kriegsgeschrei und Fanatismus, oder das Klappern des Geldsacks und Schnarren der Maschinen die Welt mit ihrem Lärm erfüllten und die Stimmen höheren Menschenthums zu ersticken drohten. Unversöhnlich im Haß gegen die Lüge, riß er der Heuchelei die Larve ab, wo er sie traf, gleichviel, ob unter der Kutte oder dem Purpur, ob unter dem besternten Frack oder dem schmutzigen Kittel. Wenn er aber emporstieg über die Berg- und Thalregion der menschlichen Leidenschaften, schwebte sein Geist auf den Schwingen des Gedankens mit der imponirenden Ruhe des Adlers über Zeit und Geschichte, in großen lichtvollen Zügen die Bahnen beschreibend, die er auf seiner geistigen Höhe erschaute. Mit dem Blick des Sehers in Vergangenheit und Zukunft forschend, erhob er seine Stimme oft zu der des Propheten, wenn es galt, das ferne Frühroth sittlicher Erlösung aus der zeitweiligen Nacht der Gegenwart zu verkünden und den kleinmü-

thig gewordenen Geist und niedergetretenen verzweifelnden Menschen aufzurichten; oder auch krächzete er, ein Unheil verkündender Rabe, wenn er das versteckte Treiben des Bösen erspähte und für Menschenwohl und Bürgerglück gefahrdrohende Wolken am Horizonte aufsteigen sah. Wie oft auch seine Mahnungen verhallten, Worten gleich des Predigers in der Wüste, so oft hat doch das Ende ihre Wahrheit dargethan, und wie Vieles wird sich noch erfüllen; wie viel edle Saat zu großen Gedanken und guten Thaten hat er aber auch ausgestreut in den Jahrgängen seines Universums, wie viel Erhebendes für Stunden banger Zweifel und Tröstliches für den Irrewerdenden am Walten einer höheren sittlichen Macht enthält jeder Band seines Buches! —

Deshalb haben wir uns vorgenommen, das Universum zu einem Volksbuch zu machen in des Wortes edelster Bedeutung, denn es hat die Mission, es zu werden. Von dem Quadratfuß Flächenraum, den der Mann in seinem Leben einnahm, soll sein Wort nach allen Richtungen der Windrose ausfliegen und sich in allen Herzen niederlassen, die der Erwärmung fähig sind und einen verwandten Funken spüren von der lichten Flammengluth, die dort gelodert hat. Es soll die Wahrheit allen Ohren predigen, die sich ihr nicht störrisch verschließen, soll Begeisterung für das Erhabene und Schöne, Würdigung des Rechten und Guten, geläuterte Empfindung für die Pulsschläge im großen Menschenleben in jede Brust ausgießen, der noch ein Streben nach Vervollkommnung innewohnt und in der die blasirte Gleichgültigkeit, niederer Egoismus und kalter Unglaube nicht schon zu tiefe Wurzeln geschlagen und die Keime höheren Menschenthums überwuchert haben.

So, indem wir trachten, das Buch zum Vermächtniß des Volks zu machen, dem es und sein Verfasser angehören, glauben wir, das Andenken dieses zu ehren und in seinem Sinn zu handeln; wir hoffen es zu erreichen durch die Form, in welcher wir diese Ausgabe des Universums veranstalten. Joseph Meyer, der Volksfreund und Patriot, der große edle Mensch, redet in den folgenden Blättern; es wird ihm an aufmerksamen Zuhörern nicht fehlen.

August 1858.

Der Herausgeber.

PUZZUOLI

Pozzuoli.

In der Ewigkeit ist ein Jahrhundert wie eine Stunde, und ein Jahrtausend wie ein Tag. — Was wir Alterthum nennen, ist der Zustand von gestern, und was wir groß und erhaben heißen von Menschen und von Werken der Menschenhand: — wie Sonnenstäubchen fliegt's von dannen und andere Sonnenstäubchen ziehen ihnen nach. Aber wenn auch alle Erdengröße nur Schein ist und leerer Wahn, wenn auch im unendlichen Raume nichts absolut groß erscheinen kann, außer der Unendlichkeit selbst und außer Gott, — (denn der sichtbare Sternenhimmel wird da zum Punkte, und eine Milchstraßenbahn zu einer Spanne!) — so ist es doch in der geheimnißvollen Natur des Menschen tief begründet, daß er so gern an seinem kleinen Ich Großes sucht und in den vergänglichen Werken seiner Hände seine Apotheose feiert.

Darum wird er auch stets mit besonderem Wohlgefallen das Alterthum betrachten. Die Zeit hat hier Alles auf den Kothurn gestellt, die Jahrtausende liegen wie Vergrößerungslinsen auf Menschen und Thaten, Werken und Zuständen. Es wirkt hier eine optische Täuschung in umgekehrtem Verhältniß, deren Vortheil die Gegenwart entbehren muß.

Jene Lust an der Betrachtung und an der Bewunderung des Alten schickt die civilisirte Welt wallfahrten nach Griechenland und Italien. Rom allein ausgenommen, ist in diesem letzteren Lande keine Gegend für den Alterthumsfreund anziehender, als die um Pozzuoli, und Keiner darf sie unbesucht lassen, der sich das Bild der alten Italia vervollständigen will. Die alten Bauwerke bestehen zwar nur noch in Ruinen und viele liegen begraben im Meere: — denn bald brennend, bald fluthend arbeiten hier chaotische Kräfte an ihrer Zerstörung; was aber davon sichtbar ist, beweist, daß Das, was Sueton und Tacitus über die Größe, Pracht und Verschwendung der Römer bei den Bauten ihrer Landsitze berichteten, keine Fabel sei. In den aus ihren Gräbern erstandenen Städten Pompeji und Herkulanum lernt man das häusliche Leben und den Baustyl des römischen Bürgers in der Provinz kennen; die Ruinen um Pozzuoli muß man aber sehen, um das Leben der Kaiser und der Großen der Siebenhügelstadt zu erforschen.

Von Griechen aus Samos gegründet, im zweiten punischen Kriege von den Römern unterworfen, dann zum Lieblingswohnort ihrer Vornehmen erkoren, — erwarb sich Pozzuoli in der Kaiserzeit den Beinamen:

Klein-Rom. Nach dem Falle des Reichs barbarischen Völkern preisgegeben, seines Glanzes entkleidet und von ihnen verwüstet, sank es zu einem Fischerdorfe herab. Jetzt ist es ein am Busen von Bajä anmuthig gelegenes Landstädtchen von 8000 Einwohnern, welches nichts Merkwürdiges aufzuweisen hat, als die Reste der Vorzeit.

Das imposanteste Zeugniß von seiner einstigen Größe ist das Amphitheater. Es konnte über 40,000 Menschen fassen. Seine Form war jene des römischen Colisseums, ein Oval, und es war aus Quadersteinen in zwei Stockwerken erbaut, welche Säulengallerien verzierten. Jahrhunderte lang wurde von den Neapolitanern dieser Riesenbau als Steinbruch ausgebeutet. In seinem zerbrochenen Gehäuse hat jetzt der heilige Januarius eine Kapelle, der, wie die Legende erzählt, hier auf Befehl Diokletian's den wilden Thieren vorgeworfen wurde, die ihn aber verschonten, worauf er enthauptet wurde. Unterirdische Kanäle standen mit dem Lago d'Averno in Verbindung, um, wenn das Amphitheater zu den naumachischen Spielen benutzt wurde, die Arena in einen See zu verwandeln.

Ein bloßer Schutthügel bezeichnet jetzt die Stelle des einst so berühmten, mit hundert Säulen geschmückten Dianentempels. Desto besser ist der Tempel des Augustus erhalten; er dankt dies dem Umstande, daß auf dem Altar, wo die Statue des Kaisers zur Verehrung ausgestellt war, das Bild des Gekreuzigten steht. Der Tempel ist nämlich die Kathedrale von Pozzuoli geworden. Er ist ganz von Marmor aufgeführt und mit griechischen Säulen korinthischer Ordnung verziert, die ein trefflich gearbeitetes Architrav tragen. Würde dieser schöne Bau aus der besten Zeit von den Zuthaten des christlichen Kultus, die ihn entstellen, befreit, so würde man an ihm eines der interessantesten und vollkommensten Muster des römischen Tempelstyls besitzen.

Die Ueberreste des einst so berühmten Molo von Puteoli, eines großen Werkes des Alterthums, zeigen sich noch in dreizehn, aus dem Meere hervorragenden, ungeheuern Pfeilern. Hier ankerten die Handels- und Kriegsflotten der alten Welt, und von diesem Hafendamme aus führte der Wahnsinn des Caligula jene Stunden lange Schiffbrücke über das Meer nach dem jenseitigen Bajä, um, wie Sueton berichtet, eine Prophezeihung zu widerlegen, nach welcher er so wenig Kaiser werden als über das Meer reiten würde. Der Narr ließ die Brücke pflastern und ergötzte sich dann mehre Tage daran, auf derselben hin und her zu reiten, eine Lächerlichkeit, die dem Staate Millionen kostete, aber gewiß damals eben so viele Bewunderer gefunden haben wird, als die unnützen und unsinnigen Königs- und Kaiser-Spielereien späterer Zeiten, wodurch man das Vermögen betrogener Völker vergeudet.

Bajä und Puteoli glänzten einst als die ersten Kurorte der römischen Welt. Luxus und Verschwendung waren in einer kaum faßlichen Größe dort entfaltet. Die von Julius Cäsar, Pompejus, Marius, von

Lukull, Cicero, den Kaisern und fast allen Großen Roms unter dem bescheidenen Namen von Villen erbauten Paläste enthielten Alles, was die Phantasie für üppigen Lebensgenuß erdenken mag. Schon zu Horazens Zeit war der Raum der Landschaft zu enge geworden, um alle die prächtigen Landsitze zu fassen.

Das umlaufende Glück führte diese Herrlichkeit weg; nur Trümmer verkündigen sie noch, Säulenschäfte und Marmorblöcke, die aus dem wüsten Gesträuch dich anschauen, Mauerreste, an welche Sturm und Wogen seit anderthalb Jahrtausenden zürnend schlagen. Am Meere, wo die üppigsten Gärten in voller Pracht dufteten, haucht jetzt die Malaria aus weiten Sümpfen den Tod, und Tempel- und Thermen-Reste blicken dich an wie ungeheuere Sarkophage einer vergangenen Welt. Die verwesende Gestalt eines Merkurtempels läßt einen Bau, ähnlich dem des römischen Pantheons, erkennen; von dem der Diana Lucifera steht noch ein Theil der Cella, und das berüchtigte Haus der Venus, mit seinen duftenden Gärten und seinen umarmenden, weichen Priesterinnen, ruht, mit Dornen überwachsen, im Staube.

Etwas landeinwärts ziehen die Reste eines Herkulestempels ihren leichten Umriß auf die Bläue des Himmels, und ein altes Gemäuer, nicht fern davon, ist das Grabmal der Agrippina. Nero, der Tyrann, ließ sie, seine Mutter, hier ermorden. Der Vesuv hat dieses Schauergrabmal mit seiner Asche hoch eingeschneit, und dichtbelaubte Bäume suchen es zu vergittern. Die Natur ist schämiger, als die Menschen.

Nordwestwärts von Pozzuoli, nach dem Vorgebirge von Miseno zu, geht der Pfad fortwährend über Schutthaufen und Trümmer, bis man zur Piscina mirabilis gelangt, einem unterirdischen Bau, der alles früher Gesehene an Kühnheit übertrifft. Man steigt zu ihm auf 40 Stufen hinab. Er enthält 5 Reihen hoher Zellen, die auf 48 Pfeilern ruhen. Die Tradition macht dieses Werk zu einem Fischbehälter des Lukull; wahrscheinlicher aber war es ein Bad. — Näher dem Meere liegt der Cirkus des Nero, Mauerreste von gewaltiger Dicke und Umfang. Hier wurden die Reiterspiele gehalten, bei welchen Menschenblut in Strömen floß, um die unmenschlichsten Gefühle zu ergötzen. Auf dem misenischen Kap selbst ragen weitläufige Trümmer: sie gehören zu den Palästen des Nero und Lukull; in dem letztern starb der grausame Tiber. Mit Grauen sieht man auf diese Wohnungen, wo die Peiniger der Völker Wollüste trieben und alles Schändliche und Schreckliche thaten. Wie viel Seufzer und Thränen zählen diese Stätten, wie viel unschuldige und edle Menschen mögen hier verhöhnt, zertreten, durchbohrt worden sein! — — Stille, stille! diese Trophoniushöhlen des gekrönten Lasters schließe der Gedanke nicht auf. —

Zwischen dem Vorgebirge von Miseno und Pozzuoli stehen die Ruinen eines zweiten Palastes des Nero auf hohem Uferrande, und unter demselben sind die bei den Alten so berühmten warmen Bäder — noch jetzt

theilweise zugänglich und deren Heilkraft von Landleuten noch immer versucht. Ihr Eingang ist, stollenartig, unter einer hohen Felswand. Ein langer, ausgewölbter, schlüpfriger Gang führt zu einem in den Fels gehöhlten, zirkelrunden Becken von 6 bis 10 Fuß Tiefe und 60 Fuß Umfang, in welchem das Wasser eine Wärme von 70 Grad Reaumur hat, den Kochpunkt also nicht ganz erreicht. Der heiße Dampf füllt schon von fern alle Räume, und verbunden mit der Wärme des Felsens selbst setzt er den Besucher schnell in den stärksten Schweiß. Man bemerkt viele Seitengänge, welche wahrscheinlich in andere Dunstbäder führen; aber Niemand wagt sie zu betreten, denn das Mauerwerk derselben ist größtentheils eingestürzt.

Fort aus diesen dunkeln, unheimlichen Badehöhlen! fort aus dem Staube der Tyrannenherrlichkeit und hinauf auf Miseno's Felszunge, hinauf zum labenden Ausblick in die große Natur! Schmal und von der Brandung vielfältig ausgezackt tritt das Vorgebirge weit in's Meer hinaus, und auf seinem Scheitel grünt's und blüht's beständig; denn dieser Fels, wie die ganze Gegend, ist vom unterirdischen Feuer erwärmt, und wenn der kurze Winter Neapels die fernern Höhen weiß kleidet, bleibt hier kein Schneeflöckchen liegen. Der Blick beherrscht beide Meerbusen mit ihren Inseln, die Küste von Gaeta bis Sorrent, den Vesuv, und an hellen Tagen dringt er bis zur Küste Siciliens. Rückwärts aber öffnet sich der Garten Italiens, die Campagna Felice, überragt von den blauen Gipfeln der Apenninen. — Wenn eine glücklich gewählte Stunde Naturschauspiele und Beleuchtungsscenen schenkt, wie bei Gewitter, Morgen- und Abenddämmerungen; oder eine Mondscheinnacht, wo der silberne Ocean geisterhaft aus der Tiefe heraufblickt, während der ferne Vesuv seine dunkelrothe Leuchte auffteckt, indeß die Trümmer der alten Welt ihre Riesenschatten auf die Landschaft werfen; oder wenn der Vesuv tobt, ein Sturm unter der Erde rollt, die alten Todtenurnen einfallen und die aufgerüttelte Phantasie wandelnde Geister ziehen sieht: — dann gewährt dieser Standpunkt eine Erinnerung, deren Bild keine Zukunft verwischt. Das Schönste aber gibt ein lichter Frühmorgen, wenn noch die Sternbilder des Himmels scheinen, die goldenen Wolkengebirge im Osten lagern und auf den Wellen unten zitterndes Glockenspiel ertönt: — und dann mag ein Blick auf die Trümmer der Vergangenheit fallen und der Gedanke trösten: Die alte Welt mit ihrer Größe und ihrer Qual liegt im Grabe. Allmächtiger, habe Dank! sie ersteht nicht wieder!

Bacharach am Rhein.

Ein Gedenkblatt meiner ersten Rheinfahrt! Es war vor fünf und vierzig Jahren. Damals brausten noch keine Dampfer auf dem prächtigen Strome; es wiegten sich noch nicht die Schaaren fremder Touristen allsommerlich auf seinem Busen, es standen die großen Hotels für Comfort und Genuß noch nicht an seinen Ufern, noch lagen alle seine Burgen in Trümmern und selbst auf dem königlichen Rheinstein horsteten Falke und Uhu ungestört: das Leben auf dem Rhein, jetzt ein Treiben und Jagen, war ruhig und gemüthlich; — die Menschen hatten noch Zeit zu schauen und zu genießen. Einmal allwöchentlich nahm das Kölner Marktschiff in Mainz die Handelsleute und Reisenden sammt Waaren und Gepäck in seinem Bauche auf, jeden Abend warf es seinen Anker aus, auszuruhen für die Nacht, und Schiffer und Passagier waren beide zufrieden, wenn sie am vierten oder fünften Tage ihr Ziel erreichten. An kleinen Abenteuern fehlte es auf einer solchen Reise fast niemals. Das „Bingerloch" hatte seine Schrecken noch nicht verloren, und „Hatto's Mäusethurm" machte, umtobt von der Brandung, eine respektablere Figur, als jetzt in dem stillen Gewässer. Ich sehe es noch, wie sich mehrere Frauen der bunten Reisegesellschaft, als wir Rüdesheim passirten, ängstlich um einen Kapuziner schaarten, der andächtig seinen Rosenkranz betete, als wolle er den zürnenden Geist des Stromes beschwören, dessen Wogen man schon aus weiter Ferne schäumend über das schwarze Felsriff stürzen sah, welches damals den Rhein in seiner ganzen Breite dämmte. Je näher das Schiff demselben kam, je mächtiger wurde das Sieden und Brausen des Stroms. Sein Brüllen wiederhallte in den nahen Bergen. Unruhig trat der Kapitän an das Steuer. Vorsichtig wurde das breite Segel eingezogen, und in langsamerem Takt schlugen die Ruder, während man behutsam der engen Spalte des Fahrwassers zulenkte. Als man an den Eingang des Felsthors gekommen war, warf sich die Brandung mit Wuth über das Deck des Fahrzeugs. Die Spitze desselben tauchte tief in den kochenden Abgrund und die Fluth bedeckte für einen Augenblick Steuer und Steuermann; ein Stoß erfolgte, begleitet vom lauten Aufschrei der geängstigten Frauen; doch der Schreck war größer als die Gefahr, das festgefügte Schiff blieb unbeschädigt, und die kluge Führung der Ruderleute brachte es in wenigen Sekunden unversehrt durch die schmale Oeffnung des Felsriffs. Ein freudiges Hurrah der Mannschaft verkündete, daß die Gefahr vorüber war, und sorglos lachten wir des überstandenen Schreckens und höhnten die ohnmächtige Wuth des Stroms, der in den letzten Wogen der Brandung noch die ganze Gesellschaft mit seinem Schaum benetzte. Es ging freilich nicht immer so glatt ab damals. Schon auf der Bergfahrt zurück wurde das

Marktschiff an der nämlichen gefährlichen Stelle auf eine Klippe getrieben, es bekam einen Leck und mußte Güter und Menschen am anderen Ufer aussetzen. Solche Unfälle verzögerten die Reise oft mehre Tage.

Verklungen ist diese Zeit. Wo das einsame Marktschiff auf dem Rheine langsam fortzog, tragen jetzt die hochbordigen Dampfer die Schaaren von fröhlichen Menschen aus allem Volk auf dem herrlichen Strom wie in beständigem Triumphzug. Jede Zeit hat ihre Berechtigung. Vor einem halben Jahrhundert entzückte der stille, gemüthliche Genuß; jetzt rauscht die gesellige Freude auf Fanfaren dahin. Das herrliche Land war immer das nämliche — nur dem Leben gab die Zeit neue Formen, und es ist unsere eigene Schuld, wenn wir Alten ihnen fremd geworden und uns einsam fühlen in dem Kreise der sprühenden, jugendlichen Lust. Das Alter macht nur alt, wenn es sich der Gegenwart entfremdet.

Bacharach — das Ara Bacchi der Römer — liegt auf der linken Rheinseite zwischen Bingen und Koblenz, so recht in der Mitte der schönsten Partie des Stromthals. Hüben und drüben Herrlichkeit und Schönheit in unerschöpflicher Fülle; hüben und drüben Rebengelände, Felsufer und Waldungen, hochragende Burgen und stille Dörfer, Klöster und Kapellen, Schlösser und Villen, schattende Nußbäume und kletternder Epheu, und auf dem Gewässer unten das ewig wechselnde Leben: Schiffe und Boote, Dampfer und Floße mit ihren Kontrasten in Beweglichkeit und Schnelligkeit.

Bacharach selbst steht mit seinen Ruinen, Mauern und Warten wie ein Wächter uralter Zeit am Strome. Im Städtchen ist nichts Großes und Herrliches, was sich nicht an die Vergangenheit knüpfte oder ihr angehörte. Kein einziges neues Bauwerk ist vorhanden, was die Aufmerksamkeit gewinnen kann; was sie fesselt, sind die Kirchen, die öffentlichen Gebäude, die Thürme, die Thore, die Mauern, die vielen unter Weinreben und Obsthainen versteckten Trümmer, alle einer Zeit angehörend, die aus dem Mittelalter bis zu den Cäsaren hinan reicht. Sie sind die Hieroglyphen, welche die Schicksale des Rheinlandes erzählen — die Kriegs- und Eroberungszüge, deren Beute sie wurden, von den Völkern, welche da gewohnt, gestritten, geblutet, verheert und verwüstet haben, von den Reichen, die dort geblüht und untergegangen, von den Göttern, die dort eingezogen und geflohen, von den Glaubensformen, welche da entstanden und verschwanden, um anderen Platz zu machen. Für die Geschichte des rheinländischen Christenthums namentlich hat Bacharach eine Reihe merkwürdiger Monumente aufzuweisen und mehrere derselben repräsentiren die verschiedenen Epochen der Kirchenbaukunst in der würdigsten Art. So die Ruine einer Kirche vor der Stadt, die Trümmer des Werner-Kirchleins, der Thurm der Hauptkirche und der Tempelherrenhof.

Erstere liegt auf einer kleinen Anhöhe in einem Haine von Nußbäumen. Sie ist eine der ältesten christlichen Verehrungsstätten des Rhein-

lands und wahrscheinlich steht sie auf der Substruktion eines römischen Tempelchens. Man kann sich nichts Friedlicheres, Stilleres, Eigenthümlicheres vorstellen, als dieses verfallene kleine Gotteshaus. An den geborstenen Pfeilern der eingestürzten Kreuzgewölbe und Fensterbogen rankt armdicker Epheu, durch die schmalen Fensteröffnungen schaut das junge Nußlaub, und die schlanken Birken und Hollunderbüsche mit ihren weißen Blüthendolden schaukeln sich von den Zinnen der Giebel in den Lüften. Von einer Steinbank vor der Ruine fällt der Blick hinunter in das herrliche Thal und auf den majestätischen Strom mit seinen Segeln und Wimpeln. — Noch schöner ist das im Innern der Stadt gelegene Werner-Kirchlein — eine Ruine an einem öden Friedhofe, überschattet von einer imposanten Felsmasse, auf der das graue Gemäuer eines Römerkastells steht. Die gothische Baukunst konnte nichts Zierlicheres, Anmuthigeres hervorbringen, als diese Kirche. Noch sind die Giebel und eine Seitenwand hinlänglich erhalten, um die Harmonie der Verhältnisse und Ornamente daran zu erkennen. Die Wolken ziehen frei über den grasbewachsenen Boden, in den Klüften zertrümmerter Grabsteine wuchert Unkraut, wilder Wein kleidet die zierlichen Spitzsäulen in grüne und rothe Farben. Obschon dieser Bau Jahrhunderte an sich vorüber gehen sah, und Wetter und Stürme viele Menschenalter hindurch an ihm genagt haben, sind die Ornamente doch so scharf, frisch und fest, als wenn sie erst gestern aus der Hand des Steinmetzen hervorgegangen wären. — Sehenswerth sind auch die einstige Wohnung der streitfrohen Ritter der Kirche des heiligen Grabes — der Tempelherren, — und der Thurm der Stadtkirche mit ihren noch an die romanische Periode erinnernden Rundbogen-Fenstern und uralten Grabmonumenten. „Hier ist Dasselbe" — bemerkt Mendelssohn in seinen Rheinthalbildern, „was uns in Italien so mächtig ergreift: eine große Natur, ein weltgeschichtlicher Boden und bedeutende Denkmäler, aus deren Bildung oder Zerstörung die verschiedenen Perioden einer großen Vergangenheit zu uns sprechen. Ja, mir ist es mehr als Italien; denn es ist mein Land, es ist Deutschland, dessen Leben sich in jeder Mauerzinne, in jeder Fensterrose dieser kleinen Trümmerwelt wiederspiegelt." — Wer wollte über die Pietät, die sich in diesen Worten ausdrückt, lächeln? Was bleibt denn dem Menschen, wenn er sein Herz den Gefühlen entfremdet, die in solchen Reflexen des Gedankens ihre Aeußerung finden, übrig? Wohl wird jetzt ihre Ausrottung an tausend Orten gepredigt; besser, zufriedener, glücklicher aber sind die Menschen dadurch nicht geworden. —

Das Kosciuszko-Denkmal zu Westpoint.

Ich bin ein Ketzer vor manchem Gnadenbilde und Reliquienkasten, ich bin ein Profaner bei dem Festmahl der Adepten, mich dünkt manchmal die heilige Salbe für die Häupter von Gekrönten ranzig und vor dem Canon der Autorität in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Kunst ist mein Respekt nicht groß; — ich spotte der Tyrannin Meinung, welche, wie die Mode, Schnitt und Farbe mit jedem Tage wechselt; ich verachte den Wetterhahn Volk — jenes Lumpenvolk nämlich, das den Götzen, welchen es heute anbetet, morgen in die Gosse wirft und mit Füßen tritt, und mit bitterer Ironie blicke ich in die eigene Seele voller Widersprüche, auf den Geist, der, wie ein Adler mit gelähmten Flügeln, sehnsüchtig den Blick nach der Sonne wendet, und bei jedem Versuche, den Flug hinan zu richten, zur Erde niederflattert. Nur Eins kann mich erheben und nur das Eine kann mir Ehrfurcht abnöthigen: die Betrachtung der Natur und großer Menschen. Wenn ich die Runen der Erdgeschichte lese in jeder Handvoll Kies, die ich aufraffe vom Pfade meines Gartens; wenn der bewaffnete Blick, dringend in die Tiefen des Weltraums, die Seele mit den Schauern der Ewigkeit, der Unendlichkeit, der Allmacht und der Allgesetzlichkeit übergießt, so fühle ich mich leicht unter meiner Erdenlast, und obschon vor der Fackel der Geschichte die Fabeln der Kindheit von verlorenen Paradiesen und untergegangenen goldenen Zeitaltern längst verschwunden sind, so richtet sich doch mein Auge immer dankbar und ehrerbietig empor zu den Marksteinen und Wegsäulen, die aus dem Grase der Menschensteppe ragen. — Seht hin! Dort steht der Gründer eines tausendjährigen Weltreichs, hier die höhere Gestalt eines Apostels der Wahrheit und der Tugend; dort ein Lehrer der Menschen für Jahrhunderte; da ein Entdecker im Gebiete des Geistes, oder ein Held, der für die höchsten Güter der Menschheit sich geopfert; da ein Engel, welcher sich aus den Flammen des Scheiterhaufens aufschwingt; dort ein Gekreuzigter, der Vergebung erfleht für seine Feinde vom Allerbarmer! Unvergängliche Namen verklären die Felsen der Thermopylen, und du kannst Andacht halten auf der Schädelstätte zu Praga und St. Jakob, auf den Gräbern von Bunkerhill und Sempach. Die größten Heiligen haben keine Kenotaphe, die ehrwürdigsten Thaten sind nicht in Erz gegraben. Doch obschon wir in manchen Denkmälern ein überflüssiges und kindisches Spiel der Eitelkeit sehen, so wird doch Niemand gleichgültig vorübergehen an Erinnerungsmalen, welche uns Menschen in's Gedächtniß zurückrufen, die wir verehren und die uns bei allem tüchtigen Streben als Stab oder als Vorbilder dienen. Der Gedanke: an dieser

Das KOSZIUSZKO-DENKMAL
BEI WESTPOINT AM HUDSON

Aus . Kunstanst d. Bibl. Instit. in Hildbhn

Eigenthum d. Verlegers.

Stelle ist ein großer Mensch gestorben; hier wandelte sein Fuß, hier hat er Pläne gemacht für die Veredelung seines Geschlechts; da wurden die Leuchten der Menschheit, die großen Ideen, Entdeckungen und Erfindungen des Fortschrittes geboren; hier stritten Helden, hier weilten Menschen mit gewaltigem Geist, welche Völker beglückten durch Lehre und Leben; hier haben die Größten, Besten, Liebenswürdigsten des Geschlechts gelebt: — dieser Gedanke hat allemal Etwas, was unser Herz erhebt und unsern Geist kräftigt.

Am Rheine der neuen Welt — am Hudson, — eine halbe Tagereise von New-York, bei Westpoint, auf einem als Vorland in den Strom hinaustretenden Hügel und inmitten einer Parkanlage, steht ein einfaches Denkmal. Düstere Cypressen schatten im Hintergrunde, und einige Trauereschen und Thränenweiden neigen ihre Zweige herab. Ein schmaler Kiespfad führt durch Blumengebüsch und über Grasplätze hin zu dem stillen Plätzchen. Auf dem Steine ist zu lesen: „Kosciuszko, dem Helden zweier Welten." —

Kosciuszko! Wer könnte an dieser Stelle das Wort aussprechen ohne Empfindungen der Ehrfurcht? Hier hat er gestritten, hier hat er als Sieger gestanden neben Washington und Lafayette, hier sahen die drei Männer die Sonne der Freiheit aufgehen über die junge Welt, die nämliche Sonne, die des Helden brechender Blick später untergehen sah über seinem unglücklichen Vaterlande.

Daß dies möglich gewesen! Wie konnte der herrlichste Kampf im Angesichte der gesitteten Welt so entsetzlich endigen? Wie durfte so Großes so schmählich untergehen? — Doch Polens Geschichte ist noch nicht aus. Es kommt ein Tag, da ruft die jauchzende Welt: „Gerechter Gott!"

Was soll ich über Kosciuszko sagen? — Bis zum Höchsten, was die Menschheit ehrt und die Geschichte preist, hat die Schlange der Verleumdung sich kriechend und schleichend hinaufgewunden, um es mit ihrem Gift zu bespritzen. Ich nenne unter tausend Zeugen Demosthenes und Scipio, Seneca und Socrates, Washington und Bolivar. Kosciuszko's makellose Tugend allein hat selbst die Bosheit entwaffnet; sie nahm der Verleumdung ihren Stachel. „Man muß ihn hassen und — bewundern", sagten von ihm seine Feinde. — Wenn ich ihm den Kopf abschlagen lassen würde, müßte ich ihm eine Ehrensäule setzen", antwortete der Czar, als man ihm rieth, lieber dem gefangenen Feldherrn als Rebellen den Prozeß zu machen, als ihn in Freiheit zu setzen.

Kosciuszko erhielt seine militärische Erziehung in Frankreich. Als der Kampf der Nordamerikaner gegen den Despotismus des Königthums losbrach, war er polnischer Hauptmann. Sein für das Große und Hohe em-

pfänglicher Sinn ließ ihn nicht ruhen. Er forderte und erhielt den Abschied, eilte nach Boston und stellte sich zum Kampfe für die Menschenrechte dem großen Washington zur Verfügung. Der junge Pole wurde der Adjutant des Feldherrn. Er focht mit Auszeichnung in allen Schlachten. Seine Tapferkeit, seine Kenntnisse, die Hoheit seines Charakters erwarben ihm Washingtons und Lafayette's Freundschaft; Franklin beehrte ihn mit seinem Umgang; die Generäle und Staatsmänner Nordamerika's überhäuften ihn mit den Zeichen ihrer Hochachtung. — Kosciuszko und Lafayette waren die einzigen Europäer, denen der Kongreß den Dank der befreiten Nation votirte und die er mit dem Cincinnatusorden schmückte.

Nach dem vollständigen Triumph der Volksfreiheit in der neuen Welt in sein Vaterland zurückgekehrt, trat er dort bald an die Spitze jener Männer, die das von der Habgier der zum Untergange Polens verschworenen Fürsten zerrissene und niedergetretene Vaterland wieder aufzurichten strebten. Bei der Neubildung der polnischen Nationalarmee 1789 gab ihm der Reichstag das Kommando einer Brigade. Er erklärte sich für eine freie Verfassung und sprach sich kühn für die Aufnahme des großen Kampfes gegen die Uebermacht der nach einer letzten Theilung Polens lüsternen Nachbarn aus. In den Feldzügen von 1791 und 1792 bedeckte er sich mit Ruhm. Mit 4000 Mann polnischer Landwehr widerstand er 20 Stunden lang dem Angriff einer Kolonne von 16,000 Mann russischer Kerntruppen bei Dubienka und glücklich führte er sein auf die Hälfte geschmolzenes Häuflein der Hauptarmee zu. Diese That schuf eine große Meinung von seinem Feldherrntalente. Kosciuszko sollte an die Spitze des Heeres gestellt werden; doch der schwache König Stanislaus verlor plötzlich den Muth zum längeren Widerstande gegen die feindliche Uebermacht, und in einer bedrängnißvollen Stunde unterwarf er sich dem Willen der Kaiserin Katharina. Kosciuszko, unfähig, die Schmach des Vaterlandes zu ertragen, legte hierauf seine Würden und Aemter nieder und suchte in der Nähe von Leipzig ein stilles Asyl. Das war im Jahre 1792. Die Freiheit feierte damals in Frankreich ihren Triumph gegen das verbündete Europa; der Konvent dekretirte Kosciuszko das französische Ehrenbürgerrecht; er lud ihn ein, die Nation als ihren Gast zu ehren. Aber Kosciuszko, unfähig jedes andern Gefühls als dem des Schmerzes über die Erniedrigung Polens, auf welchem die russische Faust schwerer ruhte, als die Hand des Herrn auf den Sklaven, dankte und lehnte ab. Später sammelten sich einige Männer aus den edelsten Geschlechtern um Kosciuszko, und den Berathungen derselben zur Rettung Polens entsprang jener Plan, welcher mit Hülfe eines Volksaufstandes die Russen aus dem Lande werfen und den Todeskampf um Freiheit und Unabhängigkeit aufnehmen wollte. Die Vorbereitungen geschahen von den Verbündeten in der Stille des treubewahrten Geheimnisses. Noch bestand ein Königreich Polen dem Namen nach; freilich nur ein leerer Schatten. Als aber ein petersburger Ukas

befahl, das polnische Heer dem russischen einzuverleiben, und jenes in das Innere Rußlands abgeführt werden sollte: da brach, von den entrüsteten Volksleidenschaften aufgestachelt, der Aufstand vor der Zeit los. Alles griff zu den Waffen und Kosciuszko wurde zum Oberfeldherrn berufen. Die russischen Besatzungen wurden aus Krakau, Warschau und vielen andern Städten des Landes verjagt, und zogen sich in die festen Plätze zurück. Kosciusko erließ nun einen Aufruf an die Nation, hielt ihr die ganze Kühnheit und Größe ihrer Aufgabe vor, und zeigte, mit der Begeisterung eines Helden und Apostels, auf den Kampf hin, in welchem jeder Pole Leben und Habe dem Vaterlande willig zum Opfer zu bringen habe, wenn es aus solchem Streite als Sieger hervorgehen wolle. Der Aufruf wirkte. Die Kleinmüthigen flohen aus dem Lande; die Festen und Braven griffen zum Schwert, die Bauern zur Sense. Ganz Großpolen stand auf in wenig Tagen und jagte die meisten preußischen Besatzungen fort. In den durch Rußland abgerissenen Provinzen erhob sich ebenfalls die Fahne der Empörung. Ueberall bildeten sich Heerhaufen unter bewährten Führern, oder Freischaaren, welche die Kommunikationen der feindlichen Truppen unterbrachen, die Zufuhren auffingen und ihre Eskorten aufhoben oder niedermachten. Aber ein Zusammenwirken aller Kräfte war in der kurzen Zeit, welche Kosciuszko zum Organisiren übrig hatte, nicht zu ermöglichen. Preußische, österreichische und russische Heersäulen drängten von allen Seiten heran. Kosciuszko hatte in wenigen Wochen ein Heer von 20,000 alten geübten Truppen und 50,000 Mann Landsturm gesammelt. Es galt, mit diesen gegen vier feindliche Armeen, alles kriegsgewohnte Kerntruppen, die zusammen 170,000 Mann mit 600 Kanonen zählten, zu operiren. Seine größte Macht war das Vertrauen auf sich selbst und auf Gott; seine stärksten Waffen waren sein Heldenmuth, das Vertrauen seiner Mitbürger und die Hingebung seiner Truppen. Die ältesten Generale, mit denen er früher gedient hatte, ordneten sich seinen Befehlen gehorsam unter; ergraute Legislatoren dienten in seiner Umgebung; die jungen Söhne der Fürsten und Magnaten einigten sich zu Schwadronen, stolz darauf, die Befehle Kosciuszko's zu den härtesten Leistungen und gewagtesten Unternehmungen auszuführen. Der Neffe des Königs selber, einst sein General, blieb, seines Winkes gewärtig, als Adjutant an seiner Seite. Keine Nation hat je schönere Tage der Hingebung für ihre Freiheit und Selbstständigkeit gesehen, als damals Polen. Kosciuszko war nicht bloß Feldherr: ausgerüstet vom Reichstage mit unumschränkter Gewalt führte er, zugleich mit dem Schwerte, die Zügel in allen Zweigen der Verwaltung, überall Ordnung schaffend, die Ausgaben regelnd, Verschleuderungen und Veruntreuungen hemmend und hindernd und neue Hülfsmittel erforschend, wenn die alten versiegten. Im Kriege ein Cäsar, vereinigte er den Rechtssinn eines Aristides mit der Bürgertugend und Charaktergröße eines Washington und der Staatsweisheit

eines Sully. Manche Woche kam kein Schlaf in seine Augen. Seine Ausdauer schien mehr als die eines Menschen. Aus dem Staatsrath eilte er auf's Schlachtfeld; von der Rednerbühne in den Kriegsrath, aus der Kanzlei in die Laufgräben. Bald diktirte er einen Feldzugsplan, bald einen Gesetzentwurf für das Wohl des Volks und Reichs. Er hob die Leibeigenschaft auf, reformirte die Gerichtsverfassung, setzte einen Nationalrath ein und bahnte tausend Reformen und Verbesserungen zur Beglückung des Vaterlandes den Weg, während die Kanonen der Schlachten die Erde dröhnen machten. Ein Cincinnatus, größer als der des Alterthums, war er zugleich Bürger und Gesetzgeber, Staatsmann und Feldherr, Regent und Soldat, Unterthan und Diktator. Den schwachen Stanislaus behandelte er mit Achtung, seine Umgebung, den Hof, mit Schonung. Die militärischen Kräfte Polens durch sein Genie vervielfältigend, erschien Kosciuszko selbst den Feinden wie ein Halbgott. Der König von Preußen bekannte offen, er sey unüberwindlich. Doch von der Seelengröße des Mannes hatte auch er keine Ahnung; denn er machte ihm glänzende Anerbietungen.

Der Krieg raſete durch das unglückliche Land. Es half nichts, daß der Sieg dem polnischen Oberfeldherrn von Schlachtfeld zu Schlachtfeld folgte. Immer neue Heersäulen zogen auf Befehl der Kaiserin Katharina aus ihrem weiten Reiche gegen Polens Grenzen; Preußen drängte von Westen her, Oesterreich von Süden. Gegen so viele Feinde hielten Polens Kräfte nicht aus. Kosciuszko, genöthigt, gegen alle Front zu machen, mußte sein Heer theilen, und die Unterbefehlshaber der einzelnen Corps unterlagen bald da, bald dort. Als die Polen unter Sierakowsky im September 1794 in der zweitägigen Schlacht bei Brzec in Litthauen durch die russische Uebermacht überwunden waren, drang Suworow mit seinem Heere unaufhaltsam gegen das Herz des Reichs vor, — Alles vor sich niederwerfend, was ihn aufhalten wollte. Mit Mühe hatte Kosciuszko noch ein Heer von 21,000 Mann, meistens Landwehr, bei Warschau gesammelt. Kühn ging er mit demselben den Russen entgegen, nicht rechnend mit der Ueberzahl der Feinde, deren Muth gehoben wurde durch das Vertrauen, das so viele Siege und Suworows Ruhm einflößten. 12 Meilen von Warschau, bei dem Städtchen Maczieice, trafen die beiden Heere auf einander. Es war am 10. Oktober. 80,000 Mann waren die Russen stark; 20,000 zählten die Polen. Dreimal stürmten die Russen gegen die polnische Fronte an; dreimal wurden von den Kartätschen ihre Kolonnen gelichtet und ihre Reihen niedergestoßen von den polnischen Bayonnetten. Die Bataillone der Polen standen wie eherne Mauern: vor ihnen thürmten die Leichen der Russen sich zu Wällen auf. Da rief Suworow die Reserven herbei und selbst stürmte er nun zum vierten Male mit verdoppelter Zahl. Die Wucht des Anpralls war so ungeheuer, daß die Linien der Polen durchbrochen, nicht zurückgedrängt wurden. Es entspann sich ein Kampf Mann gegen Mann, oder vielmehr Vier gegen Einen. Ver-

geblich waren Wunder der Tapferkeit, vergeblich fielen 10,000 Russen; die polnischen Haufen schmolzen zusammen, die meisten Generale und Offiziere waren todt oder verwundet; aber hoch zu Roß kämpfte noch Kosciuszko im dichtesten Getümmel, seine Tapfern durch sein Beispiel entflammend, durch seinen Zuruf anfeuernd. Schon blutete der Held aus 5 Wunden und noch blitzte sein Degen: da traf ihn eine Kugel in die Brust: — Nacht umflorte seinen Blick und mit dem Schmerzensruf: „Finis Poloniae!“ sank er bewußtlos vom Pferde. Er wurde, noch athmend, aus einem Haufen Leichen hervorgezogen und als russischer Gefangener fortgeschleppt. Polen war verloren. Suworow erstürmte Praga und schändete seinen Sieg durch unmenschliche Grausamkeit gegen die Ueberwundenen. Warschau unterwarf sich am 9. November. Die Preußen drangen durch Großpolen vor; das österreichische Heer bis Lublin. Das übrige Land besetzten die Russen. Die dritte Theilung des Reichs vollendete die schwärzeste That der neueren Geschichte, und die Meinung der Welt brandmarkte sie als ein Verbrechen, das nach Sühne zum Himmel schreit. Polen, als Staat, hatte aufgehört zu seyn.

Das Verfahren gegen den gefangenen Helden und seine Leidensgefährten war einer Katharina würdig. Das unedle Weib, berauscht vom Siege, ließ sie in die Kerker werfen. Erst nach der Kaiserin Tode öffneten sie sich. Kaiser Paul I. gab die Männer frei. Er ließ Kosciuszko vor sich führen und überreichte ihm seinen Degen; aber der Held antwortete: „Czar, ich brauche ihn nicht, denn ich habe kein Vaterland mehr“. Niemals hat er wieder eine Waffe getragen. Paul, überwältigt von so viel Seelengröße, beschenkte Kosciuszko, der auch sein Vermögen auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hatte, mit großen Gütern; aber auch diese wies der Cincinnatus mit den Worten zurück: „ich habe genug, mir Rüben zu bauen, und mehr bedarf ich nicht“. Kosciuszko ging in Begleitung eines Freundes Niemcewicz nach Frankreich und England, wo ihn eine Botschaft des nordamerikanischen Kongresses überraschte, der ihn als Ehrengast einlud. Er folgte dem Rufe und wurde von dem freien Volke wie ein König empfangen. Alle Parteien suchten einen Wetteifer darin, ihm ihre Verehrung auszudrücken. Der Kongreß votirte ihm einen Jahrgehalt und bot ihm denselben mit so viel Zartsinn an, daß ihn Kosciuszko nicht ausschlagen konnte. Seine Landsleute schickten ihm den Säbel Sobieski's; — er rührte ihn nicht an. Der Held der Freiheit wollte nur für die Freiheit seines Vaterlandes kämpfen. Als Napoleon aus den Polen im Feldzuge von 1807 ein Werkzeug gegen Rußland schmieden wollte, und denselben Wiederherstellung des Reichs und eine Verfassung versprach, warnte Kosciuszko seine Landsleute vor den trügerischen Lockungen. Vergeblich. Die Polen erhoben sich unter Dombrowsky und sie sandten eine Deputation ab, um Kosciuszko an die Spitze des Heeres zu berufen; er antwortete: er wolle nicht die fremde Lüge mit seinem Degenknopf besiegeln, und

damit lehnte er den Ruf ab. Napoleon drohte, ihn, der inzwiſchen nach Europa zurückgekehrt war, und ſich bald in der Schweiz, bald in Paris aufhielt, mit Gewalt nach Polen zu ſchaffen, — er lachte der Drohung und war unempfindlich gegen die lockenden Anträge, die ihm die kaiſerliche Regierung machte, um ihn für ihre Pläne zu gewinnen. Napoleon vergaß ſich ſo weit, daß er im Namen Kosciuszko's einen Aufruf an die Polen im Moniteur einrücken ließ. Der Held hatte die Unerſchrockenheit, ihn ſogleich, unbekümmert um die Rache der kaiſerlichen Allmacht, in den Zeitungen als falſch und untergeſchoben zu erklären. Nach dem Sturze Napoleons forderte er den Kaiſer Alexander von Rußland auf, Polen mit freier Verfaſſung wieder herzuſtellen, und dieſer Anregung ſind die Conceſſionen zu danken, die jener Fürſt den Polen gemacht hat. Die letzten Jahre ſeines Lebens verbrachte Kosciuszko in ſtiller Zurückgezogenheit, nur ein Paar Freunden zugänglich, zu Solothurn in der Schweiz. Der 15. Oktober 1817 iſt ſein Todestag. —

Der Held zweier Welten, welcher Amerika die Freiheit erobern half und ſeinem Vaterland, dem er ſich geopfert, mit der Glorie unvergänglichen Ruhms die Anwartſchaft auf Freiheit hinterließ, iſt in den Schooß der Gottheit zurückgekehrt. Die Nationen ſollten, — mit Mirabeau's Worten zu reden — nur um ihre Wohlthäter trauern; die Heroen der Menſchheit allein ſind der Huldigung der Nachwelt würdig. — Amerika, das freie, als es Kosciuszko's Tod vernahm, legte Trauerkleider an, und die civiliſirte Welt nahm Theil an dieſer Huldigung des Andenkens eines Mannes, der für den Sieg der ewigen Menſchenrechte in beiden Hemiſphären ſo Großes gethan und gewirkt hatte. Von ihm gelten die Worte des Dichters:

Städte verwehen in Staub, und Reiche zerfallen in Trümmer;
Aber ſein Name erglänzt wie die Sterne am Himmel — ewig.

GHAT HURDWAR

Aus d. Kunstanst d Bibl Inst in Hildbh

Eigenthum d Verlegers

Hurdwar.

Es ist leider eine unleugbare Wahrheit, daß viele Religionen nichts sind, als Erzeugnisse der Schwankungen und Verirrungen des menschlichen Geistes. Dem unbefangenen Forscher stellen sie sich, in ihrer Ausartung, als die schwersten, fluchwürdigsten Ketten dar, welche die Menschheit trägt, und die sie am raschern Fortschreiten auf der Leiter der Bildung hindern. In hohem Grade gilt dies von den Glaubenssystemen, unter deren Herrschaft die meisten Völker des Orients verkümmern.

In jenen Zeiträumen, während welcher die ältesten Völker Asiens und Ostafrika's in der Mythe und Fabel finsterem Labyrinthe irrten, gelangten ihre naturforschenden Priester, bei der Fortsetzung ihrer Studien und Untersuchungen über die Ordnung und Einrichtung der Welt, allmählig zu Resultaten, welche den Begriff vom Dasein eines allmächtigen Schöpfers und Regierers anbahnten. Sie hatten gefunden, daß nichts in der Welt untergeht. Sie hatten die Unzerstörbarkeit der Elemente entdeckt, und erkannt, daß wohl deren Zusammensetzung, nie aber deren Natur sich ändere. Die Wahrheit, daß Leben und Tod nur veränderte Modifikationen derselben Atome sind, war ihnen kein Geheimniß geblieben, und daß die Welt ewig, d. h. ohne Schranken des Raums und der Zeit sei, wurde ein, durch tausend Beweise unterstütztes, allgemein angenommenes Axiom.

Aus der Unvergänglichkeit der Atome und Unzerstörbarkeit der Elemente deducirten die Priester die des ätherischen Wesens, dessen Dasein das Leben bedingt; aus der Unvergänglichkeit der Materie leiteten sie die Unsterblichkeit der Seele ab. Aber wie in der physischen Welt die Atome sich trennen und anders fügen, und zu andern Formen sich ausprägen, so dachte man sich auch eine Wanderung der Lebensgeister von einem Körper zum andern: — die Seelenwanderung. — Man bemerkte in der ganzen Natur einen ewigen Kreislauf: dem befangenen Auge stellte die Welt als Maschine sich dar. Eine solche, so schloß man weiter, baut sich nicht selbst, sie muß einen Urheber haben; also entstand der Begriff vom alleinigen, allmächtigen Gott.

An den Ufern des Indus, des Euphrats und des Nils wurden diese Vorstellungen zuerst wach, und sie bildeten die Grundlage der Geheimlehre der Geweiheten. Als aber im Laufe der Zeiten in dem Schooße der Priesterkollegien über die Natur der Gottheit Meinungsverschiedenheiten entstanden, und diese zu Streitigkeiten und Spaltungen führten; als in Folge politischer Umwälzungen sich Völker und Meinungen gewaltsam vermengten: da ging der Faden der Ideen verloren; in's Chaos sank die Gottes-

lehre, und war nichts mehr, als ein Worträthsel, zusammengesetzt aus Traditionen, die Niemand mehr verstand. Jetzt wurde die Religion Verbündete, oder Werkzeug der politischen Macht, oder sie bot sich als ein immer bereites Mittel dar, die leichtgläubige Menge zu leiten, dessen sich bald leichtgläubige Menschen selbst, von ihren eigenen Träumen betrogen, bald kühne Menschen, von starker Seele, zu ehrsüchtigen Zwecken, bald tugendhafte und wahrhaft große Menschen für ihre Pläne zur Veredelung ihres Geschlechts mit mächtigem Erfolge bedienten.

Moses, der Gesetzgeber der Israeliten; fünf Jahrhunderte später Zoroaster, und, vor diesem und Moses, Menu, der indische Glaubensfürst, waren solche Menschen. Dieser, wahrscheinlich ein aus Aethiopien geflüchteter Schismatiker, führte an den Ufern des Ganges die Lehre von den drei Urkräften, oder der Dreigottheit ein; die nämliche, welche auch später aus Aegypten an die Griechen, nur mit einigen Modifikationen, überging. Diese indische Dreieinigkeit nennt Brahma (Jupiter) den Urheber aller Erzeugung (der Schöpfung), Schiwa (Pluto) den Geist der Zerstörung, und als Gott-Erhalter Wischnu (den Neptun). Pythagoras und Plato haben dieses System verfeinert, und in den jüngsten Religionen begegnen wir ihm unter andern Formen wieder.

Menu war ein eben so glücklicher als schlauer Betrüger. Nie ist aus dem Kopfe eines Sterblichen eine Religion hervorgegangen, welche, wie die seinige, über die Menschen eine so unumschränkte Herrschaft übt, und der Priesterkaste eine so erhabene Stellung einräumt. Der Charakter, die Sitten, die Lebensart des Volkes bis auf die kleinsten Verrichtungen ist ihr Werk, und der vollkommenste Despotismus, der je auf Menschen drückte, erhält die unglücklichen Völker, welche ihr huldigen, mit tausend Banden so unauflöslich umschlungen, daß selbst der gewaltige Einfluß andersgläubiger Eroberer bis jetzt wenig an ihr zu ändern vermocht hat. Seit drittehalb Jahrhunderten herrschen mohammedanische, und seit einem halben Jahrhundert christliche Fürsten über die Hindus; aber unerschüttert, als wäre Menu's Werk erhaben über allen irdischen Wechsel, steht noch immer das Ansehen seiner Priester. Sein System, das allen Rangunterschied erblich und persönlich macht, alle Vorrechte und Einschränkungen mit der Geburt verknüpft, und jedem der hundert Millionen seiner Gläubigen verbietet, das zu werden, wozu ihn die Natur geschickt macht, und das zu bleiben zwingt, wozu ihn die Geburt verdammt hat, — erhebt die Priesterkaste (die Braminen) zur Ebenbürtigkeit mit der lebendigen Gottheit, und umgibt sie mit einem strahlendern Nimbus, als die Götter selbst. Jeder Bramine, sei er auch der roheste, unwissendste und lasterhafteste Mensch, sei er, wie so viele Tausende es sind, ein in Lumpen gehüllter, schmutziger Bettler, ist höher gestellt in der Meinung des Volks, als der König, und wird verehrt als ein unmittelbarer Theil des höchsten Wesens. Seine Person ist unverletzlich unter allen Umständen; und selbst

wenn er das Staatsoberhaupt mordet, darf er nur aus dem Lande gewiesen werden. Was er dem menschlichen Geschlecht verkündigt, ist ein Spruch der Allmacht. Geschick und Zufall dienen seinem Willen; und Wohl und Wehe jedes Einzelnen, wie ganzer Reiche, liegen in seiner Gewalt. Und vermöge dieses Glaubens ist der Bramine Herr des Vermögens und der Dienste jedes Hindus. Niemals ward ein großer Theil der Menschheit frecher, schändlicher und dauernder um seine natürlichen Rechte zum Vortheil Weniger betrogen! Alle europäischen Einrichtungen alter und neuerer Zeit, der politischen wie der kirchlichen, zur leiblichen und Seelenbeherrschung der Massen, sind gegen diese nichts und vergleichen sich ihnen wie schlechte Schülerarbeiten zu denen des Meisters.

Der Ganges, der Geburtsort dieses an der Menschheit Hochverrath übenden Religionssystems, blieb auch der vornehmste Sitz seiner sogenannten Heiligthümer. Dort, wo jener gefeiertste der Ströme, aus den Gletscherwüsten des Himalaya kommend, mit mächtiger Fluth die Riesenmauer des Sewalukgebirges durchbricht, um sich in die Ebenen von Hindostan zu wälzen, liegt Hurduwar (Hurdi-war, die Pforte Gottes), ein so heiliger Ort, daß die Nennung des bloßen Namens schon im Glauben des Hindus ein Gott wohlgefälliges Gebet ist. Sechs Millionen Hindus pilgern jedes Jahr hierher, und viele kommen von den weitesten Entfernungen, um in den Fluthen des heiligen Stromes ihre Seele von aller Schuld zu reinigen. Hindostan ist reich an solchen Mauthstätten der Dummheit und des Betrugs, aber keine ist größer und einträglicher: — 12,000 Braminen sind hier die Zöllner. Doch nicht allein sie, auch der Wucher und Schacher mit andern Waaren hält, wie in so manchen nichtindischen Wallfahrtsorten, in Hurduwar reiche Ernte, und Tänzerinnen, Gaukler, gefällige Mädchen, Verkäufer von Waaren aller Art, halten hier zu Tausenden Markt. Die Stadt und ihre Umgebung ist während der Pilgerzeit, im Sommer, ein endloser Bazar, in dem neben den Manufakturen von England die Parfüms von Paris, die Shawls von Caschemir, die Seidenzeuche China's, die Korallen des rothen Meeres, die Diamanten Golconda's, die Perlen von Ceylon, Rosenöl aus Persien, Schweizer Uhren, arabische Spezereien, Balsam aus Timbuktu und seltene und kostbare Dinge aus allen Erdgürteln zum Kauf ausliegen. Man schätzt den Betrag des jährlichen Waarenumsatzes an diesem Wallfahrtsorte auf mehr als 20 Millionen Gulden. —

Die Hauptstraße der Stadt führt längs dem hohen und steilen Stromufer hin. Sie hat an mehren Stellen Ausgänge, von denen hohe Treppen hinab zum Flusse leiten. Die größte und breiteste dieser Treppen ist die hier abgebildete, und die Stromstelle an ihrem Fuße steht im Rufe, die heiligste und wirksamste im ganzen Ganges zu sein. Daher ist hieher stets der größte Andrang der Pilger, und es ist schon der Fall gewesen, daß 500,000 an einem einzigen Tage ihre Waschungen daselbst verrichteten. Letzteres geschieht, am Tage, wie in der Nacht, nackt, ohne Unterschied des

Alters oder Geschlechts, und es bedarf keines scharfen Beobachters, um zu merken, daß nicht Frömmigkeit und Aberglaube allein die Badenden zusammen schaart. Von jedem Pilger wird für die Erlaubniß, sich zu entsündigen, von den Braminen eine Abgabe erhoben, und außerdem gehen immer Tausende dieser indischen Pfaffen unter der wogenden Pilgermasse umher, und fordern mit lauter Stimme zu gottgefälligen Opfern auf. Die Summen sind unglaublich, welche auf diese Weise erhoben werden. Die Einnahme der Priester überstieg an Einem Tage einst die Summe von 240,000 Gulden. Unglücksfälle sind so gewöhnlich, daß sie nicht beachtet werden; denn obschon der Strom, wenn ihn nicht Regengüsse anschwellen, für Erwachsene keine lebensgefährliche Tiefe hat, so giebt doch der grenzenlose Unfug zur Nachtzeit, die eine Menge Berauschter in die Fluthen lockt, nur zu häufig Anlaß, daß Viele im Ganges ihr Grab finden. Noch fürchterlicher sind die Unglücksfälle, welche haufig durch den Mangel an Raum auf der großen Badestiege und in dem engen Zugange zu derselben entstehen. Im Jahre 1820, im Sommer, bei einer Anwesenheit von 700,000 Pilgrims, geschah es einmal, daß das Gedränge nach der Haupttreppe so fürchterlich wurde, daß, als sich nach fünfstündiger Dauer der Menschenknäuel entwickelte, über 3000, meistens Weiber und Kinder, zertreten und todtgedrückt, diese Stiege und die zu ihr führenden Straßen bedeckten, und über 10,000 mit zerquetschten Gliedern ihre Frömmigkeit büßten. Unter den Erdrückten befanden sich sogar 120 Soldaten, welche der Gouverneur zur Aufrechthaltung der Ordnung hergesendet hatte. Seit diesem großen Unglücke hat die britische Regierung die Zugänge zu allen Badeplätzen, trotz der Protestation der Braminen, um das Doppelte erweitern lassen, und 2000 Mann Kompagnietruppen sind während der Pilgerzeit dazu bestimmt, die Wiederkehr so schrecklicher Fälle zu verhindern. Man hat seitdem bemerkt, daß die Zahl der Pilger, obschon immer noch ungeheuer, alljährlich abnimmt, und der Zeitpunkt ist vielleicht doch so fern nicht mehr, wo England es wagen darf, den Strom europäischer Bildung und europäischen Strebens in weitern Kanälen nach jenen fernen Gegenden seines Weltreichs zu leiten, und an die Uhr des menu-asiatischen Lebens größere Gewichte seines Einflusses zu hängen. Unmöglich kann die von den Braminen unterhaltene Macht des Aberglaubens dem unaufhörlichen Lichtausstrahlen von den Centralpunkten europäischer Sitte, Calcutta, Bombay und Madras, dauernd widerstehen, und im Gefolge der Sitten bahnt sich gewiß allmählig auch ein edlerer Glaube Weg in die Herzen der östlichen Völker. Es ist kein Traum des Menschenfreundes, daß im Wechselspiele menschlicher Schicksale Europa zur Regeneration Asiens berufen sei. Nur die Zeit wolle man ihm nicht bemessen.

DIE THERMOPYLEN

GRIECHENLAND.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

Die Thermopylen.

Der Begriff von groß und klein ist kein absoluter; er setzt allemal den Vergleich voraus. Wenn der Eskimo seine Winterhütte betrachtet, so kann sie ihm groß erscheinen; doch winzig würde sie ihm vorkommen, sähe er den Palast eines Fürsten. Ein Bauer kann die Milbe in seinem Käse für das Kleinste alles Lebendigen halten; doch wird sie zum Elephanten, verglichen mit den Geschöpfen der Infusorienwelt, in der unser mit dem Mikroskop bewaffnetes Auge alle Tage neue Entdeckungen macht. Wir staunen den Schiffer an, der die Erde umfährt und messen verwundert die Länge seines Wegs durch die Oceane von Zone zu Zone: doch wie klein ist seine Reise, verglichen mit der des Strahls, welcher von der Sonne zur Erde dringt. Wir sind betroffen von der Geschwindigkeit des Adlerflugs, verblüfft von der Schnelligkeit des elektrischen Stromes, der unsere Gedanken auf den Flügeln des Blitzes an den metallenen Drähten in die weitesten Entfernungen trägt: was ist diese Schnelligkeit gegen die Bewegung des Lichts, welches im Weltraume fast drei Millionen geogr. Meilen in einer Minute durchläuft? Wir gerathen in Staunen über das Alter der Pyramiden, die Werke vergangener Jahrtausende; wo schwinden sie aber hin, wenn wir bedenken, daß der schwache Schimmer des fernsten, uns sichtbaren Nebelflecks über 80 Millionen Jahre braucht, um unser Auge zu erreichen? — Nennen wir nicht Alle unsere Welt, die Erde, groß? Und was ist diese Erde im Sternenkreise, dem sie angehört: im Ringe der Milchstraße, des Sternengürtels, welcher 20 Millionen Sonnen zählt? Und was ist selbst diese Milchstraße unter den Myriaden von Milchstraßen, deren Gesammtheit eins der Weltsysteme ausmacht, welche, ungezählt und unzählbar, sich in dem unendlichen Weltraume bewegen? — Wir beugen unser Haupt vor einem Menschen, der auf einem Bröckchen jener Erde, jenes Stäubchens im Aether, das Recht des Stärkern übt; wir sinken nieder vor einem andern, der hienieden die Statthalterschaft Gottes ausübt, und dessen Thun und Reden als heilig und unfehlbar gilt; — und was sind diese Mächtigen gegen DEN, welcher in der Republik des Weltalls der Freiheit ewige Gesetze geschrieben hat? — Wahrlich, ich sage Euch, es ist nur Eins groß, das

Eine, in dem alle Begriffe von absoluter Größe, von Dauer, Raum, Kraft, von Ewigkeit, Unendlichkeit und Allmächtigkeit zusammen fließen: — GOTT — des Weltalls schaffender, belebender, ordnender Geist! — Da hört aller Vergleich auf, da steht alle Betrachtung still, da hat der Gedanke seine Schranke; und wer sie überschreitet, der verirrt sich, wie der Schiffer ohne Kompaß im Ocean. —

Vom Himmel zur Erde niedersteigend, ist es uns gestattet, an Das, was wir groß nennen, einen bescheideneren Maßstab anzulegen. Mit Recht nennen wir groß Männer und Thaten, an denen das Geschlecht sich erwärmen kann und erheben in allen Zeiten. In Hellas, in Palästina und in Italien, wo noch der Garten der Erde zur Stunde blüht, da haben von jeher die heiligen Symbole, Freiheit und Tugend, in Helden ihre Träger gefunden; dort wuchsen die hohen Lebensbäume der Menschheit auf, die über die Zeiten ragen; dort war die Heimath der Götter, der Heroen, der Bildner des Geschlechts, wie sie die Wiege jenes Wunderkindes gewesen, welches Hirten und Könige verehrten; von dort her sind die Engel ausgezogen mit dem ethischen Flammenschwert zur Rache gegen Trug, Mißbrauch und Entartung. — In jenen Sonnenländern wurde auch das griechische Leben geboren und entwickelt, in welchem alle späteren Humanitätsbestrebungen des Abendlandes ihre Quelle haben. An der Geschichte des kleinen Griechenvolks, an den hellenischen Geschicken ist der Welt klar geworden, daß im Menschheitsleben etwas Anderes wirkt und schafft, als die Materie, welche dem eisernen Zügel der Nothwendigkeit blind gehorcht: ich meine die höhere Willenskraft, welche die freien Geister regiert und keine andere als eine freiwillige Unterwerfung will. Frei ist die Wahl unter den Elementen des Glücks der Geisterwelt gegeben. Mögen sie nun nach eigener Willkür zum Göttlichen sich bestimmen, oder zum Abfall und zur Erniedrigung, sie werden letzteres doch nicht anders zu thun vermögen, als auf die Gefahr hin, im Nichtigen sich zu verlieren, dem Alles anheimfällt, was sich lossagt von den unwandelbaren Geboten der Tugend und der Pflicht. Bei den griechischen Helden, welche aus freiem Entschluß sich jener ethischen Leitung hingaben, die im Gewissen vernehmlich spricht, sehen wir ihren Willen mit dem der Gottheit, als dem Ursprung ihres Wesens, in Eins zusammenfließen und deshalb wirken sie mit einer Kraft, Stärke und Dauer im Geisterreiche fort, gegen welche das Wirken der großen Menschen späterer Zeiten oft unbedeutend erscheint. Zeiträume des Verfalls liegen zwischen der Gegenwart und den Tagen, da die Heroen in die Schattenwelt hinunterstiegen; wir kennen ein ganzes Jahrtausend, in welchem das kranke Geschlecht in Siechheit sich hingeschleppt; wir kennen Jahr-

hunderte, in welchen die Schatten des Todes und der Verwüstung umgegangen und das Leben der Völker sich in Mühsal und Elend aufgelöst: aber nicht das zeitweilige Taumeln aus den lichten Ideen des griechischen Lebens in die Finsterniß der leeren Scheinwelt; nicht die Nacht, die mit tödtendem Frost auf den Menschen lag; nicht die Eigensucht, in welcher alles Lebendige erstarrte; nicht die Zeiten, da die alte Welt in ihren eigenen, fressenden Feuerflammen sich verzehrte, und allgemeine Fäulniß im Staat und Volksleben war; nicht jene Mitternachtsstunden der Vergangenheit, da die Hölle selbst aus dem Abgrund zur Erde aufgestiegen schien, um alles Menschliche und alle Bildung auszutilgen, hat die ewige Kraft des griechischen Heldenthums auszutilgen vermocht. Todt und begraben war das verrottete Alterthum, Hellas und Italien, die blühenden Gärten der Menschheit, waren zertreten und bis zum Grund zerstört: aber die Saat ihrer Gesittung, die nicht mehr aufgehen konnte im Boden der Heimath, trugen die Winde über die ganze Erde. Fort und fort haben die Großthaten der hellenischen Geister aus dem Tode das Leben geboren, nach jedem Sterben haben sie ihre Keime im Schooß der Zeiten geborgen: — ja, sind die Arche gewesen, in welche die Menschheit ihr Bestes rettete nach jeder Sündfluth! Selbst das Christenthum konnte sich nur an dem griechischen Feuer erwärmen und in der griechischen Bildung Boden finden, um zu dem Riesenbaume aufzuwachsen, in dessen Schatten die Menschheit neu erblüht. Was ist geworden aus dem Uebrigen, was die alte Welt als groß gepriesen? Was wurde aus den Giganten am Euphrat? Wer kennt noch die Stätte von den Tempeln des Moloch? Als bleiche Schatten wandeln die Geister des Nillands; erstorben ist Indiens Gluth, Mediens Blüthe ist spurlos vergangen; die Feuerflammen auf Persiens Feldern sind erloschen. Griechenlands ewige Sonne allein glänzt noch goldig vom Olymp herüber und über ihr in reinem, ungetrübtem, verklärtem Himmelsglanz Sion. —

Doch zu unserem Bilde! — Was wir heute das Königreich Griechenland nennen, wird im Norden durch einen langen Gebirgsrücken von dem türkischen Thessalien geschieden. Im östlichen Vordrängen nach der Küste steigt derselbe schroff zum hohen Oeta empor und stürzt von da steil, zerrissen, baumlos, in abenteuerlichen Formen zum Meere herab. An dieser Stelle, auf die Weglänge von einer Stunde, sind die Felswände durch einen schmalen, kaum 20—60 Schritt breiten Raum von dem Meer geschieden, und dieser Paß hat stets als das stärkste Thor des eigentlichen Griechenlands gegolten. Seinen Namen „Thermopylen" entlehnt er von den heißen Quellen (Thermen), welche an dem östlichen Fuße des Oeta entspringen und, dem Herkules geweiht, schon in der griechischen Sagenzeit als Bäder benutzt wurden. Der Thermopylenpaß wurde, bald nach der Kolonisirung von Hellas, zum Schutz gegen die Einfälle der nördlichen Barbaren befestigt, und in späteren Zeiten sind diese Befestigungen erneuert und oft erweitert worden. Obschon

meistens im Schutt des Gebirges begraben, kann man sie doch noch an verschiedenen Stellen erkennen, und manche verengern den Paß so sehr, daß er kaum einem Wagen die Passage gestattet. In den Perserkriegen führten die Phocier eine doppelte Mauer vom Fuße des Oeta bis an's Meer hin und verschlossen sie mit doppelten Thoren; diese sind jedoch, wie die Werke, welche die Genuesen in späteren Zeiten aufgeführt haben, jetzt bis auf geringe Spuren verschwunden. Die Landschaft bei den Thermopylen gewährt heutzutage ein trostloses Bild der Oede und Unfruchtbarkeit, und zudem ist sie wegen ihrer Ungesundheit ebenso berüchtigt, als wegen ihrer Unsicherheit; denn das rauhe zerklüftete Gebirg ist der Zufluchtsort der Räuber, welche die Grenzen zwischen dem türkischen und griechischen Gebiete beständig heimsuchen und plündern. Die sonst so berühmten Thermen sind längst eingegangen; die heißen Quellen haben sich zwischen Schutt und Ruinen ein tiefes Bett gegraben, und schleichen als dampfende Bäche zu dem Gestade hin, welches sie versumpfen.

Die Geschichte, bis auf unsere Tage herab, weiß von zahlreichen Kämpfen an diesem Thore Griechenlands zu erzählen; aber keiner glänzt und leuchtet herrlicher aus der Nacht der Zeiten herauf, als der Spartaner Heldenkampf und Opfertod unter ihrem Könige Leonidas. Es war im Juli 480 vor christlicher Zeitrechnung, — als das kleine Volk der Griechen zur Vertheidigung seiner heiligsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit, den Kampf mit der Weltmacht der Perser aufgenommen hatte — daß Xerres Griechenland mit einer Flotte und einem Heere zu gleicher Zeit angriff. Flotte und Heer waren zahlreicher, als sie je die Welt gesehen. Auf Athen lastete die Vertheidigung zur See; der Schutz der Landesgrenze lag den übrigen Staaten ob. Die Besetzung und Vertheidigung des Thermopylenpasses wurde dem tapfersten Feldherrn der Griechen, Leonidas, dem Spartanerkönig, übertragen. Das kleine Sparta konnte nur 300 Bürger und 1000 Heloten stellen; zu ihnen stießen die Kontingente der Lokrer, der Phocier, Arkadier, Thebaner und das von Korinth. Ihre an den Thermopylen vereinigte Macht belief sich auf höchstens 10,000 Mann. Gegen dieses kleine Heer hatte Xerres seine Hunderttausende herangeführt, er selbst hatte den Oberbefehl übernommen.

Langsam wälzte sich durch die Gefilde Thessaliens der Zug der Perser, sechzigtausend Wagen, hunderttausend Saumthiere, Kameele und Elephanten schleppten das Heergeräthe und Speisen für Roß und Mann; denn das durchzogene Land selbst hatte die Mittel zur Ernährung solcher Armeen nicht. Jede Nacht flammten Berge und Thäler von den unzähligen Feuern der Perser, jeden Morgen dröhnte die Erde von den Tritten der Thiere und Menschen, von dem Rasseln der Wagen und Kriegsmaschinen stärker und erschreckender. Als die griechischen Vorposten endlich der Perser endlose Kolonnen heran kommen sahen im funkelnden Waffenschmuck, da sank vielen der Muth und sie meinten, es sei Thorheit, daß

Einer streite gegen Hunderte, und kostbares Blut in fruchtloser Vertheidigung vergossen werde. Die peloponnesischen Heerführer stimmten dafür, man möge alles griechische Land bis zum Isthmus von Korinth, weil es nicht mit Erfolg zu vertheidigen sei, preisgeben, am Isthmus selbst aber eine unüberwindliche Stellung einnehmen. Gegen diese Meinung traten die Thespier und Phocier auf, deren Gebiete dem Einfall der Perser zunächst ausgesetzt waren. Der Zwiespalt der Meinungen wurde heftig, er schürte die keimende Entmuthigung und bedrohte das griechische Heer mit schmählicher Auflösung Angesichts der größten Gefahr. Da erhob sich im Kriegsrath König Leonidas und, nach einem begeisternden Aufruf an das Ehrgefühl der Führer, erklärte er, sein Entschluß sei, hier, an der Pforte des Vaterlandes, mit den Seinen zu siegen oder zu sterben. Fortgerissen von dem Hochsinn ihres Königs, schwuren die meisten, mit ihm in den Tod zu gehen. Nur die Peloponnesier zogen sich zurück. 4000 Mann blieben um Leonidas.

Nach ihrer Weise bereiteten sich die Spartaner feierlich zur Schlacht. Sie schmückten sich wie zum Feste. Grüne Reiser zierten ihre Helme. Festspiele wurden angeordnet und ihren Genossen und den Göttern feierliche Opfer dargebracht. Leonidas vertheilte hierauf sein kleines Heer an die zur Vertheidigung geschicktesten Stellen des Passes. Er ließ die Verschanzungen verstärken und die Zugänge unwegsam machen. Als dies geschehen war, stellte er sich in den vordersten Befestigungen auf, den Anprall der Perser erwartend.

Xerxes war von der Stärke der Griechen und ihren Anstalten gut unterrichtet. Er hielt es für unmöglich, daß es dem Häuflein mit dem Entschluß zum Widerstand Ernst sei. Er wollte großmüthig erscheinen und den Griechen Zeit zur Besinnung gönnen. In dieser Absicht sendete er Boten an sie, welche sie von der Zahl seiner Krieger, von den furchtbaren Mitteln, die seinen Angriff unwiderstehlich machten, unterrichteten. Er gab ihnen Zeit zum Rückzug. Vier ganze Tage lagerte er Angesichts der Thermopylen. Sein Heer murrte und die Griechen ihrerseits machten keine Anstalt zum Abzug. Nun schickte Xerxes einen Sendboten an Leonidas mit der herrischen Aufforderung: seine Krieger in die Heimath zu entlassen und die Waffen abzuliefern. Der Spartanerkönig aber antwortete: „Xerxes komme und hole sie!" Da entbrannte der Zorn des Gewaltigen; er befahl seinen Feldherren, am nächsten Morgen die Thermopylen zu erstürmen. Der Angriff geschah mit Tagesanbruch. In dichten Kolonnen drängten die Perser gegen die Verschanzungen; voran das leichte Fußvolk, wohl an 100,000, deren Pfeile die Sonne verdunkelten, ihm nach die schwerbewaffneten Schaaren — zuletzt die Leibwache des Königs selbst, 10,000, die sogenannte Schaar der Unsterblichen. Aber an der eisernen Tapferkeit der Griechen brach sich der Muth und Ungestüm der Feinde, wie am Fels eine Woge. Jeder Sturm wurde abge-

schlagen, jeder Angriff für die Angreifenden in eine Niederlage verwandelt. Den ganzen Tag währte das Schlachten. Als das Dunkel der Nacht und die beiderseitige Erschöpfung dem Kampfe ein Ende gemacht hatten, sah man um die Schanzen der Griechen im weiten Halbkreise einen Wall aus den Leichen der Erschlagenen. Xerxes hatte von einem Hügel herab, sitzend auf einem goldenen Thron, der Schlacht zugeschaut. Der Fehlerfolg — den er für unmöglich gehalten hatte, — erfüllte ihn mit Wuth und Schrecken. In dieser Lage erbot sich ein Melier, Ephialtes, einen persischen Heerhaufen auf verborgenen, nur ihm bekannten Pfaden während der Nacht durch die Schluchten des Oetagebirges in den Rücken der Griechen zu führen. Xerxes folgte dem Rath und 20,000 auserwählte Truppen der Perser brachen auf unter Anführung des Hydarnes, eines erprobten Feldherrn, um die Stellung des Leonidas zu umgehen. Noch vor Anbruch des Tages hatten sie die Höhen erstiegen. Dort überraschten sie eine Schaar von 1000 Phociern, welche zwar muthig kämpften, sich aber bald vor der Uebermacht zurückziehen mußten. Leonidas hatte inzwischen vom Verrath des Meliers Kunde erhalten, und mit derselben schwand die letzte Hoffnung auf siegreichen Widerstand, welche der glänzende Erfolg des vorhergegangenen Tages in ihm geweckt hatte. Es war ein großer Moment und er offenbarte des Königs ganze Heldennatur. Eingedenk seines Gelöbnisses, seine Pflicht und den Ruhm seines Vaterlandes im Auge, voll des Gedankens, daß das Griechenvolk eines großen Beispiels zu rettender Begeisterung und Einigkeit bedürfe, eines Beispiels für alle Zeiten, rief er seine Spartaner um sich, setzte ihnen mit wenigen Worten die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage und die Größe des Opfers, welches das Vaterland forderte, auseinander und stellte die Frage: ob sie bereit seien, mit ihm in Vertheidigung der Thermopylen zu sterben. Alle — es waren ihrer 300, welche vom Würgen des vorigen Tages übrig waren — riefen, wie aus einem Munde: „Mit dir wollen wir streiten und sterben!" Von den übrigen Griechen blieben noch 700 Thespier bei Leonidas, die den Spartanern den Ruhm des Heldentodes nicht allein lassen wollten. Die übrigen Kontingente entließ der König, „auf daß ihre Tapferkeit dem Vaterlande für künftige Schlachten bewahrt bliebe"; und dann bereitete sich die kleine Schaar durch ein feierliches Gebet zum Tode. Es war nahe am Tagen. Eben verschwanden die letzten Sterne am Firmamente, der herrlichste Morgen brach an, Phöbus entstieg seinem Purpurbette in der östlichen Fluth und vergoldete die Felsspitzen des heiligen Oeta. „Seht", rief Leonidas aus: „Apoll lächelt uns Beifall, und die Götter bereiten sich, uns zu empfangen. Kommt, laßt uns ihnen Dankopfer bringen und dann laßt uns das Frühmahl genießen, froh und heiter, weil eingedenk, daß wir das Abendmahl zusammen im Hades einnehmen werden!" — Auch Xerxes bereitete sich feierlich zur Schlacht vor. Er hatte im Angesicht seines ganzen Heeres bei Anbruch des Tages der auf-

gehenden Sonne Brandopfer gespendet und dann seine Kolonnen in Schlachtordnung gestellt. Doch die Erneuerung des Angriffs geschah nicht. Vergeblich harrte Leonidas den ganzen Vormittag. Es war nämlich zwischen Xerxes und Hydarnes verabredet worden, daß man nicht eher angreifen wolle, bis der entsendete Heerhaufen im Rücken der Griechen Stellung genommen hatte. Erst gegen Mittag erhielt Xerxes Botschaft, daß dies geschehen sei, und nun befahl er zu stürmen. Leonidas mit den Seinen, alle dem gewissen Tode geweiht, kämpften nicht wie Menschen, sondern wie Götter. In jedem Arm steckte die Kraft eines Herkules. Die Perser, verblüfft, ob der unbesiegbaren Tapferkeit und übermenschlichen Stärke der Gegner, wankten, nachdem ihrer viele Tausende erschlagen waren, rückwärts. Da befahl der König, die Weichenden mit Lanzenstichen und Geißelhieben zu empfangen und wieder gegen die Verschanzungen zu treiben, welche Leonidas am Eingang des Passes vertheidigte. In demselben Augenblicke aber stürzte an der Spitze der Seinen Leonidas über die Hügel der erschlagenen Feinde hinab den Persern entgegen. Wie Würgengel des Todes wütheten sie mit breitem kurzem Schwert in den Reihen des Xerxes. Tausende wurden erschlagen, andere Tausende stürzten sich, entsetzt, in's Meer und ertranken; noch Tausende wurden von den eigenen Reiterschaaren zertreten: denn der Griechen Angriff brachte das ganze persische Heer in Verwirrung. Jede Minute aber schmolz die Heldenschaar, — und ehe der Abend kam, bluteten ihre Letzten aus tausend Wunden.

Unter ihnen auch Leonidas. Auf einer Anhöhe, mitten im wildesten Getümmel, ragte die hohe Heldengestalt; da sank die Sonne hinter des Oeta kahles Haupt, und mit ihr sank der König, getroffen von einem feindlichen Speer. Der letzte Kampf raste nur noch um seinen Leichnam. Zusammengedrängt um den Hügel, auf den Leonidas gefallen war, wurden die wenigen noch übrigen Spartaner und Thespier zuletzt von den Feinden erdrückt und als sie sämmtlich getödtet waren, trugen die erbitterten Perser Steine herbei und thürmten über ihre Leichname einen Felshügel auf. Kein Einziger der ganzen Schaar blieb am Leben; Alle starben, wie sie gelobt hatten, den Heldentod für's Vaterland.

Sie waren nicht umsonst gestorben. Als die Kunde der Großthat sich über Griechenland verbreitete, durchdrang Opfermuth und heilige Begeisterung das ganze Volk. Jeder hatte nur noch einen Sinn: es den Männern von Thermopylä gleichzuthun. Von diesem Augenblicke an war Griechenland unüberwindlich. Die Tage von Salamis und Marathon zerbrachen der Perser Macht, sie retteten Griechenlands Freiheit und Unabhängigkeit, sie retteten den Kulturgang der Menschheit, der in der Entwickelung des griechischen Lebens seinen Ausgangspunkt gefunden hat. Die Dichter aller Zeiten haben darum die That des Leonidas und der Seinigen als eine göttliche gepriesen und an ihrem Feuer

wärmten und wärmen, erhoben und erheben sich die Geister der Menschen in allen Zeiten, die da waren, die da sind, die da sein werden. —

Drei Inschriften meißelte das dankbare Griechenvolk den Felsen in's Angesicht, welche der Großthat Zeuge waren. Vor zwei Jahrhunderten war noch die Eine zu lesen. Sie lautete:

Wandrer, bringe von uns Lacedämons Bürgern die Botschaft:
Folgsam ihrem Gesetz liegen im Grabe wir hier.

Skutari, die asiatische Vorstadt von Konstantinopel.

Es war an einem Oktobermorgen, als ich mit trübem Blick aus dem Fenster meines Zimmers im Hotel d'Europe in Pera zum Himmel hinauf schaute, der sich mit Wolkenstreifen bedeckte. Der Tag war zu einer Gondelfahrt nach dem freundlichen Bujukdereh bestimmt gewesen; aber das bedenkliche Himmelsgesicht und eine dicke Wolkenwand, welche die Sonne verbarg, machten mich in meinem Plan irre. Einen Tag unbenutzt im engen Zimmer zuzubringen, wo die reizenden Umgebungen einer Weltstadt unwiderstehlich zum Genusse einladen, war mir ein unerträglicher Gedanke; und so entschloß ich mich, trotz der trüben Adspekten, die kürzere Fahrt über den Bosporus hinüber nach der asiatischen Vorstadt Stambuls zu wagen. Ich hatte Skutari noch nicht betreten und versprach mir einen interessanten Tag.

Mein Diener, den ich vorausgeschickt hatte, um eine Gondel zu miethen, während ich meine Toilette machte, wartete meiner am Kai mit einem bedeckten, bequemen Boote. Wir umschifften das goldene Horn, bei welchem Vorgebirge ich einen prächtigen Blick auf das gegenüber liegende Skutari genoß. Terrassenförmig steigen seine Häusermassen über einander auf, im Hintergrunde glänzen die blauen Gebirge der Halbinsel, und die vielen Moscheen mit ihren schlanken Minarets, welche bald einzeln emporsteigen, bald in Gruppen zusammenstehen, machen das Bild großartig und reich. Skutari würde, wäre es nicht eine Vorstadt von Konstantinopel, nach Größe, Schönheit und Bevölkerung, die erste Stadt des türkischen Asiens sein. Es ist volkreicher als Smyrna, denn es hat gegenwärtig über 180,000 Bewohner. Die Schönheit seines Anblicks wird erhöht durch die Erinnerungen der klassischen Zeit. Hier läßt die Mythe die vor der Rache der Juno fliehende Jo landen; hier ankerte die Flotte

SCUTARI

Aus d.Kunstanst. d. Bibl. Institut in Hildburghausen

Eigenthum d. Verleger

des macedonischen Philipp, als er Byzanz belagerte; hier wurde sie von den Athenienſern geſchlagen; und noch zeigt man die Stelle, wo die ehernen Koloſſe ſtanden, welche die dankbare Stadt zu Ehren des Tags und ihrer Befreier errichteten.

Während der Seefahrt hatte ſich die gerunzelte Stirn des Himmels ausgeglättet und wir ſtiegen in Skutari, dem alten Chryſopolis, beim ſchönſten Wetter an's Land. Die Hauptſtraße öffnet ſich am Kai und zieht ſich mit nobler Perſpektive eine Anhöhe hinan. Buden reiheten ſich zu beiden Seiten und ein reges Leben war allenthalben. Hier beladen die Karavanen, die aus dem Innern von Aſien kommen, ihre Kameele, die Schiffe der Wüſte, mit den zu Waſſer anlangenden Waaren. Man ſieht die Kaufleute der aſiatiſchen Völker in ihren maleriſchen Trachten: — Perſer, Armenier, Syrer und die Handelsleute von Bagdad und Trapezunt. Die Kameeltreiber ſind meiſtens Araber, und dieſe halbbekleideten, braunen, breitſchulterigen Burſche, welche bis an die Zähne bewaffnet ſind, erinnern lebhaft an die Gefahren ihrer Reiſe. Obſchon die Karavanſerais von Skutari äußerſt weitläufige Gebäude ſind, ſo reichen ſie doch zuweilen nicht aus, um den tauſenden, aus allen Theilen Aſiens kommenden, Ladung ſuchenden Kameelen und ihren Begleitern ein Obdach zu geben.

Skutari iſt weit mehr orientaliſch, als Konſtantinopel ſelbſt, wo die ſeit 30 Jahren entſtandenen Reformen große Veränderungen in den Sitten hervorgebracht haben. In Skutari leben die Osmanli ungeſtörter in ihrem alten Weſen fort, und da faſt die ganze Bevölkerung türkiſch iſt und deren Berührungspunkte mit den chriſtlichen Europäern hier ungleich weniger ſind, als in der Hauptſtadt jenſeits des Bosporus, ſo findet der Andrang des Neuen hier ungleich wirkſamern Widerſtand. — Die Bevölkerung von Skutari nimmt ſeit Jahren ſtets zu. Auf aſiatiſchem Boden fühlt ſich der Türke heimathlicher; — der alte feſtgewurzelte Glaube, daß ſeiner Herrſchaft in Europa keine Dauer beſchieden ſei, läßt ihn dort nie zum rechten Bewußtſein der Sicherheit kommen. Darum zieht Alles herüber, was nicht durch Amt und Geſchäfte an das Konſtantinopel jenſeits gebunden iſt, und namentlich ſucht der quiescirte Beamte, der Rentier, der Kaufmann, welcher, reich geworden, den Reſt ſeiner Tage in ſtillem Genuſſe verleben will, in Skutari ein Aſyl.

Auch das Klima in Skutari ſteht in dem Rufe größerer Geſundheit, und der Glaube, daß hier das Leben länger dauere als jenſeits der Meerenge, iſt unter den Türken allgemein. In der That ſcheint ein reinerer, heiterer Hauch hier zu wehen, ein milderer Sonnenſtrahl zu wärmen. Am Bosporus verhalten ſich die Jahreszeiten zu einander wie Freunde, die ſich beim Abſchiede die Hand reichen. Faſt keine Scheidewand trennt Winter und Frühling, Lenz und Sommer, deſſen Beginn ſchon in den Mai fällt; denn dann blüht die aſiatiſche Blumenpracht in ihrem vollſten Zauber, und Gärten, Felder und Auen, Berge und Gründe haben ſich in ihr rei-

zendstes Gewand gekleidet. Die heißesten Monate, Junius, Julius und August, sind hier selten lästig; denn gerade in diesen Monaten herrschen die Nordwinde, und der frische Hauch des Balkans gelangt, von den Gewässern des Marmormeers und der Meerenge noch mehr gekühlt, erquicklich nach Skutari und bricht die Gluth der Sonne. Nur im August kommen zuweilen Südwinde und bringen Tage, wo man erinnert wird, daß man in keinem Paradiese lebt. Eine afrikanische Schwüle erschlafft dann alle Wesen, und mit schwarzen Fittigen rauscht die tödtende Pest über das herrliche Land, bis der September kommt mit seinen fruchtbaren Gewittern, welche die glühende Atmosphäre wieder kühlen und von ihren Miasmen reinigen. Des Septembers zweite Hälfte schüttelt der Früchte Füllhorn über die Erde aus; am Weinstock prangt die schwellende Traube und das üppige Fleisch der Früchte schimmert aus der dunklen Laube. Alles erntet; Alles schwelgt in dem fast ohne Mühe und Arbeit gewonnenen Ueberfluß, den hier auch der Aermste theilt. Mit dem Oktober kommen wieder lauwarme Lüfte, und während bei uns, im rauhen Nord, im Kampfe der feindlichen Elemente von Naß und Kalt, die Bäume ihr Laubgewand abschütteln und der Umlauf ihres Lebenssaftes aufhört, scheint hier die ganze Natur einen zweiten Lenz feiern zu wollen. Ihre Kräfte spannen sich, sie kleidet noch einmal die Auen in das frischeste Grün. Unstreitig ist der Oktober am Bosporus die angenehmste Jahreszeit. Ein goldner Duft hat sich über Meer und Hain gebreitet; es ist die Glorie, mit der sich die Natur noch einmal umgibt, ehe sie zum Winterschlafe erstarren soll — nein, nicht erstarren — sondern ausruhen. Denn der December ist nicht derselbe, der in unserm Deutschland die Thürme der Münster mit Stürmen umbraust, Bäche und Flüsse mit todtem Eise belegt und die hohe Tanne bricht unter der Wucht ihrer Schneelast: — sein Charakter ist hier noch anmuthig. Dicht belaubt glänzen noch die gewaltigen Eichen, grünen noch die Wiesen, und nur die zarteren Laubhölzer malen die Wälder mit bunten Farben, gelben und rothen, wie bei uns im September. — Mit dem Januar aber guckt blau und golden der Krokus freundliches Angesicht aus dem Grase, Veilchen blühen an den Rainen und die Regengüsse des Februars waschen den Schnee von den höchsten Gebirgen. Der Lenz beginnt und bekränzt das junge Jahr mit tausend Blumen.

Kein Ort in der türkischen Welt ist reicher an Moscheen und an Anstalten für milde und fromme Zwecke, als Skutari. Jene sind größtentheils die Stiftungen von Sultanen und ihren Gemahlinnen, und viele zeichnen sich aus durch Größe und schöne Bauart. Mir war es zunächst um den Besuch der von Selim III. erbauten Moschee zu thun, welche allgemein für das Schönste gehalten wird, was der türkische Kirchenstyl in neuerer Zeit erzeugt hat.

Mein Bootsmann brachte mich zu einem Imam, welcher sich, nachdem er von meiner Absicht unterrichtet war, höflich anbot, uns in das

Heiligthum zu begleiten. Unser Weg führte über den Vorhof des Tempels. Einzelne Türken kauerten auf ihren Teppichen, ihren Tschibuk schmauchend; andere standen in Gruppen umher, als harrten sie der Stimme des Muezzins, der an gewissen Stunden des Tags von den Minarets die Gläubigen zum Gebete ruft. So wie man in den Tempel selbst eintritt, fällt der Blick auf eine Menge von Säulen von weißem Marmor, welche eine Riesenkuppel tragen, die durch Fenster erleuchtet wird und die sie oben wie ein Kreuz umgeben. Die Bogen sind in hellen Farben bunt angestrichen und auf weißgelassenen Wandstellen stehen Sprüche aus dem Koran. Wir waren noch mit der Betrachtung des Tempels beschäftigt, als die Stimme des Muezzin erschallte, und die Schaar der Gläubigen eintrat, um dem Gottesdienst beizuwohnen, der eben begann. Wir zogen uns auf den Wink unsers Führers in eine ferne Ecke zurück, um die Andacht nicht zu stören. Vor dem Altar erschien ein Imam mit zwei Sängern, welche in klagenden, langgehaltenen Molltönen ein Lied anstimmten. War eins beendet, dann rief der Imam: Allah il Allah! bei welchem Rufe die um den Altar im Kreise stehenden Moslemin sich mit dem Gesichte auf die Erde warfen. Ein Moment der Todtenstille folgte und ein dumpfes Gebetmurmeln rollte dann durch das weite Gotteshaus. Abermals folgte ein Augenblick der Stille — dann richteten sich die Betenden wieder auf und — dieselbe Ceremonie begann von Neuem. Die ganze Andacht währte etwa eine halbe Stunde. Endlich zog sich der Priester mit seinen Sängern zurück und wir folgten der Menge, die still und anständig den Tempel verließ. — Im Vorhofe fanden wir eine Menge Arme und Leidende, und fast Keiner ging vorüber, ohne eine Gabe der Barmherzigkeit zu spenden. Ein Paar Vogelhändler mit ihren Käfigen hatten auf die Barmherzigkeit der Moslemin eine kleine Spekulation gegründet; sie hielten dicht am Eingang der Moschee Markt, und mancher unter den Kirchgängern kaufte einen gefiederten, kleinen Gefangenen los und gab ihm auf der Stelle die Freiheit. Eine der Hauptvorschriften des Korans verlangt Liebe, nicht bloß gegen Menschen, sondern auch gegen Thiere, und wie hoch sie der Muselmann achtet, sieht man bei tausend Vorkommnissen des täglichen Lebens.

Zürich.

Die Lage dieser heitern Stadt, hart an der grünlichen Limmat und an der Spitze eines Sees, der unter allen Schweizer Wasserbecken die meisten Reize an seinen Ufern vereinigt, im Schooße theils lachender und anmuthiger, theils wilder und abenteuerlicher Gebirgsformen, wird stets

die Blicke des Reisenden festhalten, und hätte er ganz Europa durchzogen. Es ruht auf Zürich ein eigner Zauber. Nicht bloß die Natur verleiht ihn; er wird auch durch das höhere Interesse der Humanität genährt, das sich an Zürichs Namen knüpft. Zwingli, Lavater, Geßner, Pestalozzi und viele andere hervorragende Geister, die der Menschheit als wohlthätige Gestirne leuchten, waren aus Zürich, oder fanden da ihren Wirkungskreis.

Zürich ist nicht groß. Eine hübschgebaute Stadt von 15,000 Einwohnern würde in manchem andern Lande kaum bemerkt werden; aber in der Schweiz nimmt sie den ersten Rang ein und steht selbst höher im Ansehen, als das größere Bern. Die Schweiz, der Republikenbund, kann keinen Centralpunkt des schweizerischen Lebens anerkennen; wo Alle gleich berechtigt sind, gesteht man Keinem den Vorrang zu. Aber demungeachtet wird Niemand leugnen, daß sich in Zürich die größte Masse von schweizerischer Intelligenz und Bildung vereinigt findet, daß das schweizerische Leben hier seine größten Schlagadern hat, und Zürichs Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten des Bundes, wenn auch kein leitender, doch ein sehr mächtiger ist. Zürich ist der rührigste Herd für schweizerische Entwickelung und Fortschritte, was besonders in unserer Zeit sich dargethan. Nicht minder entwickelt Zürich in kosmopolitischen und allgemeinen Beziehungen eine Regsamkeit und Geltung, die Erstaunen hervorbringt. Die kleine Stadt hat mehr Gesellschaften für philantropische und wissenschaftliche Disciplinen, als manche große Hauptstadt, und der Vereine für gelehrte Zwecke sind hier sogar mehr, als in München und in Petersburg. Bildung, Wissensdurst und Forschungseifer sind nicht das Gut einer Kaste, sondern aller Züricher; und der Handwerker und Fabrikant, der Gutsbesitzer und der Militär nehmen an den socialen und wissenschaftlichen Bewegungen eben so innigen und werkthätigen Antheil, als anderswo die Leute vom Fach, die Staatsmänner und die Gelehrten.

In einem Gemeinwesen, wie das Züricher, ist es natürlich, daß freie Bürger für ihre Gemächlichkeit wie für ihr politisches Wohl sorgen. Das kleine Zürich hat Hunderttausende auf die Verschönerung der Stadt und ihre Umgebung verwendet; noch größere Summen auf Werke des öffentlichen Nutzens und der Wohlthätigkeit. Wenn es irgend einem Zweck zur Erweiterung seiner intellektuellen Geltung, zur Vermehrung der Mittel für allgemeine Bildung gilt, so schont es keine Opfer, und kein Aufwand ist ihm zu groß. Selbst die enormen Kosten einer Universität hat das kleine Gemeinwesen zusammengebracht und die Zierden der Wissenschaften aus vielen Ländern zu ihren Lehrern berufen. Schönlein, Oken lehrten auf der Züricher Hochschule.

In einer Monarchie können ein stehendes Heer, ein glänzender Hof, tausend Ausgaben einer nie befriedigten Phantasie, oder einer noch kostbarern, eitlen Ueppigkeit die Schätze verarmender Länder erschöpfen, ohne Etwas zum Glücke der Unterthanen beizutragen. Mit dem Bache,

welcher die Auen des Landmanns tränkte und dem nun geheißen wird, aus der Schaale eines marmornen Flußgottes zu plätschern, oder aus den Rachen von Delphinen zu springen und die Luft zu erfrischen: mit diesem Bache wird das Mark einer Provinz in einen Fürstengarten geleitet; oder eine Festung, ein Zeughaus, eine Kaserne fressen Millionen, die man durch tausenderlei Preßmaschinen und Saugpumpen einem Lande zu entziehen weiß. Nicht so in diesen kleinen Republiken, wo ein jeder Bürger seinen Antheil am Regiment hat. Da sind die Abgaben gering, fast unfühlbar; der Staat aber ist dennoch reich. Den Züricher Staat kräftigt eine weise Oekonomie und seine Finanzen waren von jeher geordnet und blühend. Alle öffentlichen Anstalten und Gebäude bezeugen dies; sie sind der Würde eines edlen Freistaats angemessen. Sein größtes Lob aber ist der allgemeine Wohlstand unter seinen Bürgern. Man sieht keinen Bettler und die verhältnißmäßig wenigen Armen sind durch mildthätige Anstalten reichlich bedacht.

Der Staat besitzt einige Domänen, deren Ertrag durch die geringen Abgaben vergrößert wird, welche auf dem Eigenthum haften. Die Hauptsteuer ruht auf demjenigen Besitz, welcher in vielen monarchischen Staaten am wenigsten besteuert ist, auf dem Kapital nämlich, welches in Handel und Gewerben eine nutzbare Anlage findet. Von jedem tausend Franken seines Betriebskapitals zahlt der Kaufmann, der Bankier, der Fabrikant jährlich eine gewisse Rate. Diese Abgabe trägt eine hübsche Summe ein, ein Beweis, wie vermögend die Bürger sind und wie bedeutend Industrie und Verkehr sich hier entfalten. Immerhin werden in monarchischen Staaten die Züricher Staatseinkünfte klein erscheinen; sie sind jedoch mehr als hinreichend in einem Lande, dessen öffentliche Diener keinen Gehalt nehmen, welches keine Soldaten unterhält und dennoch über vierzigtausend geübte und gewaffnete Krieger, also ungefähr den fünften Theil des Heers der ganzen Eidgenossenschaft, binnen 24 Stunden in's Feld stellen kann. Das Züricher Zeughaus enthält Rüstzeug für 50,000 Mann. Knaben werden hier schon mit den Waffen vertraut. Sonntag Nachmittags übt sich in jedem Orte des Kantons die junge Mannschaft. Keiner darf heirathen, bevor er Montirung, Gepäck und Gewehr, von prüfungsbeständiger Beschaffenheit, und das Zeugniß der Reife im Waffendienst aufweisen kann. Die Schützenvereine (jedes Dorf hat welche) geben der Schweiz erfahrene, geübte Schützen, die ihr Ziel auch im ernsten Spiel des Kriegs nie verfehlen. Eine solche Wehrverfassung, ein Land, das zur Vertheidigung geschickt ist, und der Stolz der Freiheit machen die Schweiz gefürchtet und sichern ihre Unabhängigkeit inmitten übermächtiger Nachbarn. Die Schweizer Republik ist im europäischen Konzerte ein Mißton; sie wäre längst geopfert, wäre die Furcht vor ihr nicht größer, als die Unbequemlichkeit.

Man gibt sich viele Mühe, die so häufig vorkommenden Raufhändel

der Schweizer der übrigen Welt als Beweise hinzustellen, daß die republikanische Regierungsform die untauglichste und unbequemste sei. Bei alten Weibern und Spießbürgern, welche in Volksbewegungen nichts sehen, als beunruhigende und erschreckende Straßentumulte, kostspieliges Fenstereinschlagen und gefährliches Kopfabhacken, bei diesen mag das Gerede fruchten. Der Mann aber, dem das Herz warm und der Kopf klar sind, denkt anders. Er preist die Schweiz mit allen ihren Gebrechen glücklich. Warum sollte er es nicht? Wenn ausgetretene Wasser die Felder und Saaten eines Landmanns überschwemmen, wenn stürzende Lawinen einen Häusler mit Weib und Kind erschlagen: ist es darum die Schuld des Frühlings und ist darum dem Frühling zu fluchen? Ist's nicht vielmehr die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Lauf gehemmt und Eis auf Eis gehäuft hat? Ist aber deshalb ein ewiger, unveränderlicher Winter mit seiner Stabilität und dem stillen, ruhigen Gang der Dinge dem belebenden Frühling vorzuziehen?

Wen erquickt das rührige Bild des Schweizerlebens, trotz der Raufereien, nicht mehr, als eine stille, russische Winterruhe, oder das Maschinen-Getriebe der Ordnung in despotisch beherrschten Ländern? Ich finde Harmonie in jener rüstigen, herausfordernden Beweglichkeit des schweizerischen Lebens mit dem Schweizerlande. Eine erhabene Natur im Kampfe gegen den Trotz der Menschen und von diesen besiegt; Krieg der Elemente in den Abgründen, wo Sturzbäche wüthen; Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; warum nicht auch fauststarke Meinungen, die sich einander bekämpfen? Ich gewahre keinen Widerspruch. Ohne diese Streitlust, die am Ende nichts ist, als ein ächt-germanisches Erbe, hätte ja die abgefeimte, ränkevolle Diplomatie des einfachen Hirtenvolks Kindersinn längst umstrickt und gefangen, und die schweizerische Freiheit wäre schon lange zum Fratzenbild geworden, des Verhöhnens werth. Wir haben Freiheit genug auf der Eselsbank sitzen; daß die schweizerische auf derselben fehlt, ist ein Glück, nicht bloß für die Schweiz, sondern auch für die Welt. —

Schleswig.

Um gewisse Wahrheiten mit Gelassenheit sagen zu können, muß das Herz gefroren sein und alle Kammern des Gehirns zugenagelt, bis auf die Kammer des Gedächtnisses. Es ist ein Glück, daß die meisten Menschen unserer Tage jenen leeren Häusern in Potsdam gleichen, in welche der alte Fritz Lichter setzen ließ, um seinen Gästen glauben zu machen, sie seien

bewohnt. Sonst würden nicht Hände genug da sein, Narrenhäuser zu bauen.

Wer die Ueberschrift dieses Artikels liest, hat das Wort ausgesprochen, das als die beißendste Satyre auf ganz Deutschland auf einem Blatt seiner Geschichte steht. Doch was rede ich von Satyre! Jeder Spott setzt etwas Ehrenhaftes, jede Verachtung etwas Geachtetes als Maßstab voraus. Es ist Unsinn, von einer Satyre auf Deutschland zu reden.

Es waren Tage, wo das Ländchen Schleswig in dem Uhrwerk der Zeit als ein schwerer Stein hing, dessen Gewicht die Räder trieb. Es war eine Zeit, wo das Wort: Schleswig am feurigsten betont wurde auf allen Rednerbühnen und es in der Säulenrotunde der Paulskirche am lautesten und häufigsten widerhallte. Es war eine Zeit, wo Fürsten wallfahrten gingen an der Spitze ihrer Heere nach Schleswigs Haiden, um für gekränkte Volksrechte freudig Opfer zu bringen, und wo sie Schlachten schlugen für deutsches Volksthum zu Deutschlands Ehre; es war das eine große und schöne Zeit, da wir Alle geglaubt haben, Fürsten und Völker würden vereint und einig ein Reich erbauen, ein Reich der Macht und Herrlichkeit, des Glücks und des Friedens; — ein Reich der Zufriedenheit für alle Deutsche ohne den Mörtel des Bluts und ohne die Quadern der Todtenköpfe. Traum vergangener Tage! Die Kränze der Ehren und des Ruhms, erworben im gerechten Streit in Schleswig, sind heruntergefallen von den Scheiteln der Feldherren, ehe sie welkten; Rebellen heißen jetzt die Männer des Rechts, die an ihrer Seite standen, und die Tapfern, welche unter ihrem Oberbefehle die Bataillone führten, steckt der Däne in's Zuchthaus. Auf den Schlachtfeldern, wo die Tausende schlummern, welche in dem Wahne starben, sie ließen das Heiligthum, in dessen Vertheidigung sie fielen, der großen deutschen Nation zur sichern Obhut — grünt Drachensaat. Was in Schleswig vorging und noch geschieht vor den Augen aller Welt, das macht die Kritik verstummen. Die Geschichte aber, welche die Thatsachen zu registriren hat, werden künftige Geschlechter eine Lügnerin schelten: denn sie werden es nicht fassen und nicht glauben können.

Völker ohne Ehre versinken in Schmutz und Fäulniß, und dem, dessen Urtheil nicht mehr zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden weiß, ist das Verderben nicht fern. Wohl weiß der Deutsche, der sein Vaterland liebt, daß die Menschheit auf den Trümmern von Reichen und auf den Gräbern von Nationen ihrer höhern Bestimmung zusteigt. Er kann sich über sein eignes Unglück erheben; der ungeheure Schmerz, der ihn verzehrt, führt seinen Geist zu den Sternen. Aber der Weg zum Licht, den seine Seele wandelt, geht über Dornen.

Schleswig, die Hauptstadt des Herzogthums, gruppirt in malerischer Weise seine Häusermassen um das Ende der Schley, einer schmalen

Bucht der Ostsee, welche sich, von Hügeln umkränzt, tief in das fruchtbare Land hinein windet. Die ganze Stadt bildet eigentlich nur eine über eine Stunde lange Straße, welche die Bucht umzieht und deren dem Meere zugekehrte Häuserfronten schöne Aussichten beherrschen. Die Stadt hatte vor der Revolution 14,000 Einwohner; ihre Zahl ist seitdem unter dem schweren Druck der Dänen im Abnehmen. Handel und Verkehr können dem Ort auch nicht aufhelfen; denn die Schley hat nur für kleine Küstenfahrzeuge hinlängliche Tiefe und legt dem Großhandel unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Die ehemalige Blüthe Schleswigs (das im Mittelalter über 40,000 Einwohner hatte) welkte nach der Plünderung des Hafens im Jahre 1155, und Pest und Brand brachten später die Stadt bis auf 6000 Einwohner herab. Jetzt ist Schleswig eine Beamtenstadt geworden, in der die höchsten Behörden der Provinzialverwaltung versammelt sind. Darum ist sie auch von der Gunst oder Ungunst der Regierung abhängiger als andere Orte.

Schleswigs Inneres, die vielen großen und massiven Gebäude aus alter Zeit — wir nennen das alte Herzogsschloß Gottorp mit seinen Gräben, Wällen und Mauern, das Rathhaus, den ehrwürdigen Dom, das Gymnasium, die Hospitäler, das Zucht-, das Waisen- und das Irrenhaus — hat ein oft recht pittoreskes Ansehen, das mit dem Charakter seiner Umgebung gut harmonirt. Aber Leben und Ton in Schleswig sind weit weniger angenehm und ungezwungen, als in Kiel. Kastengeist und politischer Zwiespalt halten die Menschen geschieden und setzen der Geselligkeit engere Schranken.

Vor der Stadt ist das Danewerk — ein gewaltiger, 30—40 Fuß hoher und 4 Stunden langer Wall, — der vor 1000 Jahren von den Dänen aufgerichtet wurde, um sich gegen die andrängenden Deutschen zu schützen. Jetzt setzt der Däne keck seinen Schlagbaum an die Elbe, lehrt dänisch in deutschen Schulen und läßt das Evangelium den Angeln und Friesen in dänischer Sprache verkündigen. So schreibt die Zeit die Rollen um und so hat sie genagt und geschliffen an der deutschen Volksgröße, bis alles Erhabene weg war und ausgelöscht wie vom Wetter die Schrift auf alten Leichensteinen.

Die Marienburg in Preußen.

Je ärmer die preußischen Niederungen an Allem sind, was dem Sinn für das Schöne und Erhabene in der Natur und Kunst gefallen könnte, je einförmiger dort die Physiognomie ist von Feld und Wald, um so angenehmer wird es überraschen, in einer solchen Gegend eine Prachtblüthe der alten Kunst zu treffen, die, wie eine Maleiche, welche ihre tausend Aeste hinauf und hinaus in's Weite streckt, Bewunderung erregt. Nehmt der mittelalterlichen Geschichte Preußens seinen Deutschritterorden, nehmt den Ufern der Nogat und Weichsel Marienburg und Danzig, so habt ihr die schönsten Perlen weggenommen, und was übrig bleibt, ist Gewöhnliches und Nüchternes, an dem weder das Gemüth sich erheben, noch die Poesie hinaufranken kann. Wer freilich schon zufriedengestellt ist, sobald nur die materiellen Interessen gewahrt sind und blühen, und der Wohlstand gedeiht; wer sich von der Geschäftigkeit auf den Strömen, Chausseen und Schienenwegen in der fruchtbaren Niederung vorzugsweise angezogen fühlt und sich daran gewöhnt hat, sie als den wahren Ausdruck der Volksglückseligkeit zu betrachten; wer in dieser Zeit, welche den Eigenvortheil als einzigen Gott anbetet und in der Befriedigung der Sucht nach Genuß das Höchste des Lebens erkennt, mit sich einig geworden ist, in dem Idealen nur einen schädlichen Ballast des Geistes zu sehen, und in der Kunst, sobald sie über ihre Berechtigung, den Komfort zu dekoriren, hinaus geht, etwas Ueberflüssiges — der wird in der Trümmerherrlichkeit der Marienburg etwas sehr Gleichgültiges finden. Andere fühlen ihre Theilnahme nur durch den Gedanken getragen, daß der alte Bau doch brauchbares Material für andere Zwecke biete, und sie werden bei dem Anblicke der majestätischen Räume, ihrer edlen Pracht und ihres überschwenglichen Ornamentenreichthums vielleicht berechnen, wie viel Wispel Korn dort gelagert, wie viel Sträflinge dort untergebracht, wie viel Maschinen und Fabrikarbeiter dort beschäftigt werden könnten. Für solche Prosaiker des Lebens, welche den Bauch und den Mammon, das Nützliche und Rentable beständig in den Vorgrund schieben, oder ihnen allein Geltung zugestehen, für Jene auch, denen es allemal lieber ist, in den finstern Schacht einer Kohlengrube einzufahren, als durch ein kunstvoll gegliedertes Portal in das magische Dunkel eines Tempels

Gottes zu treten, wird die Beschreibung der Marienburg so wenig Unterhaltendes haben, als für Diejenigen, welche bei dem Anblick eines solchen Werkes idealer Begeisterung und Kraft beständig an die Millionen denken, welche es gekostet haben mag, und seufzend berechnen, wie viel Kanäle und Spitäler, oder auch wie viel Kasernen, Marställe, Kadettenhäuser und andere Nothwendigkeiten des modernen Staatsglücks dafür zu bauen gewesen wären. Die Armen! fern liegt ihnen die Betrachtung: wie viel Herzen im Laufe des Jahrhunderts ein solcher Bau durch seinen Anblick und durch die geschichtlichen Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, gehoben, erwärmt, zu edlen Vorsätzen und großen Entschlüssen angeregt hat, und der Begriff ist ihnen verschlossen, daß Männer, die so ein Werk erdenken, anordnen und ausführen konnten, so gut zu den Wohlthätern und Erziehern der Menschheit gehören, als die großen Erfinder und Entdecker, die Dichter und Propheten des Geschlechts.

In den baltischen Ländern hat sich in der Frühzeit der Hansa und des Deutschritterthums der germanische Baustyl in einer ganz eigenthümlichen Weise ausgebildet. Die Herrschaft des deutschen Ordens in Preußen war der vorzüglichste Träger der Kultur und Kunst in diesen Ländern und der eigentliche Nerv ihres Lebens. Die Gewohnheit der Glieder jener kriegerischen Gemeinschaft, in fernen Ländern, zumal in Italien und im Morgenlande, Krieg und Abenteuer aufzusuchen, hatte Einfluß auf jene Ausbildung. Daher die sichtbare Verbindung maurischer und byzantinischer Elemente mit den germanischen in den wenigen großen Bauten, die noch aus jener Zeit übrig sind.

Es schließt diese Verschmelzung die majestätische Einfachheit in der Anlage nicht aus, welche den bezüglichen Monumenten der erwähnten Periode eigen ist. Sie tragen alle das Gepräge einer ruhigen Reflexion, erhabener und großer Ideen. Tritt auch zuweilen in der Gliederung des architektonischen Ganzen die rhythmisch bewegte Entwickelung seiner Theile gegen die Masse zurück, so drückt sich doch stets sowohl in der Kraft und dem Ebenmaß der Hauptformen, als in der großartigen Kühnheit aller Verhältnisse die Meisterschaft auf das entschiedenste aus, und die reichste, eigenthümlich gestaltete Ornamentik wird man selten vermissen. Granit und gebrannter Stein, sehr oft in gemeinschaftlicher Anwendung, bilden das Material zu jenen Bauten. Es begünstigt diese Verbindung die reiche Dekoration der Außentheile, der Strebepfeiler, Friese, Gesimse, Fensterblenden, Giebel, Zinnen und Thürme, und sie läßt, bei der Vielfarbigkeit der glasirten Ziegel, die höchste malerische Wirkung in eben der Weise erlangen, als in so manchen Bauten Oberitaliens durch die Anwendung verschiedenfarbigen Marmors. — Diese Eigenthümlichkeiten treten vorzugsweise in den Monumenten des deutschen Ordens — seinen Burgen, Schlössern und Kirchen hervor, unter denen der berühmte hochmeisterliche Sitz, die Marienburg, obenan steht. — Kein Fürst des Mittelalters besaß jemals eine

Wohnung für prächtigen und glänzenden Lebensgenuß, die edler und schöner gewesen wäre.

Den imposantesten Anblick gibt die Marienburg vom linken Nogatufer aus. Der Charakter des Werks ist Einfachheit und Hoheit; er macht auf den Beschauer einen unauslöschlichen Eindruck. Der vielfache Ein- und Anbau aus späterer Zeit, welcher in der Nähe die Betrachtung stört, verschwindet von fern in der gewaltigen Masse des Ganzen wie die Altäre der Pfaffen im römischen Kolosseum, wie die arabischen Lehmhütten in den Tempeln der Thebais. — Angeweht von dem Geiste einer reichen Erinnerung, der seine Flügel mächtig um diese hohen Zinnen schwingt, vergißt man leicht die Anachronismen, die ein späteres Barbarenthum, welches, um sich über seine eigene Leere zu trösten, so gern alle Form- und Bilderschrift einer charakteristischen Vorzeit auslöschte, auch an diesem erhabenen Werke angebracht hat. Die dem Blicke zugekehrte Westseite des „mittleren Schlosses", einst Residenz der Hochmeister, schaut noch, vom Vandalismus unbehelligt, in reiner, alterthümlicher Gestalt und in voller Majestät zu uns herüber. Vom Nogatufer aus läßt sich auch der Raum deutlich erkennen, welchen einst die Außenwerke der Ordensburg einnahmen; von jenem runden Wartthurm gegen Nord an bis weit über die Stadt hin, wohl eine Viertelmeile lang, streckten sich die Thurm- und Mauerkränze des gewappneten Hochmeisterhauses aus, und noch häufig treten die Substruktionen derselben, zuweilen auch mit Buschwerk und Schlingkraut überwachsenes Mauerwerk, aus dem Grün der Umgebung hervor. Dem nördlichen Flügel des Schlosses gegenüber ist der Gasthof zum „Hochmeister", die gewöhnliche Einkehr der Fremden. Man übersieht von den Fenstern desselben die ganze Nordfaçade, mit der Zugbrücke davor und dem Eingangsthore dahinter. Das sorgfältig restaurirte Hauptportal mit seinen Zinnen und den gothischen Spitzthürmen nimmt sich besonders prächtig aus. Zwischen letzteren gewahrt man das hochmeisterliche Wappen, ein schwarzes Kreuz mit goldener Einfassung und dem schwarzen Adler auf einem kolossalen Schild aus grauem Stein. Die Vormauern tragen einen langen Zinnenkranz; kräftig und zierlich zugleich geschnitten. Hinter demselben prangt die dreifache Reihe gothischer Fenster, welche die hohen Säle erleuchten. Die beiden Eckgiebel sind mit Spitzbögen und Knäufen verziert und um das ganze Dach laufen Zinnen; an jeder Giebelseite aber lugt ein altersgrauer Wartthurm über die Schloßmauer — zugleich spähend und drohend.

Ein hochgewölbtes Thor führt in den Schloßhof. Wir befinden uns vor dem Hauptbau. Dieser besteht aus zwei nebeneinander gebauten Burgen, großen Vierecken, welche Höfe einschließen, und die getrennt sind durch einen tiefen Graben, über den eine Zugbrücke führt. Die eine dieser Burgen, welche die Aussicht auf die Stadt deckt, ist das „obere" oder „hohe Schloß", vom Hochmeister Konrad von Thierberg 1275 als ursprüngliche

Burgveſte erbaut. Sie war in ſpäteren Tagen die eigentliche Wohnung der Ritter. Die Schönheit ihres „Kapitelſaals" rühmen alle Chroniken. Im öſtlichen Flügel befindet ſich die monumentenreiche Schloßkriche, unter welcher die St. Annengruft als Ruheſtätte der Hochmeiſter ſich wölbt, die von Dietrich v. Altenburg erbaut wurde. Das „hohe Schloß", 1643 durch Brand hart mitgenommen, ward ſpäter durch Friedrich den Großen, im Intereſſe des Nützlichkeitsſyſtems, in ein Heu- und Kornmagazin umgewandelt. Neben der Schloßkirche ſteigt der „Pfaffenthurm" empor mit den einſt prächtigen Wohnungen der Geiſtlichen des Ordenshauſes. Die nachherigen polniſchen Herren machten ein Jeſuitenkollegium daraus, und der alte Fritz ein Zeughaus. — Die zweite Burg, das „mittlere Schloß", beſteht aus drei langen Schloßflügeln, die ein offenes Quadrat bilden. Den einen nimmt die „Bartholomäuskirche" ein, an welche die Staatszimmer des Ordensfürſten und die Gaſtkammern für Fremde ſich anſchloſſen. Auch dieſer herrliche Bau ward 1803 zum Magazin und die Säle der Hochmeiſter wurden zu Schüttböden entwürdigt. Die mittlere Façade mit dem großen Portal enthielt links des „Großkomthurs Wohnung", von beſonderer Pracht, und rechts die „Herreninfirmerie" oder das Ritterhoſpital. Dieſe ganze Partie der Burg wurde 1802 in Wohnungen für die Magazinbeamten verkehrt, und man muß ſogar an der Möglichkeit verzweifeln, ſie wieder herzuſtellen. — Der weſtliche Flügel endlich enthielt die Wohnung für den Hochmeiſter, welche mit dem großen Konventsremter der Ritter zuſammenhing. Er iſt das eigentliche Reſidenzſchloß. Dietrich v. Altenburg hat den Bau auch dieſes Prachtgebäudes begonnen, doch die Vollendung deſſelben iſt gewiß in die Zeit des großen Winrich zu ſetzen. Damals waren die Macht und der Reichthum des Ordens auf ihrer Höhe; die Mittel, den Bau ſo prachtvoll auszuführen, waren alſo in Ueberfluß vorhanden. Schon die äußere Ornamentik deutet auf die Majeſtät der Perſon, welche in dieſen Gemächern ihren Wohnſitz hatte, und das Innere entſpricht dem Aeußeren. Die ganze Façade erſcheint wie ein lichtes Fenſter. Das zierlich durchbrochene Mauerwerk wird von ſchlanken Granitpfeilern mit koloſſalen Karyatiden auf Mauerbögen von Granit getragen, über die ſich das Filigränwerk der durchbrochenen Zinnen, die als Bruſtwehr hoch über das Dach ſteigen, wie eine Krone gegen den Himmel abkantet. Drei Eingangspforten führen jede in eine andere Etage. Ueber der mittleren erinnert das in Stein gehauene Wappen der fürſtlich Reußiſchen Familie an einen Ahn derſelben, Heinrich von Plauen, der das Ordenshochmeiſteramt in einer Zeit der ſchwerſten Kämpfe und Bedrängniſſe bekleidete.

Nicht minder ſtattlich iſt der Anblick, wenn wir von der Zugbrücke des trockenen Grabens, der das Hochſchloß vom mittleren trennt, die Südſeite des hochmeiſterlichen Palaſtes vor uns haben und den ganzen Bau vollſtändig von ſeinen unterſten Geſchoſſen an durch vier Stock-

werke bis hinauf zu den hochragenden Zinnen in's Auge faſſen. Die rieſige Kraft des unerſchütterlichen Mauerwerks im Fundamente, der Ernſt in den Anſtalten zur Vertheidigung, die heitere Anſprache der Kunſt in den mit den zierlichſten Skulpturen ausgeſtatteten Fenſterbögen und Thürgewänden, die Kühnheit der Zinnenbrüſtung und die Harmonie des Ganzen iſt wunderbar ſchön! Tief aus dem Boden, von den mächtigen Kellern an, die, wie der gebändigte Erdgeiſt, unwillig ſich beugend, das Ganze tragen, erhebt ſich der Bau, Pfeiler auf Pfeiler und Gewölbe über Gewölbe, wie der Thurm eines Münſters, immer höher, leichter und luftiger bis in die lichten Sterngewölbe, die das Ganze mehr überſchweben als bedecken.

Aber den großartigſten Eindruck empfangen wir doch auf der Nogatſeite des Schloſſes. Stolz thürmen ſich da die vier Stockwerke des Baues über einander. Oben im höchſten iſt der Prachtſaal, „Meiſters großer Remter", mit ſeinen weiten Fenſtern und herrlichen Glasmalereien; über denſelben die Bruſtwehr mit dem Zinnenkranze. Alle Fenſter, welche in langen Reihen bis zum Erdgeſchoß ſich hinabſenken, ſind durch zierliche, vorſpringende Granitpfeiler von einander geſchieden, und auch unter den mächtigen Eckbruſtwehren oben treten ſolche Pfeiler aus der Maſſe hervor. Sie gleichen, aus der Entfernung geſehen, feinen weißen Stäben und die Steinverzierungen unterhalb der Zinnen hängen wie ein leichter Schleier über die Fenſter hinab. Je höher der Bau hinaufſteigt, deſto größer wird ſeine Kühnheit, und je höher das Geſtein dort oben ſich fügt, deſto luftiger und leichter erſcheint es, trotz ſeiner ungeheuren Maſſe. In der That wird man nirgendwo an einem weltlichen Gebäude ſo viel Größe und Würde, ſo viel Maſſe und Kraft, vereinigt mit Leichtigkeit und Freiheit im kühnſten Aufſchwung, beiſammen finden, als an dem Mittelſchloſſe der Marienburg. Daſſelbe iſt zwar nur ein kleiner Theil des großen Ganzen; doch offenbart ſich in ihm am meiſten der Kunſtſinn des Baumeiſters und eine Erhabenheit der Architektur, wie ſie in Deutſchland ſonſt nur an Kirchenbauten ſichtbar wird. Links von dieſem vorſpringenden Schloßflügel ſchließt ſich der untere „Konventsremter" an, der einſtige Speiſe- und Feſtſaal der Ritter. Er wird erhellt durch eine ſtattliche Reihe von acht großen, in Farben glühenden Fenſtern mit reichen Ornamenten und über denſelben verleiht ein langer Kranz von Zinnen dem Ganzen Ernſt. Schade, daß den vollſtändigen Ueberblick ſpäteres Flickwerk beeinträchtigt! Es iſt eben im Plane, dieſe elenden Gebäulichkeiten, die bald auf den Stumpf eines alten Burgthurms aufgeſetzt, bald ſchief auf gebrechlichen Holzpfählen ſtehen, wegzureißen; und doch haben auch dieſe Hütten ihre Berechtigung, wie die Miſtel auf dem abgeſtorbenen Eichſtamm, oder das Eulenneſt auf dem zerbrochenen Thurme. Es liegt doch immer etwas Pathetiſches darin, wenn ſich Lebendiges an Todtes knüpft.

Der Anlage nach iſt die Marienburg nicht nur das umfangreichſte, ſondern, ſeiner großartigen und originellen Konſtruktion wegen, auch das

schönste und erhabenste Schloßbauwerk des Mittelalters. Die kompetentesten Beurtheiler unserer Zeit sind dieser Meinung; Moller in Darmstadt, Schinkel und Quast in Berlin, auch Brown aus New-York, welcher vor einigen Jahren, von Petersburg kommend, der Burg seinen Besuch abstattete. Der verwüstete Zustand vieler Theile spottet leider einer vollständigen Restauration; nie wird der Bau wieder in seiner ganzen Pracht hergestellt werden. Die vom Vandalismus der polnischen Herrscher und auf Friedrichs des Großen Befehl zertrümmerten Prachtgewölbe und zerfallenen Thürme und Arkaden neu aufzuführen, das würde Hunderttausende kosten, und wo sind die Meister, welche es in der kunstvollen Ornamentik den Alten gleich thun könnten? Schon die Restauration der Hochmeisterwohnung und des Konventremters hat die Mittel sehr erschöpft; und doch galt sie nur dem vergleichsweise besser erhaltenen Theil des Ganzen. — Ein ganz eigenthümlicher Geist lebt in der Marienburg. In den deutschen Domen sehen wir die Kirche allein in einer großartigen Idee verkörpert. Im Hochmeisterschloß ist Religion und Heldenleben des Mittelalters in ein großes Gemälde gebracht. Wie der Ritter des Ordens Kreuz und Schwert trug, so ist in diesem Ordenshause auch überall eine Vereinigung des Heiligen mit dem Weltlichen sichtbar. Das Haus war eine Fürstenburg, eine Landeswehr gegen Feindesgewalt, es war der Palast eines mächtigen Herrschers; es war zugleich eine der Religion geheiligte Stätte. Nicht weniger als drei Kirchen und Kapellen befanden sich auf der Marienburg, und Kunst und Reichthum wetteiferten in ihrer Ausstattung.

Bevor wir uns von dem Orte trennen, wo so Vieles zum Herzen spricht und die Gedanken anregt, wollen wir noch ein Paar Einzelheiten beschauen. Wir folgen dem Kastellan zum „obern Gang", der zu „Meisters großem Remter" führt. Die hohen Gewölbe desselben ruhen in der Mitte kühn auf einem einzigen Granitpfeiler. Die gewaltigen Fenster, mit den zartesten Skulpturen, Laubgewinden und Thiergestalten, geziert und mit den schönsten Glasmalereien geschmückt, gewähren eine unermeßliche Aussicht in's flache Werderland. Daß es in diesem Saale oft froh zugegangen sei, davon zeugen die prächtigen Schenkbänke aus Marmor, die an der Wand hinlaufen, und die Kloben an den Decken, an welchen die Kronleuchter hingen. Denkt euch diese Gewölbe, Gurte, Pfeiler und zahllosen Ornamente im Wiederscheine der Kerzen, wie sie lebendig in einander ranken; denkt sie euch, von draußen gesehen, bei dunkler Nacht, wie eine Riesenleuchte über dem stillen Lande thronend: es war gewiß schön! — Auch der 110 Fuß lange Konventremter mit seinen weißen, luftigen Sterngewölben, die von drei schlanken Granitpfeilern getragen werden, ist herrlich, zumal wenn die Abendsonne in den bunten Schildereien der acht hohen Spitzbogenfenster flammt und den farbigen Fliesenteppich mit phantastischen Blumen bestreut. Seine gewaltige Decke, die in kelchförmigen Wölbungen dreimal mit den Pfeilern zusammen wächst, verwandelt die schlanken Steinstützen

gleichsam in Palmbäume, welche ihre Aeste in elastischer Biegung gen Himmel strecken und sanft zur Erde wieder zurückneigen, oder in kolossale Lilienkelche von Stein, denen des Meisters Hand Leben einzuhauchen schien. Es dürfte nicht zu viel behauptet sein, die gesammte gothische Baukunst habe unter ihren Tausenden edler Bildungen kein Gewölbe hervorgebracht, welches an Leichtigkeit, Eleganz und schönem Verhältniß der Stützen zum Gestützten diesem Meisterwerke der Kunst gleichkommt. Alle frühern Gewölbekonstruktionen scheinen nur Vorbereitungen zu diesem Triumphe; alle spätern ein Hinabsteigen vom Gipfel.

Zum Schluß noch einen Blick auf ein Kunstwerk der Marienburg, das vielleicht das originellste des ganzen Baues ist; ich meine die sogenannte „goldne Pforte" — das Portal der Schloßkirche. Dieses Prachtthor war einst vergoldet. Der Figurenschmuck, die Laub- und Blumenornamente an demselben sind von der edelsten Bildung; Anmuthigeres hat die Kunst niemals hervorgebracht.

Fragen wir nun, ehe wir der Marienburg unsern Scheidegruß zuwinken, wer ist der Baumeister dieses hohen Hauses? so bleiben wir ohne Antwort. Keine Tradition hat seinen Namen aufbewahrt. Ohne Zweifel haben (von 1280—1360) der Baumeister mehre daran gearbeitet. Der Hochmeister, unter welchem der Bau begonnen, kam von Venedig, und es kann daher nicht auffallen, daß man so vielfach durch Styl und Ornamentik an die alte Beherrscherin der Meere erinnert wird. Schinkel will auch Aehnlichkeit mit den Rathhäusern von Löwen und Brüssel; Böttcher mit der Alhambra und mit Batalha erkennen; Alle stimmen aber in der Bewunderung des Werks überein. Wie von der Hochburg Athens das Bild der schützenden Göttin weithin gesehen wurde, so, wenn auch naiver, blickt die Umgegend nach der Schutzheiligen des Ordens. „Siehst du die Marienburg nicht?" ist noch jetzt die sprichwörtliche Frage in des Volkes Mund, wenn das Auge das Nächste und Größte übersieht.

Das Licht einer großartigen Vorzeit umstrahlt die alten Mauern der Hochmeisterresidenz; — die Erinnerung an das große Leben eines vergangenen Geschlechts spricht noch mahnend aus den gewaltigen Gebilden der ehrwürdigen Ruine; die Umgestaltung eines heidnischen Landes in ein christliches, die Begründung eines deutschen Lebens am fernen Bernsteinmeere, die Grundlegung der Verfassung des heutigen Preußenlandes: — Alles führt auf die Marienburg zurück, und wenn die Burg, mit Künstleraugen betrachtet, auch bei weitem nicht so herrlich dastände, schon als geschichtliches Denkmal, als Ehrenmonument der preußischen Vorzeit, hätte sie Erhaltung oder Wiederherstellung verdient.

Der Verfall des Schlosses fing an, als der Orden nicht mehr fähig und würdig war, seine Herrschaft zu behaupten. Lange Jahre lag sie öde; erst in neuester Zeit ist sie, wenn auch nicht wieder geboren, aber doch von den entstellenden Zuthaten und dem Schutt, die sie verhüllten, theilweise

gereinigt worden. Ich ſage theilweiſe; denn noch viele Jahrzehnte werden dazu gehören, herzuſtellen, was Jahrhunderte verwüſteten. Nach Vertreibung des letzten Hochmeiſters war ſie hinabgeſunken zum Wohnſitze polniſcher Staroſten. Dann kam die Burg an Preußens Friedrich, der, wie ſein Nachfolger, Arges an ihr verſchuldete, und in der That an der Marienburg in kurzer Zeit mehr verwüſtete, als die polniſche Zeit zuvor verdorben hatte. Hatte doch des dicken Wilhelms Miniſter, ein Herr von Schröter, 1804 ſchon den Befehl zum Abbruch des Schloſſes erlaſſen, um aus dem Material Ställe zu bauen! Max von Schenkendorf war der Erſte welcher die Wiederherſtellung des Baues anregte; aber Preußens unglückliche Lage nach dem Kriege von 1806—1807 verſagte zu ſolchem Vorhaben die Mittel. Erſt als im Brande von Moskau das blutige Morgenroth einer neuen Zeit der Ehre auf Preußen fiel, und die Herzen, von hohen Ideen berührt, auch für die großen Erinnerungen der Vorzeit wieder empfänglich wurden, erſt dann fand Schenkendorfs Saatkorn einen Boden, in dem es Wurzel ſchlagen konnte. v. Schön, der Oberpräſident, wies auf die verlaſſene Veſte in einer ermahnenden Anſprache und auf die Pflicht hin, die Marienburg auferſtehen zu laſſen aus ihrem Grabe wie die Burg der Zollern. Der patriotiſche Mann fing das Reſtaurationswerk kühn mit leerer Hand an; er täuſchte ſich nicht. Von nah und fern wurden ihm Gaben zur Wiederherſtellung; ſie wurde eine That des Volks und iſt bis heute volksthümlich geblieben. Städte und Korporationen wetteiferten in Uebernahme der Reſtauration beſtimmter Theile; die eine ſtiftete einen Pfeiler, eine ein Gewölbe, die andere Fenſter u. ſ. w. Der König gab die Mittel zur Herſtellung des Fundamentalen, das Volk jene zum Ausbau und zum Schmuck. Noch heute dauern die Gaben und Stiftungen fort, damit das Herſtellungswerk keine Unterbrechung erleide, und ſo erhebt ſich das alte Ritterhaus allmählig zu neuer Herrlichkeit.

Die Solfatra bei Neapel.

Die Geologie iſt eine Wiſſenſchaft von geſtern. Erſt ſeit etwa 60 Jahren ſetzt ſie uns in den Stand, bei Betrachtung des Erdlebens aus der Sphäre der Einbildungskraft in die der Thatſachen zurückzukehren. Unterſtützt von der Phyſik, und von den zahlloſen, wichtigen Entdeckungen, welche in unſerer Zeit in der Mineralogie, Chemie, foſſilen Botanik und Zoologie gemacht wurden, geleitet und erleuchtet, ſind wir im Stande, verſtändliche Urkunden aus dem Archive im Innern der Erde zu ziehen und Denkmäler

C. Reiss del.

DIE SOLFATERRA UND PUZZUOLI
bei Neapel

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. | Eigenthum d. Verleger

zu entziffern, welche den Forſchern vergangener Zeiten ein verſiegeltes Buch waren. Die Wiſſenſchaft hat deſſen Schließen geſprengt; aufgeſchlagen liegen ſie, die Annalen über die Werke des allmächtigen Schöpfers; der Schlüſſel zu den Hieroglyphen, welche von Gottes Finger ſelbſt auf die Grundſteine der Gebirgsfeſten und an die Wände unſers Planeten geſchrieben wurden, iſt gefunden.

Selbſt die Chronologie in den Phaſen des Erdlebens iſt angebahnt worden und ihre relative Altersfolge iſt durch die vorhandenen Monumente ſicher nachgewieſen. Nur die Dauer der geologiſchen Epochen iſt noch räthſelhaft. Aber wie es der Geſchichtsforſchung nach und nach gelungen iſt, aus den Denkmälern der Völker das Alter der Menſchheit und ihrer Schickſale zu entziffern, ſo iſt es gewiß auch den Geologen noch vorbehalten, die Zeiträume im Erdleben zu meſſen. Das Wie? iſt freilich noch zu ſuchen. Anhaltspunkte dazu gibt die in unſerm Geſichtskreis liegende Tagesgeſchichte der Erde nicht; denn die Spanne Zeit, ein Paar Jahrtauſende, iſt zu kurz und der von ihr zu nehmende Maßſtab iſt viel zu klein für ſolche Meſſungen.

Unter den gegenwärtigen Lebensäußerungen der Erde machen ſich die Vulkane und ihre Wirkungen am meiſten bemerklich. Unzählig waren einſt jene lodernden Feuereſſen auf der Erde, bis im Laufe der Aeonen die an ihren Herden wirkſam geweſenen Elementarkräfte ermatteten und ſie erloſchen bis auf die wenigen, deren Feuerbüſchel die Nacht erleuchten.

Nach Afrika iſt unſer Welttheil an lebenden Vulkanen der ärmſte. Die vulkaniſche Thätigkeit iſt da zumeiſt auf zwei kleine Kreiſe in Italien beſchränkt, von denen der Aetna den einen, der Veſuv den andern Mittelpunkt ausmacht. Die Eſſe des Veſuvs iſt der jüngſte von mehr als 80 Schlöten, welche in längſtvergangenen Zeiten ihre Flammen mit den Wolken mengten. Die ganze Gegend von Neapel iſt nämlich angefüllt mit erloſchenen Feuerbergen, von denen nichts mehr als die eingeſtürzten Krater zu ſehen ſind, deren Boden jetzt häufig Seen enthalten. So ſind der Albaner-, der Averner-See und der Spiegel der Diana bei Nemi bloße Kraterausfüllungen.

Auch die Solfatra (Solfaterra) gehört zur Reihe ehemaliger Vulkane, die Neapel umgeben. Der Krater derſelben ſtürzte wahrſcheinlich durch Erdbeben zuſammen und bildete dann eine Decke über den Feuerherd, der noch nicht ganz erloſchen iſt; denn die Solfatra, die Ebene nämlich, welche den Kraterrand umgibt, ſtößt durch unzählige Riſſe und Spalten fortwährend warme Schwefeldämpfe aus, und am äußeren Fuße des Kegels ſprudeln heiße Quellen hervor. Jene Dünſte werden an mehren Stellen aufgefangen und zur Alaun- und Schwefelbereitung, auch zu Gasbädern benutzt, welche in Hautkrankheiten ſehr heilſam wirken ſollen. Nahe bei einer der heißen Quellen, die Piscarelli genannt, iſt eine tiefe Kluft; legt man an dieſe das Ohr, ſo hört man entſetzliches Brauſen und

Ziſchen, als wenn ein ganzer See koche, und von Zeit zu Zeit Geräuſch, wie Geſchützdonner: — wahrſcheinlich Wirkung explodirender Gaſe. Es iſt nicht zu zweifeln, daß unter der Solfatra der ungeheure Keſſel ſich befindet, deſſen Dämpfe durch die Riſſe des Deckels das Freie ſuchen.

In dieſe unheimliche Gegend legten die Alten den Schauplatz mancher Mythe. Die anſiedelnden Griechen nannten die Solfatra die phlegräiſchen Felder (d. h. die flammenden) und verſetzten unter dieſelben die Werkſtätte Vulkans. Herkules beſtand hier den Kampf mit dem Rieſen; eine nahe Grotte bewohnte eine weiſſagende Sibylle. Um den erſtorbenen Stamm der heidniſchen Sage rankte ſich in ſpätern Zeiten die Paſſionsblume der chriſtlichen Legende.

Das Amphitheater in Pola.

Pola, im iſtriſchen Küſtenlande, iſt der Todtenhügel der ſtolzen Pietas-Julia, in der einſt 50,000 römiſche Bürger lebten. Das Amphitheater iſt ihr Grabſtein. Da Roms Glanz im Occident erbleichte, als die Adler aus den Provinzen ſcheu zum Kapitol zurück flüchteten und als die aufgeſtandenen und beuteluſtigen Völker von Nord und Oſt die Mauern Italiens geſtürmt hatten und hinabgeſtiegen waren von den Alpen, um im Herzen des Weltreichs die himmelhoch angewachſene Schuld zu ſtrafen am Römervolk bis zur Vernichtung: da ging auch Julia's Herrlichkeit ſchnell dahin. Nach oft wiederholten Schlägen durch die Barbaren mit Feuer und Schwert, Plünderung und Verheerung, verließ der Reſt der Einwohner im 6. Jahrhundert den Schutt ihres untergegangenen Glücks; ſie flohen in's Gebirge oder auf die benachbarten Inſeln des adriatiſchen Meers.

Lange blieb nun die Stätte unbewohnt. Später ſammelten ſich allmählig wieder Menſchen in der ſchönen, fruchtbaren Gegend, und ſie bauten ihre Hütten in die Ruinen, wie Schwalben ihre Neſter. So iſt nach und nach das heutige Pola entſtanden, bisher ein armſeliger Flecken von kaum 1000 Einwohnern, übelberüchtigt wegen ihrer Bigotterie und Bettelhaftigkeit. Erſt in neuer Zeit ging für Pola der Stern einer beſſern Zukunft auf. Die öſterreichiſche Regierung erkannte die Trefflichkeit des weiten, bequemen und ſichern Hafens, den Pola beſitzt und der einſtens die ganze Ruderflotte der Römer beherbergte, — und beſchloß, die Bucht zu einem ihrer Hauptkriegshäfen umzuſchaffen. Bedeutende Feſtungswerke, Arſenalbauten, Spitäler und andere Gebäude ſind ſeitdem entſtanden, neue großartige Etabliſſements noch im Entſtehen begriffen, und mit der Bedeutung wächſt die Größe und Wohlhabenheit der Stadt.

Das AMPHITHEATER in POLA

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh. | Eigenthum d. Verleger

C Reiss del

BARCELONA

Aus d Kunstanst d Bibl Inst in Hildbh.

Eigenthum d Verlegers

Pola ist reich an großartigen Denkmälern aus der Römerzeit. Sein Amphitheater ist eines der größten unter den vorhandenen. Alles Mauerwerk ist noch wohlerhalten. Es ist dreistöckig und jedes Stock hat 72 Fensteröffnungen oder Arkaden. Das Innere ist verschüttet. Fragmente von Säulen und Skulpturen schauen aus dem Boden hervor und hohes Buschwerk hat die Marmorsitze überwachsen, auf denen 18,000 Zuschauer Platz hatten. Ein prachtvoller Triumphbogen, die Porta aurea, ward zum Stadtthor verwendet; auch ein Tempel von edelster Bauart ist ziemlich vollständig erhalten. Kurz, für die Forschungen der Antiquare ist hier ein reiches Feld offen und auch noch manche Schatzkammer alterthümlicher Kunstwerke verborgen. Bis jetzt ist wenig geschehen, sie an's Tageslicht zu ziehen; das ist spätern Zeiten vorbehalten.

Pola, obschon nur eine geringe Stadt, ist doch der Sitz eines römischen Bischofs. Die Siebenhügelstadt übt nach wie vor ihre Herrschaft: nur mit andern Waffen. Statt mit der Schärfe des Schwertes regieren die Männer des Kapitols die Völker mit dem Krummstab, und an die Stelle der erbarmungslosen Gewaltregierung der Imperatoren ist die feine Politik der Kirche getreten.

Barcelona.

(Im Jahr 1845 geschrieben.)

Religion, Vaterland und die Erinnerung der Vergangenheit sind dem Spanier Seele, Leib und Leben. Sie sind ihm die Penaten auf dem Hausaltar, die Stammgüter im Nationalheiligthum. Für sie hat er allezeit heiß gekämpft, für sie hat er seine Felder mit Blut getränkt; ihnen ist seine ganze Liebe zugewendet, und wie er mit unerschütterlicher Treue an seinem Boden hängt, so hängt er mit Stolz an seiner Geschichte, die ihn mit hohem Selbstgefühl für die Gegenwart begabt. Darum kann die Autorität, der er willig gehorchen soll, nie wohl eine andere Grundlage haben, als eben jene Elemente, die zur eigentlichen Seele der Nation gehören. Nur die Unterwerfung unter eine solche Autorität kann das Selbstgefühl nicht verletzen bei einem Volke, das, das stolzeste der Erde, sich in Masse adelig fühlt. Wenn der Asturier diesen Adel anspricht seines rein-gothischen Blutes wegen, so fordert ihn der Kastilier, weil sein Stamm der herrschende geworden, und der wackere Biskayer, der kühne Katalonier, die stolz und frei auf ihren Wehrgütern wohnen, verlangen die Anerkennung als für ein Erbstück von den Vätern überkommen, das alle Könige ehrten. So, mit

bestimmt und scharf ausgeprägten Charakterzügen, steht das spanische Volk in der Weltgeschichte ernst und großartig da, einer Aloe gleich, die nur in langen Zwischenräumen ihre geschlossene Knospe zur wunderbaren Blüthe aufschließt. Fest, besonnen und ruhig, jedoch heftig und reizbar in der Liebe wie in der Ehre, ernsthaft, streng, ja finster in der Stimmung; freisinnig, edelmüthig, ritterlich und standhaft in seinem Thun, steht dies Volk wie ein Granitfels in den Wogen der Zeit, — verwittert zwar und von Flechten und Moos überwachsen, aber nicht erweicht, nicht abgerundet, nicht zahm und zur Knechtschaft aufgelegt.

Die Fluth der Aufklärung über sociale Begriffe, die Ideen von durchgängiger Gleichheit, angestammten Menschenrechten und ihrer Unverjährbarkeit, von der Souveränität des Volks und der nothwendigen Delegation aller Macht von unten herauf: — kurz die Ideen, welche bei den gesittetsten Völkern durch Revolutionen und Reformen seit 50 Jahren eine Umgestaltung des Baues der Gesellschaft bewirken, sie haben in Spanien noch keinen solchen Boden gefunden, um schnell und tief zu wurzeln. Darum sind auch Verfassungen, die auf jenen allgemeinen Abstraktionen sich gründeten, der Masse des spanischen Volks unverständlich geblieben, und eine weitere Folge davon ist gewesen, daß die Mehrheit es jederzeit gleichgültig geschehen ließ, daß man sie eingeführt, wieder abgerufen und von Neuem zurückgebracht hat. Seinem heimathlichen Sinn ist ein solches Verfassungswerk so fremd, wie ihm der abstrakte Despotismus zuwider ist. Dem spanischen Volke, zumeist aber dem Katalonier, ist Heimath und Gemüth und angestammtes Recht Alles; die Theorie der neuen Gesetzgebung hingegen liegt ihm fern. Was in jenem wurzelt, wird ihm schnell vertraut und werth; solche Verfassungen aber, die diese Grundlage nicht haben, betrachtet er mit Verwunderung und Mißtrauen, sie gehen nie in den gewöhnlichen Bereich seiner Begriffe über. Was er will, ist eine Regierungsform, die sich seinen Gefühlen und Gesinnungen, seinen Sitten und Gewohnheiten, ja selbst seinen Vorurtheilen anpaßt, die in seiner Geschichte wurzelt, also eine solche, in welcher er sich selbst wieder erkennt und Schutz und Sicherheit für seine theuersten Güter findet.

Es ist einleuchtend, daß bei dieser Haltung des Volks, bei dieser Theilnahmlosigkeit der Mehrzahl an den Schwingungen des Zeitgeistes die Kräfte, welche diesen Pendel in Bewegung setzen, nur Partei-, nicht Volkskräfte genannt werden dürfen. Je geringer die Zahl Derer ist, welche in Spanien den Beruf übernehmen, das Staatsgebäude ihren Wünschen gemäß umzugestalten, und je weniger das Volk selbst daran Theil nimmt, desto weiter ist auch das Feld, welches sich für das Spiel und den Kampf der Faktionen öffnet. Deshalb haben wir in Spanien seit einer Reihe von Jahren den traurigen Anblick, daß Parteien um die Herrschaft blutigen Hader treiben, bei dem das Glück des Volks kalt und grausam geopfert wird. Bald mißbrauchend den Namen der Monarchie, bald den der Freiheit, wird

Spanien abwechselnd durch die Leidenschaften seiner Fürsten oder Derjenigen gequält, welche Arglist und Glück an die Spitze der Macht führt. Jede Partei macht sich das Mißvergnügen des Volks zu nutze, jede schmeichelt ihm mit der Hoffnung auf einen bessern Herrn, jede theilt Geschenke und Versprechungen aus, um den Despoten des Tags zu stürzen, und gelingt es und setzt sich ein Anderer an seine Stelle, so gibt solcher Erfolg den Unordnungen, Verheerungen und der Qual der bürgerlichen Kriege nur neue Nahrung.

Aber das edle Spanien ist nicht für immer zum Leiden verurtheilt. Zerreißen wird endlich der Faden seiner Langmuth, aufstehen wird das Volk und mit den zerrissenen Ketten wird es die Tyrannei zerschlagen und verjagen seine Unterdrücker. Das Beispiel freierer, glücklicherer Völker wird in Spanien nicht ohne Nachahmung bleiben. Schon reden tausend Zeichen von der nahen Wendung der Dinge; ich vernehme schon an den nächsten Ufern der Zukunft das Flüstern von Dem, was, einmal laut ausgesprochen, widerhallen wird von den Firsten der Pyrenäen bis zu den Mauern von Corunna in allen spanischen Herzen. Schon geht hörbares Murren über die Unterdrückung durch die ganze Nation; schon knistert die noch unsichtbare Flamme; schon regt sich's in den Provinzen da und dort; schon sieht man überall im Stillen rüsten, die Hülfsmittel prüfen und die Lage der Dinge in ernste Berathung ziehen. Noch ein Tag, noch eine Betrachtung — und eine ungeheure Bewegung wird entstehen, eine neue Zeit wird hervorgehen; eine Zeit des Schreckens für die Tyrannen, für Spanien ein Tag des Freiwerdens, ein großer Tag der Hoffnung.

Barcelona, die jetzt durch Tyrannei so gebeugte Hauptstadt Kataloniens, nach Intelligenz, Freiheitssinn und Gewerbfleiß die erste, nach Größe und Volksmenge die zweite Stadt in Spanien, blühte schon vor der christlichen Zeitrechnung. Hamilkar, der Vater Hannibals, hat sie gegründet und sie mit Carthagischen Ansiedlern bevölkert. — Carthagischer Geist ist nie aus ihr gewichen. Republikanische Institutionen, ächte Freiheitsliebe, die den Tod nicht achtet, und ein Unternehmungsgeist, der Barcelona's Namen zu allen Zeiten in der Handelswelt groß gemacht hat, behielten hier eine Heimath.

Katalonien ist Barcelona, denn Barcelona ist der Brennpunkt, das Leben des ganzen Landes. Deshalb ist Kataloniens Geschichte auch die seinige. Alle großen Ereignisse erhielten hier Vollzug, hier entschieden sich die Kriege, hier wurden die Friedenspakte geschlossen.

Barcelona war die erste spanische Großstadt, welche die Römer von den Carthagern gewannen; sie war die letzte, welche von ihnen verlassen wurde. Die Gothen besaßen sie nicht lange; dann bekam sie Herren aus

Italien, aus dem Norden Europa's, aus Afrika. Auch die Besetzung der Araber war von kurzer Dauer; der Schlag, den Karl Martell bei Poitiers gegen sie führte, warf sie bald bis an den Tajo zurück. Um jene Zeit (902—903) hatte Barcelona die 17 Monate dauernde denkwürdige Belagerung gegen Ludwig den Aquitanier auszuhalten, in welcher von der Bevölkerung über 60,000 umkamen, und bald darauf, unter christlicher Herrschaft, eine zweite gegen die Sarazenen, in Folge welcher, nach heldenmüthigem Widerstand, der Rest der Einwohner zu Sklaven gemacht wurde, bis sie das christliche Schwert wieder befreite.

Schnell entfaltete sich seitdem die Glanzzeit seiner Geschichte unter den christlichen Beherrschern Kataloniens. Hauptstadt eines unabhängigen Staats geworden, nahm es in eben dem Maße zu, als sich des letztern Macht vergrößerte. Sardinien und Sicilien wurden erobert, siegreich mit Byzanz gekämpft und diesem ein großer Theil von Griechenland entrissen, während die Handelsflotte von Barcelona, dem neuen Carthago, alle bekannten Meere bedeckte und in der mit Reichthümern erfüllten Stadt Künste und Wissenschaften mit der arabischen Civilisation erfolgreich wetteiferten. Nicht als ob die Barceloneser während und nach dieser Periode dauernden innern Frieden genossen hätten: ihr stolzer, unruhiger Geist und ihr unbeugsamer Sinn für Freiheit verwickelte sie oft in Kämpfe gegen ihre eigenen Fürsten und Magistrate und brachte der Stadt manchmal schwere Tage. Doch bei dem frischen, rührigen Leben, das ihr innewohnte, vernarbte schnell jede Wunde wieder.

Im Erbfolgekrieg ward (1702) Barcelona von Philipp V. in Person mit gewaltiger Anstrengung, doch fruchtlos belagert. Ja, nachdem schon ganz Spanien die neue Dynastie anerkannt, nachdem England und Oesterreich Barcelona seinem Schicksal überlassen und ihre Truppen entfernt hatten, behielt die Stadt noch den Muth, allein den vereinigten spanischen und französischen Heeren und Flotten zu widerstehen. Die damalige Belagerung ist jenen von Numantia und Saragossa zu vergleichen. Als die feindlichen Kugeln die Zinnen von den Bürgern, ihren Vertheidigern, so gelichtet hatten, daß diese allein nicht mehr vermögend waren, die täglichen Stürme abzuschlagen, bildeten sich die Frauen und Mädchen zu Bataillonen und halfen bei der Vertheidigung mit Löwenmuth. Nachdem allmählich in dem ungleichen Kampfe alle Werke verloren waren, vertheidigte die Bevölkerung Straße für Straße noch mehre Wochen lang; jedes Haus wurde zur Festung, und jedes erforderte einen Sturm und ein Blutbad zur Eroberung. Erst nachdem drei Viertheile der Einwohner gefallen waren, die Stadt zur Hälfte in Schutt lag und der übrige Theil in Flammen stand, — konnte der Marschall Berwick (1714) seinen Einzug halten. Auf den Trümmern eines zerstörten Stadtviertels wurde nachmals die Citadelle Montjui als Zwingburg erbaut, welche in spätern Zeiten so oft dazu diente, den unbändigen Geist der Barceloneser zu zügeln.

Die Lage dieser berühmten Stadt ist herrlich. Von Norden her durch eine sich in schönen Formen erhebende Gebirgskette geschützt, dehnt sie sich, Front machend gegen das Meer, an der Mündung eines breiten Thals aus, welches die Flüsse Llobregat und Besos bewässern. Hier belohnt die größte Fruchtbarkeit unter einem milden Himmelsstriche hundertfältig jede Mühe der Kultur. Der Hafen ist weit und groß und wird durch einen prächtigen Molo vor den feindlichen Winden geschützt. Doch hat ihn die Regierung leider! und wohl nicht ohne Absicht in den letzten Jahren sehr vernachlässigt und so versanden lassen, daß jetzt nur Schiffe mittlerer Größe, die höchstens 12 Fuß Tiefgang haben, einlaufen können. Größere sind gezwungen, auf der unsichern Rhede vor Anker zu gehen.

Die Bauart Barcelona's nähert sich auffallend der einer deutschen Stadt des Mittelalters. Die Häuser sind einfach, fest, massiv, hoch; die Straßen meist eng und winkelig: nur wenige sind regelmäßig, breit und prachtvoll. Die ausgezeichnetste ist die Rambla, eine Art Boulevard; auch auf der Riera ampla und Riera Conde del Asalto stehen viele Paläste. Die schönste aber und die modernste ist die Ferdinandsstraße, der Sitz der reichsten Kaufleute und Fabrikanten. Von den Kirchen zeichnen sich die Kathedrale und Maria del Mar durch Größe und innern Schmuck, von den öffentlichen Gebäuden durch seine Masse der königliche Palast und durch Styl und Zweck die Börse, das Zollhaus, das Theater, das Rathhaus aus. Vieles ward in dem Bombardement vor zwei Jahren zerstört und beschädigt, indeß eben so schnell wieder hergestellt und jetzt ist kaum eine Spur jener Verwüstung übrig. Aber in den Gemüthern grünt ihr Andenken fort, und Barcelona bleibt der Herd, auf dem der Brennstoff am höchsten aufgeschichtet ist, der, zur rechten Stunde angezündet, Spanien in Flammen setzen und seine Unterdrücker vernichten wird.

Barcelona ist die reichste Stadt in Spanien, und unter allen Provinzialorten ist in ihr die meiste Intelligenz, der meiste Sinn für Kultur, Kunst und Wissenschaft zu finden. Doch noch viel größere Wichtigkeit hat Barcelona als Mittelpunkt der spanischen Industrie — es ist das Manchester des Südens. 20,000 Webstühle sind in der Stadt gangbar, 10,000 arbeiten für die barceloneser Fabriken auf dem Lande. Engländer und Franzosen haben in neuerer Zeit viele große Etablissements gegründet und neue Gewerbzweige hergepflanzt: so Maschinenfabrikation, Eisengießerei u. s. w., und für die Bearbeitung der seit Jahrhunderten unbenutzt gebliebenen Mineralschätze Kataloniens bestehen jetzt eine Menge Vereine. Auch die Rhederei blüht mächtig auf und beschäftigt schon Tausende. Der Handel, von jeher groß und mehre Welttheile umfassend, wird durch das Emporkommen des Fabrikfleißes jährlich gehoben; über 1100 große Schiffe haben im vorigen Jahre den Hafen besucht. Nirgends sonst in ganz Spanien begegnet dem Auge eine solche Rührigkeit, ein so fleißiges Leben. Von allen Seiten erschallt das Getöse der Hämmer, das Rauschen der Webstühle, das Stöhnen

der Dampfmaſchine; Männer, Weiber und Kinder ſieht man zu Hunderten im Freien mit ihren Rädern und Spindeln Fäden drehen, oder emſig die Nadel führen, um die rohen Stoffe zu Geweben vorzubereiten, oder dieſe durch Stickerei zu veredeln. An Sonn- und Feiertagen aber, wenn Geſang und Glockengeläute aus den Tempeln ſchallt, ruhen alle Hände — und des Nachmittags ſtrömen die Schaaren der fleißigen Bürger mit ihren Familien hinaus nach Grazia oder Serria unter die Zelte und Platanen. Der Barceloneſe iſt nüchtern, mäßig in jedem Genuß. Tiefe Religioſität iſt ein Grundzug ſeines Charakters, und von Natur beherrſcht ihn nur eine große Leidenſchaft — die Liebe zur Freiheit. Für ſie hat er nie ein Opfer zu groß gefunden.

PARIS
von der Seine aus

Aus d. Kunstanst. d. Inst. Industr. v. Hildburgh.

Eigenthum d. Verlegers.

Paris.

Paris ist der Himmel, Paris ist die Hölle; ihr dürft Beides für Wahrheit halten. Zur ewigen Seligkeit führt nur ein enger, steiler Pfad für die Wenigen. Der andere Weg ist die ebene, breite Straße, und daß ihn die Menge wandert, kann um so weniger Wunder nehmen, da auf demselben Vergnügen und Genuß die Führer sind. An keinem Ort der Erde schäumt das Leben feuriger, brennender, siedender, und funkelt's und knistert's und verzehrt sich's in sprühendern Flammen. In dieser großen Werkstatt des Genusses ist die Gesellschaft beständig auf der Rennbahn. Vergnügen ist das Ziel, und ist eins erjagt, so jagt sie dem andern nach. Um des Vergnügens willen stiehlt der Dieb, trügt der Gauner, bettelt der Arme; um sich einen lustigen Sonntag oder blauen Montag zu machen, unterzieht sich der Arbeiter den nächtlichen Anstrengungen, und der Kleinbürger, der Boutiquier messen ihren Erwerb nach dem Vergnügen, das er ihnen verschaffen wird; gegen Vergnügen verwechseln der Kaufmann und der Habitué der Börse das Gold, das ihnen die Spekulation und das Glück gegeben; Vergnügen lacht dem Rentier aus seinen Obligationen und Aktien, seinen Coupons und Dividendenscheinen entgegen, und der Beamte, der Offizier, der Literat, der Künstler hält sein Bureau, seine Epauletten, seine Feder, seine Palette, seinen Meisel nach der Masse des Vergnügens werth, zu dem sie die Mittel beibringen. Bar des Vergnügens hätte der Altar keine Priester, das Gericht keinen Richter, die Assise keinen Vertheidiger, der Kranke keinen Arzt; bar des Vergnügens wären die Legislatur ohne Gesetzgeber, die Ministerien ohne Minister, der Staat ohne Haupt; denn das Alpha und Omega der ganzen gesellschaftlichen Natur des Pariser sind Vergnügen und Genuß. Er interessirt sich so lange für Alles, als es den Reiz des Vergnügens bei sich führt; hört es auf, ihn zu amüsiren, so erlischt auch seine Theilnahme dafür. An der Hand des Vergnügens hingegen ist ihm jede Erscheinung, jedes Ereigniß, jede Veränderung willkommen: Königthum, Revolution, Diktatur, Republik, Kaiserreich, Schreckensregiment, Plebiszit, Kapuzinerthum, Kommunismus, Barrikaden, Abd-el-Kader. Wegen des Vergnügens sucht er den Ruhm in der Schlacht, pilgert er

nach St. Sulpice in Sack und Asche, hört er die Rachel in der Oper, die oraison funèbre in Père la Chaise. Die Legitimität wäre ihm recht, wäre sie nicht gar zu langweilig, und den Tod haßt und fürchtet er nur aus dem Grunde, weil er nicht amüsirt; ja, er würde Mohammedaner werden, wenn der Prophet nicht den albernen Streich gemacht hätte, für die Freuden seines Himmels von dem Vergnügen auf der Erde einen hohen Discont zu fordern. Was ihn nicht vergnügt, das rührt er nicht an, was ihn nicht berauscht, dem klatscht er nicht Beifall. Aber für Vergnügen ist ihm Alles feil: Liebe und Lust, Können und Wissen, Ehre und Freiheit. Im Gegentheil murrt er über Alles und spottet er über Alles, was ihn langweilt, und gleichgültig verläßt er, sobald er gähnen muß, seine Könige, seine Eroberungen, seinen Ruhm, seine Götzen, mögen sie von Bronze oder Glas sein. Er wirft sie weg aus ennui, wie er seine Strümpfe, seine Gesundheit, sein Vermögen wegwirft. Paris ist gefährlich nur dann, wenn es sich langweilt; es braucht stets Erregung zum Leben, es braucht stets Etwas, das die Leidenschaften anspannt, und dieses führt Ereignisse herbei, an welche die Welt nicht denkt. Der Pariser passionirt sich nur für die Spender des Vergnügens, sei es das Gold, sei es die Macht. Eine Zehntausendfrankennote ist ihm lieber, als alle Liebe, und wer ihn vergnügt, von dem duldet er Alles: er duldet die Regierung mit der Phrase, die Regierung mit der Guillotine; er duldet die Religion als Eva und in der Kapuze, wenn sie amüsiren! — Gold und Vergnügen sitzen permanent auf dem Throne dieser Stadt ohne Glauben, ohne Sitte, ohne Gefühl und ohne Wahrheit, und wenn ihr dieses Labyrinth von Mörtel und Schmuz, und die Gedanken, die Affekte, die es bewegen, erschüttern, verwirren, kennt, so werdet ihr für die hundert Räthsel und tausend Fragezeichen, denen ihr begegnet, immer dieselbe Lösung, dieselbe Antwort finden.

Laßt es uns einmal versuchen, auf diesem Meere, das Millionen vor uns durchschifft und durchforscht haben, irgend ein unbekanntes Eiland zu finden. — Wir schiffen planlos hinaus, den Zufall am Steuer, Wind und Wetter als Führer.

„Boulevard des Italiens!" — Der Fiaker rasselt durch die Rue vivienne, durch die Straße der Foulds und der Rothschilde, über den Börsenplatz hin, am großen Opernhaus vorüber. Der Schlag wird geöffnet — die dürre Hand empfängt ihr 20-Sousstück — nous voilà! Wie schön, heiter, glücklich erscheint hier Alles! Der Boulevard des Italiens ist der Tummelplatz der goldenen Jugend, das Eden der Flaneurd und Maulaffen, der Damenwelt mit ihren Wünschen und Gelüsten. Diamanten, Gold, persische Shawls, Brüsseler Points, indische Essenzen und Parfümerien, exotische Pflanzen, seltene Früchte glitzern und prangen hinter Spiegelfenstern in den prächtigen Läden; dazwischen Kostüme aller Phantasieen und reizende Frauenbilder für alle Träume. — Ist das Alles Wirklichkeit oder nur Schein? Dies oder Jenes, oder auch Beides, wie du's

deuten magſt. Die Trottoirs gleichen dem wogenden Meere, die reichen Equipagen, Fiaker aller Geſtalten, Omnibuſſe und Fahrzeuge aller Gattungen machen ſich den Fahrweg ſtreitig; dich ſelbſt reißt die Menſchenwoge hin, und mehr fortgeſtoßen und fortgetragen, als gehend, ſchöpfſt du erſt auf dem Boulevard St. Martin wieder Athem. Hier hat das Straßenleben die vornehme, ariſtokratiſche Maske abgeſtreift. Tabaksqualm und Bier dampfen aus den Billards und Café's, Gerüche der Küche aus den Reſtaurants. Die gute Geſellſchaft verirrt ſich nicht in dieſe Region; ſie gehört dem Kleinbürger, dem Handwerker, dem ſubalternen Beamten. Erſt am Thor von St. Denis, der ſteinernen Lüge von der Größe Ludwigs XIV., verändert ſich die Staffage wieder. Die Straßen dieſer Nachbarſchaft gehören meiſtens der Induſtrie, den Fabriken, den großen Werkſtätten und den Niederlagen, wo die unzähligen Artikel gefertigt und aufgeſpeichert werden, für welche die Welt der Stadt Paris zinsbar geworden iſt. Die Karoſſen der reichen Fabrikherren rollen über den Fahrweg; aber auf den Trottoirs haben die Blouſe und die Griſette des Arbeiters die Majorität. Gegen Abend, wenn die vielen in dieſer Gegend befindlichen kleinen Theater ihre Pforten öffnen, ſteigert ſich das Leben zum Gedränge, und der Name des anſtoßenden Boulevard du Crime erhält dann die Bedeutung einer Wahrheit. Bei jedem Zwiſchenakte (das Spiel in den kleinen Theatern dauert bis Mitternacht) ergießen ſich die in den engen Räumen eingeſchloſſenen Menſchenmaſſen, durſtig nach friſcher Luft und Erquickung, über die Boulevards du Crime und du Temple, und bei dieſer Gelegenheit werden die geſchickteſten Diebſtähle und die frechſten Räubereien verübt. Hier ſind die Contremarkenhändler und die Condottieri der Theaterkritik zu finden: die Claqueurs und Succeßmacher; und ein Autor, ein Dramatiker, welcher die Mittel und Wege kennt, die zur literariſchen Celebrität eines Abends, oder einer Saiſon führen, kann hier für eine Handvoll Franken eine Ladung Beifall und Renommée allezeit haben. Da drängen ſich auch die Cries de Paris, jene ſchreienden, wandernden Apfelſinenhändlerinnen, Kuchenverkäufer, Blumenmädchen, Cocoſpender, Colporteurs der Journale und Zeitungen, die ſpähenden Gamins, die Commiſſionairs, die Gelegenheitmacher, die Kupplerinnen mit ihren Dirnen, die Agenten der geheimen Polizei und die Sergeants de Ville; — und vermengt mit dem Volke der Blouſe und des fadenſichtigen Fracks wird ein Babel daraus; Alles ruft durcheinander, Keiner hört auf den Andern, Jeder ſucht den Andern zu überſchreien. Mit wenigen Veränderungen dauert dieſe Staffage der Boulevards bis zum Baſtilleplatze und dem Boulevard St. Antoine fort. Hier verſchwindet faſt jedes andere Koſtüm neben Blouſe und Polizeiuniform. Der Pariſer aus den höhern Ständen betritt dieſe Gegend niemals, wenn ihn nicht ein unabweisliches Geſchäft dahin führt. Unter beſtaubten Bäumen haben hier die Zuckerwaſſerverkäufer, die fahrenden Limonadiers, Caffetiers und Obſthändlerinnen ihre

Stände. Auf keinem der Boulevards ist's übrigens so still und ordentlich; an die Bastille und ihre großen Ereignisse scheint kein Mensch mehr zu denken. Und doch ist diese St. Antoine mit ihren schweigsamen Straßen, auf denen man nichts hört als die heisern Stimmen der Arbeit in den ärmlichen Häusern: das Geräusch des Webstuhls, das Knarren der Drehbank und der hundert andern Handthierungen und Beschäftigungen, — jene gefürchtete Vorstadt, welche beständig schwanger geht mit Revolutionen. Sie ist die Gewaffnete, trotz zehnmaliger Entwaffnung; die immer Schlagfertige, trotz aller Niederlagen; die beständig Bereite, um für den Aufstand die Parole zu empfangen; immer des Rufs gewärtig, auf die Barrikade zu marschiren, oder der Gewalt entgegen, um sie zu brechen, und darum von dieser immer belauscht, bespäht mit Argusaugen, decimirt bei jeder Gelegenheit, in den Kerker geworfen, exilirt, deportirt; und wiederum ist sie verzehrt von den nagenden, zwickenden Dämonen der Rache und Vergeltung, die sie beständig mahnen, eine neue Seite der Geschichte von Frankreich mit Strömen von Menschenblut zu schreiben. Wer denkt daran, bei dem lustigen Leben der Blousen und der Mouslinkleider, das hier, wie Mücken an heitern warmen Abenden, spielt und kost, daß unter dieser arglosen Decke ein Ungeheuer schlummert, welches die Traditionen der Schreckenszeit und des Bürgerkriegs von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt? Wer es verstanden hat, rechtzeitig die Schwingungen dieses Geistes und dieser Traditionen in Bewegung zu setzen, ist allemal Herr von Frankreich geworden, und wenn er, als solcher, nicht wußte, die Uhr der Zeit zu stellen, so war es stets seine eigene Schuld. — St. Antoine ist an Werktagen ein Bild der Ordnung, des Fleißes, des Geschicks, der Anstrengung, der Genügsamkeit; der Löwe ist ein geduldiges Roß geworden, das für seinen Herrn, das Kapital, sechs Tage in der Tretmühle geht, leidet, fastet und sich abarbeitet, um das Stück Geld zu erhaschen, das ihm eine genußreiche Stunde gibt, in der es seine Lust austobt, bis der letzte Sou fort ist und die leere Börse und der leere Magen es zur Rückkehr an die Arbeit mahnen. Die Faubourg St. Antoine hat ein zweifaches Leben: die Arbeit und die Revolution. Sie beugt sich unter der Herrschaft der Scheere, des Hammers, der Spinnmaschine; sie hobelt, sägt, webt, reckt, modellirt, gießt, schnitzt, kleidet, färbt, bleicht, schwärzt, malt und vergoldet Alles; sie macht die Karosse der Könige und den Sarg des Guillotinirten, sie schneidet die Prachtgefäße von Krystall und dreht den irdenen Topf für die arme Wittwe: aber einen Tag in jedem Jahrzehnt entzündet sie sich wie eine Pulvertonne und stürzt Throne und Gesellschaft zusammen. —

Fort zum Hotel des Princes! Was ist das? Es ist das Epitom von Paris, die Pariser Welt unter einem Dache. Der glänzende Titel darf dich nicht irren; er ist bloß das Schild für die Bel-Etage, wo sich die goldenen Salons für Fürsten und Millionärs aneinanderreihen. Wie alle Pariser Hotels, haben auch diese hohen Prachtgemächer die niedrigen Dach-

ſtuben über ſich und zu ihren Füßen die dumpfigen feuchten Kellergeſchoſſe, hinter ſich aber die Höfe und Kloaken, wo jene armen Menſchen wohnen, die verdammt ſind, ihr Leben in verpeſteten Miasmen zu verathmen. — Tritt herein! An einer Säulenhalle des Thors empfangen dich rothſammtne Portiers, welche Tambourmajorſtäbe mit Silberknöpfen tragen. Ein Dutzend Diener des Hotels ſtehen am Treppenhauſe, deine Befehle erwartend. In dieſem Hauſe wird jeder Neuankommende empfangen wie ein Prinz, und jeder findet in demſelben, was er ſucht. Du verlangſt ein Dachſtübchen: ein dienſtfertiger Geiſt geleitet dich hinauf; du forderſt gebieteriſch Apartements in der Bel-Etage: — es ſammelt ſich eine Queue von Marqueurs und Lakayen um dich, ſilberne Armleuchter wandeln dir voran, die Freitreppe von Marmor hinauf, Flügelthüren ſpringen auf, und Pracht und Komfort umgeben dich, als wärſt du Sardanapal. —

In dieſen Zimmern und Salons des erſten Stocks vermißt der Gaſt nichts, um ſeine Prachtliebe und ſeinen Sinn für feine Bequemlichkeit zu befriedigen; nicht den Teppich von Aubuſſon, nicht das Piano von Erard, nicht den Chronometer im Goldgehäuſe, der die Stunden des Vergnügens auf's Genaueſte zeigt; nicht das Venetianiſche Spiegelglas, das von der Diele bis zur Decke reicht, nicht die ſilbernen Gefäße der Toilette, nicht die Bilder von Delaroche, nicht den pariſchen Marmor, welcher Leben athmet. Kein Zeichen, kein Schmuck, kein Prachtgeräth, womit Rang und Reichthum ihre Günſtlinge umgeben, fehlt. Ein Salon iſt vorhanden für Madame, ein Studirzimmer mit Bibliothek für Monſieur, ein Zimmer zu den Audienzen, eine Antichambre für die Wartenden; Saal für die Dienerſchaft, Corridor für die Portiers. Jeder Schellenzug gibt einem dienſtbaren Geiſte Flügel oder zaubert eine Sylphide zu deinen Füßen, um deine Befehle zu empfangen, kurz: — kein Fürſt kann fürſtlicher wohnen als in der Bel-Etage dieſes Hauſes. — Du ſteigſt eine Treppe höher. — Das Leben iſt ſtiller, der Prunk macht keine Prätenſionen mehr, Komfort tritt in den Vorgrund. Die Dienerſchaft iſt weniger glänzend gekleidet, ſie gehorcht weniger ſchnell dem Winke; die Bücklinge ſind nicht ſo tief, die Zimmer nicht ſo hoch, die Ausſtattung iſt nicht ſo in Fülle und ſo koſtbar, obſchon geſchmackvoll. Der Prinz des Hotels iſt in dieſer zweiten Etage ein wohlhabender Kaufmann, ein Rentier aus der Provinz, ein Souspräfekt, ein General, der ſeine Penſion zwiſchen der Wirthshausrechnung und dem Spieltiſche theilt; oder er iſt ein Gutsbeſitzer, welcher ſeiner Frau oder ſeiner Tochter Paris zeigen will.

Du ſteigſt noch eine Treppe höher. Die Stille hat zugenommen, die Diener ſind älter geworden, ihr Eifer kälter, die Livree fadenſichtiger, niedriger die Decken der Zimmer, die Thüren, die Fenſter: — bürgerlich ſieht das Ganze aus nach Ausſtattung und Einrichtung; die Nettigkeit iſt größer als die Eleganz und die Formen ſind mehr von geſtern, als von heute. In dieſem dritten Stock des Hotels wohnt der Advokat aus der

Provinz, der die Geschäfte seiner Auftraggeber bei der Centralbehörde betreibt; der Gutsverwalter, der Professor aus dem Departement, der junge Arzt, der die Kliniken besucht; die Wittwe, welche eine Pension oder eine neue Verbindung wünscht, die angehende Kokette, die jungen Talente des Gesangs und des Tanzes; der alte Garçon, der für seine 2000 Franken Rente das höchste Maß des Genusses erstrebt; die Aspiranten der Fortuna in allen Gestalten und mit allen Ansprüchen: Leute, die keinen Centimen in dem Schuldbuch der Nation eingetragen haben, aber in ihren Talenten die Schätze Kaliforniens beständig bei sich zu führen glauben. Arglose Träumer, wäre der Wahn, der euch begleitet, doch länger! Aber gar bald steigen sie auf der Stiege des Hotels höher, und tiefer auf der Leiter ihrer Hoffnungen, bis sie anlangen im Dachstübchen, in welchem vor ihnen die verlassene Grisette die vergangenen Tage der Freude beweinte. — Willst du noch weiter? Willst du in die Kämmerchen gucken à soixante sous par mois mit dem einen Fensterchen, das über der Kloake des hintersten Hofes sich öffnet? Puh! Ich sehe, du bist ermüdet. — Horch! Glockentöne schallen durch's Haus; die Thüren fahren auf und schlagen zu; lachend und singend, plaudernd oder schweigsam, gravitätisch oder leichtfertig, „Bon jour! Bon soir!" Nachbarn und Bekannten spendend, rauscht der Menschenstrom der Treppe zu, die zum Speisesaal führt. Die Eßglocke hat allen Unterschied des Rangs unter den Bewohnern des ersten bis zum dritten Stock ausgetilgt; Alle erscheinen in mit Geschmack geordnetem Anzug. Die femme entretenue ist von der Herzogin in Grandezza, Anmuth und Glanz der äußern Erscheinung kaum durch das geübteste Kennerauge und nicht minder schwer zu unterscheiden, als der ächte Schmuck von Imitationsdiamanten beim Kerzenschimmer. — In keinem Königsschloß sind die Speisesäle geräumiger und prächtiger als im Hôtel des princes. Die Tafeln und Sessel sind von geschnitztem und vergoldetem Palisanderholz, die Damaste von größter Feinheit, die Aufsätze von Silber, die Kandelaber vergoldet, das Porzellain aus Sevres und von der größten Feinheit; blühende Orangenbäume und die seltensten Ziergewächse füllen jede Ecke und über den Etageren biegen sich, mit Früchten und Blumen beladen, exotische Pflanzen. — Ist's eines Monarchen Namenstag? Gibt ein Großbotschafter ein diplomatisches Diner? Sind die Koryphäen der Wissenschaft, der Philantropie, der Börse zu einem Festessen versammelt? so fragst du dich bei dem Eintritt in diese glänzende Gesellschaft, die von Sternen und Orden funkelt und hinter deren Sesseln 50 Aufwärter in Frack und Seide mit dem Anstand des Gehorsams der Befehle lauschen — und du staunst, wenn du hörst, daß es das Schauspiel ist, welches sich zur sechsten Stunde jeden Abend in diesen feenhaften Räumen wiederholt. Und all diese Herrlichkeit, mit einer Tafel, die den Feinschmecker entzückt, kannst du sammt deinem netten Kabinettchen im dritten Stock, sammt Wäsche, Frühstück und Bedienung für tägliche 10 Franken haben — und dabei hast du den unbe-

zahlbaren Genuß einer guten Gesellschaft, einer geistreichen Unterhaltung, des Anblicks der schönsten Frauen, und du kannst mit Berühmtheiten, die hier aus der ganzen Welt zusammenkommen, Worte und Blicke wechseln. Heute ist der persische, morgen der türkische Gesandte Dein Tischnachbar, das nächste Mal eine Kokette, in deren Augengluth alle Männerherzen schmelzen, oder eine Dame, die ihr billet doux mit einem Grafenwappen siegelt; oder du sitzest neben einem russischen Fürsten, dessen Bruder in Sibirien Zobel fängt für seinen Czar und dessen Physiognomie selbst beim Champagnerglase in Paris nicht ganz das Bewußtsein verheimlichen kann, daß der Kaiser aller Reußen ihn beim Faden hält — wie der Herr den Kettenhund — nur daß die Kette ein wenig länger ist, als bei diesem. —

Doch nichts ist langweiliger, als das lange Bewundern. Das „Toujours perdrix" verdirbt dem Hunger selbst den Appetit — Adieu, Hôtel des princes!

Der Lowerzsee in der Schweiz.

Lieblich, wie eine Idylle Geßners, liegt er zwischen den Bergen! Der Lowerzsee ist klein; aber an Anmuth steht er keinem der Schweizerseen nach. Halb umgürten ihn hohe, buschige Felsufer, um welche sich die Fahrstraße zieht; zur andern Seite sehen wir, hell beleuchtet, ein liebliches Mattland mit dem Dörfchen Steinen; vorwärts den kahlen Mithen und die Schweizer Hacken. Seine beiden Inselchen scheinen für den stillen Aufenthalt eines Weisen, eines Dichters oder eines Malers geschaffen zu sein. Glückliche und beneidenswerthe Menschen, die hier weilen, wenn nicht der Ueberdruß an den Freuden des Lebens, oder ein nagendes Gewissen, oder ein menschenfeindlicher Sinn sie hergeführt hat, sondern die Liebe zum stillen Genuß der Schönheiten der Natur und zur ungestörten Bewunderung des Schöpfers. Eine Einsiedlerzelle auf der einen Insel — das Bild der Genügsamkeit und Ruhe — schmiegt sich mit ihrer Kapelle traulich an die in Moder zerfallenen Reste der Zwingburg von Schwanau an, die ein Denkmal der Freiheit ist; denn diese zerbrach ihre Thürme.

Die Herrnhuter-Kolonie Lichtenfels in Grönland.

Schon die vorchristliche Zeit war erfüllt von den Sagen einer neuen Welt jenseits des atlantischen Oceans. Virgil spricht

von einem transatlantiſchen Kontinente, der außerhalb des bekannten Theils der Erde liege; Tibull erwähnt einer oceaniſchen Welt, als der andern Hälfte der Erdkugel, und Ammianus Marcellinus weiß von einer Inſel zu erzählen, die jenſeits des Oceans zu ſuchen und von größerm Umfange als Europa ſei. Mit dem Verfall des Römerreichs gingen dieſe Sagen verloren und in den nachfolgenden Jahrhunderten barbariſcher Finſterniß geſchieht ihrer nirgends Erwähnung. Erſt zu Anfang des Mittelalters, als ſich normänniſche Schiffer in die nordweſtlichen Meere wagten, die Faröer Inſeln entdeckten und Island koloniſirten, tauchen die Erzählungen von weiten weſtlichen Landſtrecken von Neuem auf. Island, durch Auswanderungen aus Norwegen raſch bevölkert, blühte in ſehr kurzer Zeit auf, und die Flotten ſeiner kühnen Fiſcher verfolgten ſchon im 10. Jahrhundert die Ungeheuer der arktiſchen Gewäſſer bis an Spitzbergens eiſige Küſte. Ein verwegener Seefahrer, Erik Raude, der Todſchlags wegen für drei Jahre aus Island verbannt war, ſegelte im Jahre 981 mit andern Genoſſen zu einem Entdeckungszuge nach den weſtlichen Meeren aus und erblickte im Herbſte eine mit hohen Bergen umgürtete Küſte, an welcher er eine Strecke hinfuhr, bis er am Eingange einer Bucht, welche er Eriksſund benannte, zu einer Inſel gelangte, auf der er überwinterte. Im nächſten Frühjahr lichtete er die Anker, um das entdeckte Land weiter zu erforſchen. Er ſegelte der Küſte entlang mehre Breitengrade ſüdwärts, ſtieg an verſchiedenen Orten an's Land und machte mit ſeinen Genoſſen Jagderkurſionen in's Innere. Er traf Heerden von Rennthieren und Moſchusochſen auf fetten Weidegründen und die Berge waren mit Birken und Zwergkiefern bewachſen. Das entdeckte Land nannte er, ſeines lachenden Anſehens halber, das grüne Land (Grönland). Er brachte faſt drei Jahre auf demſelben zu, bis die Zeit ſeiner Verbannung vorüber war. Dann kehrte er nach Island zurück und berichtete von ſeinen Entdeckungen. Es fand ſich hierauf eine Genoſſenſchaft zuſammen, welche ein kleines Geſchwader ausrüſtete, um Grönland in Beſitz zu nehmen und Niederlaſſungen zu gründen. Erik Raude ward Befehlshaber der Expedition und er ſegelte im Sommer 985 mit 25 Schiffen ab. Doch nach wenigen Tagen ſchon überfielen ihn ſchreckliche Stürme. 11 Schiffe verſchlang das Meer und nur 14 erreichten nach ſechswöchentlicher Fahrt die öſtliche Küſte Grönlands. Die Abenteurer gründeten eine Stadt und gelangten durch den außerordentlich reichen Fiſchfang bald zu Wohlſtand. Es folgten neue Auswandererzüge von Island, zu denen ſich ſpäter auch Koloniſten aus den Faröer Inſeln und von Norwegen geſellten, ſo daß ſchon im 11. Jahrhundert an der grönländiſchen Oſtküſte über 80 verſchiedene Ortſchaften blühten, und mehre chriſtliche Kirchen und Schulen die Keime der Civiliſation unter die wilden Völker im Norden der neuen Welt verbreiteten.

Die klimatiſchen Veränderungen, welche aus noch unerforſchten Urſachen in den arktiſchen Regionen des Nordens innerhalb der letzten 1000

Jahre Statt gefunden haben, — die Erkältung der durchschnittlichen Jahrestemperatur um mehre Grade und das Vordringen der arktischen Eismassen in südlichere Breiten, haben die Küsten von Spitzbergen und die Hälfte von Island unbewohnbar gemacht, und auch die blühenden Kolonien Ostgrönlands mußten allmählig verlassen werden. Seit länger als drei Jahrhunderten sind sie verschwunden und die mit Eisbergen umgebene Ostküste ist ganz unzugänglich geworden. Die alten Kolonisten verließen das Land oder suchten auf der milderen Westküste neue Niederlassungen zu gründen, die jedoch auch nur ein dürftiges Fortkommen erzielten. Der norwegischen Herrschaft im Jahre 1261 unterworfen, entrichteten sie ihre Steuern in Seehundsfellen, Thran, Butter und Käse; letztere mußten ihnen jedoch schon im 14. Jahrhunderte erlassen werden, da die Heerden sich von Jahr zu Jahr minderten. Immer kälter wurde die grönländische Erde, nicht kälter aber der Bekehrungseifer ihrer Bischöfe und Priester. Schon im Jahre 1121 zog Bischof Arnold selbst an der Spitze einer Apostelschaar zu den Grönländern von Stamm zu Stamm, bis in ihre letzten nördlichsten Wohnplätze, verkündigte ihnen das Evangelium und schiffte sich im nächsten Jahre nach dem südlicher gelegenen Winlande, der Küste von Labrador und Neufundland, ein, wo er Indianer bekehrte und das Kreuz aufrichtete. Im Jahre 1408 wurde Andreas als letzter Bischof von Grönland vom Papste ernannt; was aus ihm und seiner Heerde geworden ist, darüber schweigen alle Nachrichten. Seit jener Zeit ist Grönland für eine Periode von fast drei Jahrhunderten aus der Geschichte verschwunden. Die zunehmende Rauhheit des Klima's hatte die Kolonisten schon im 14. Jahrhundert aus allen nördlichern Niederlassungen vertrieben und eine Pest, der „schwarze Tod", rieb zu Anfang des 15. die Bevölkerung vollends auf. Nichts blieb zurück als die schwachen Stämme der Eingeborenen, bei welchen sich Kultur und Christenthum allmählig verloren.

Ewiges Eis umlagert seitdem die Ostküste Grönlands, und die westliche, auch nur im Sommer zugänglich, wurde kaum noch von einzelnen Wallfischfängern besucht, die zuweilen landeten, um Robben zu schlagen. Das Land selbst gerieth in Vergessenheit. Nur die dänische Geistlichkeit hielt noch die Erinnerung an dasselbe dadurch aufrecht, daß sie einem ihrer Würdenträger von Zeit zu Zeit den Titel „Bischof von Grönland" verlieh.

Erst 1721, als die Entdeckung der Briten in den nordwestlichen Meeren wieder die Aufmerksamkeit auf jene fernen Gegenden richtete, und als England Miene machte, eine Fischereistation auf der Südspitze Grönlands zu gründen, konnte sich die dänische Regierung, auf Egede's Anregung, entschließen, einen neuen Kolonisationsversuch zu machen. Sie sandte zwei Schiffe mit Auswanderern hin, begleitet von mehren Missionären, um die verwilderten Grönländer in den Schooß der Kirche zurück zu führen. Egede, ein würdiger und eifriger Priester, leitete die Unternehmung und

seiner Beharrlichkeit und seinem Eifer lohnte ein guter Erfolg. Egede wurde der neue Apostel der Grönländer, und die von ihm gegründeten Niederlassungen erlangten Bestand. Grönland erscheint fortan wieder in der Geschichte.

Das heutige Grönland ist aber nicht mehr das „grüne Land" vor 1000 Jahren. Zu Neunzehntel seiner ganzen Küstenerstreckung ist es das Jahr hindurch von starren Eisbergen umlagert; nur einige Buchten im Westen sind für ein Paar Monate offen. Das Innere des weiten Landes, dessen Flächengröße die Deutschlands um das Dreifache übersteigt, ist mit hohen Gebirgszügen bedeckt, auf welchen Tod und Erstarrung wohnen. Auch zu den noch offenen westlichen Buchten senken sich ungeheure Gletscher nieder, und wo vor 1000 Jahren zahlreiche Heerden auf grüner Alpe weideten, liegt ewiger Schnee. Manche der Berge im Innern sind so hoch, daß sie aus einer Entfernung von 20 Meilen gesehen werden können. Sie sind noch nicht gemessen und bleiben wohl für immer der menschlichen Forschung verborgen. Im Sommer bekleiden sich die sonnigsten Felswände und Anhöhen mit Moos und Flechten und in den allergeschütztesten Buchten, wo die Kolonisten ihre Wohnungen errichtet haben, zeigt sich das höhere Pflanzenleben in einigen Zwergbirken, Kräutern und beertragenden Stauden. Ackerbau findet im ganzen Lande keine Stätte; in kleinen Gärtchen baut der Kolonist Kresse und Rettig, die er auch im Hochsommer des Nachts durch Mattenbedeckung vor den Fröſten schützen muß. Im 12. Jahrhundert wurde noch bis zum 70. Breitengrade Gerste gebaut; aber das ist schon lange nicht mehr möglich. Die Kolonisten nähren sich vom Bären-, Robben- und Wallfischfang, für deren Ertrag sie sich Mehl, geistige Getränke und die übrigen Bedürfnisse des Lebens kaufen. Milch und Fleisch geben ihnen die Rennthierheerden, welche in den geschützten Thälern nothdürftige Nahrung finden. Von Hausthieren findet bloß der Hund ein Fortkommen. Torf und Treibholz, das die Strömungen des Meeres der Küste in Menge zuführen, geben Brennstoff in Fülle.

Trotz der Oede und Verlassenheit des Landes fehlt es ihm doch nicht an landschaftlicher Pracht. Es ist aber jene Pracht, die durch ihre Größe und ihre Kontraste mehr erdrückt, als erfreut. Keinen grandioseren Anblick, aber auch keinen furchtbareren gibt es als die Gletscher und Schneeberge Grönlands, die sich oft bis in die Wolken verlieren und umgeben sind von strahlenden Eisgestalten aller Formen und Gestalten.

Einen noch imposanteren Anblick bieten öfters die felsigen Küsten dar. Eisberge thürmen sich vor denselben auf, deren Glanz, das Licht in allen Farben brechend, viele Meilen weit über das Meer hinstrahlt. Manchmal sind die schmalen, tief in's Land gehenden Buchten von Eisbergen überwölbt. Mit furchtbarer Gewalt wühlt die Brandung die krystallenen Gewölbe weiter aus, bis ein Theil derselben einstürzt und nichts stehen bleibt als eine ungeheure Brücke, die zuweilen Jahre dauert. So stand im Jahre 1852, und steht vielleicht noch, am südwestlichen Gestade, zwischen

dem 61. und 62. Breitengrade, ein Eisgewölbe, das, bei 60 Klafter Breite und 100 Klafter Dicke, eine Bucht von nicht weniger als drei Stunden Breite überspannte. Mit diesem Bauwerk der Natur verglichen, würden die größten Menschenwerke in Nichts verschwinden.

Trotz der entsetzlichen Rauheit des Klima's, das selbst auf den südlichsten Punkten des Landes, unter einer Breite, welche die von Petersburg kaum erreicht, noch kälter ist, als in Lappland, ist doch die Luft in allen Ansiedelungen sehr gesund. Die Leute werden fast nie krank, und erreichen, wenn sie mäßig leben und sich durch warme Kleider schützen, ein sehr hohes Alter. Der Skorbut ist zwar eine große Plage; man kann sich aber durch angemessene Nahrung davor bewahren. Im Sommer hat Grönland keine Nacht; am 24. Mai geht die Sonne zum letzten Male unter und bleibt bis zum 20. Juli über dem Horizonte. Am 24. November nimmt sie Abschied vom Grönländer, der sie erst am 13. Januar wieder begrüßt. Nur auf einige Augenblicke zeigt sie sich an diesem Tage, steigt dann allmählig immer höher bis den 23. Mai, wo sie nur noch auf ein Paar Sekunden verschwindet. — Das Reisen in Grönland geschieht zur Sommerszeit gewöhnlich bei Nacht, während die Sonne am Rande des Horizonts zu wandeln scheint; denn dann ist fast immer die Luft still und heiter und die gefährlichen Schneestürme sind nicht zu fürchten. Im Juni und Juli ist die Sonne zur Mittagszeit oft so drückend heiß, wie in Rom oder Florenz. Dann sieht man, so zu sagen, Gras und Kräuter wachsen, so außerordentlich rasch geht die Entwickelung des Pflanzenlebens vor sich. In den sonnenlosen Wintertagen ist fast beständig Mondschein und die Sterne funkeln am Firmamente mit einer Pracht und Klarheit, von der wir uns kaum eine Vorstellung machen können. So hell ist's in dieser langen Nacht, daß man im Freien mit Leichtigkeit lesen kann. Volle Tageshelle aber wird es dann, wenn das Nordlicht seine farbigen Strahlen über das Himmelsgewölbe spannt. Lufterscheinungen aller Art, Feuerkugeln, Nebensonnen, glänzende Mondregenbogen und andere Meteore sind in Grönland äußerst häufig und erregen Staunen oder Bewunderung. Auch hier ist die Natur vielgestaltig, und trotz der scheinbaren Armuth ist sie doch in der That herrlich und reich. Ueberall prägt sich das Bild der versöhnenden Einheit aus. Nur dem Wilden ist dieser rauhe Norden mit seinen gewaltigen und fremdartigen Erscheinungen furchtbar; denn er sieht in ihnen ein grauenhaftes Gewirre zerstörender Kräfte und hassender Gewalten und schreckt vor ihnen zurück, wie vor einer Maschine, in deren unbegreiflicher Kraftäußerung er ein beseeltes Wesen argwöhnt. Der Gebildete aber, welcher aus allen Formen der Natur auf ein innewohnendes Leben schließt, das sich vom ewigen Urquell ableitet, wird auch in Grönland's Eisbergen und Gletschern den Gott der Liebe wiederfinden, und sich einen Wirkungskreis zu verschaffen wissen, der mit innerer Zufriedenheit und seligem Selbstbewußtsein lohnt.

Das Bild eines solchen, — des stillen Friedens und des frommen Wirkens — zeigt die Darstellung, welches diesen Aufsatz veranlaßt. Es ist die Herrnhuterkolonie und Missionsanstalt Lichtenfels (Lichtenau) bei Julianenhaab im südlichen Grönland. Sie liegt in einem von Eisbergen umgebenen Thale und besteht aus einem Kirchlein, um welches sich die Schul- und Wohngebäude der Brüder mit den Zelten der Eingeborenen reihen, welche herkommen, die Lehre Dessen zu vernehmen, der alle Menschen gleich und glücklich machen will durch Bruderliebe. Was für Kontraste des Leblosen und Lebendigen, der Zerstörung und des Gedeihens, der Armuth und der Zufriedenheit, des äußern Kampfs und des innern Friedens drängen sich bei der Betrachtung dieses Bildes der Seele auf! — Schaut hin und schaut her! Dort die kleine Hütte des Herrn; — da die Fürstenschlösser und Mausoleen, die Zellengefängnisse und Kasematten, wo der „zu lebenslänglichem Kerker in Eisen" begnadigte Unglückliche schmachtet! Dort Hütten der Demuth; — da die stolzen Tempel der Intoleranz und die Paläste der Ungerechtigkeit mit ihren Priestern und Richtern! Dort stilles Leben in brüderlicher Eintracht; — da die Schlachtfelder, auf denen sich die Völker mordeten und würgten um eines Wahns willen, oder als Opfer des Ehrgeizes ihrer Herrscher. —

„Sie sammeln Seelen ihrem Gotte", ruft der herzlose Spötter, und grimmiger Sektenhaß hebt den Stein wider sie auf. Aber er würde die Hand verletzen, die ihn schleuderte. — Spricht nicht der Herr: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen?" — Des frommen, feurigen Zinsendorfs christliches Werk hat die harte Prüfung eines ganzen Jahrhunderts wohl bestanden. Die Zeit hat es geläutert; es ist befreit von seinen Schlacken. Auch die Zukunft wird noch Manches daran ändern, Manches klarer machen, Manches hinweg thun. Sie, die Richterin der gegenwärtigen Dinge, läßt unvermerkt fallen, was sich nicht halten läßt; jedoch das Beste, — die Frucht — wird sie bewahren und sie ausstreuen als neue Aussaat. Auch der Gesichtskreis des Herrnhuterthums hat sich erweitert, die Wolken zogen fort, die Nebel lösen sich auf und verschwinden, und die Brüdergemeinde geht ruhigen, festen Tritts durch die Zeit, sich läuternd und verständigend, sich fortpflanzend und ausbreitend unter dem Segen des Allgütigen.

Ja, mit dem Segen Gottes! Denn was ist segenswürdiger, als das Streben, Menschen zu erziehen und zu vereinigen zu einem Leben der brüderlichen Eintracht und zu werkthätiger Liebe? Was kann das Christenthum Höheres wollen? Die Missionsanstalten der Herrnhuter, — ihre Gemeindestiftungen unter den Götzendienern in den Ländern des ewigen Eises und in Afrika's glühenden Wüsten, unter den Antipoden Australiens und den menschenfressenden Rothhäuten Amerika's, Anstalten, durch die sie die wilden Horden nicht zu Sklaven machen, wie die Jesuiten, sondern ihre Sitten zu brüderlicher Menschlichkeit sänftigen und erziehen: was sind sie anders, als der Christuslehre christliche That? —

PYRAMIDY von MEROE

Die Pyramiden von Meroe.

Genius der Gräber und Ruinen! wie oft schon warst du mir der Engel, der die von den Qualen der Brüder gebeugte Seele aus dem Gewühl des Alltaglebens rettete, aus den Schlössern, wo Dünkel und Herrschsucht, mit Bediententhum und Niedertracht im Bunde, ihr Wesen treiben; aus den Palästen, wo Uebersättigung und Unnatur die Seele entadeln; aus den Gerichtshöfen und Kollegien, wo so oft die verpflichteten Hüter der Gesetze und der guten Sitte sittliche Verruchtheit aussäeten und schamlos das mit Füßen traten, was sie pflegen sollten; aus den Städten, wo der Bürger Mehrzahl, allem Höheren und Edleren fremd und zugeschlossen, sich zwischen der Sucht nach Gelderwerb und rohem Sinnengenuß theilt; aus den Dörfern und Hütten, wo mit Unwissenheit der Unglaube, mit Lüderlichkeit die Abstreifung des Ehrgefühls und aller Ehrfurcht für das wahrhaft Große, Rechte und Gute so oft Hand in Hand gehen, und wo das Elend unheilvoll wuchert: — O Genius! wie oft habe ich bei dir die Ruhe wieder gefunden, die mir das Getümmel des Lebens nahm, und Blumen gepflückt an deinen Gräbern, die ich in dem Strom des Lebens vergeblich suchte. Aus deinen Aschenhügeln entsteigt vor dem Auge ruhiger Betrachtung die Versöhnung mit der Wirklichkeit wie ein Phönix, und du lehrst mich urtheilen ohne Leidenschaft, ohne Zorn und ohne Furcht über Menschen und Dinge.

Das Bild hieneben führt zum ältesten Todtenacker der Erde, zur Nekropolis der Könige jenes Reichs, das aus dem Gebiete der Sage zuerst in die Geschichte tritt. Tief in Afrika's Innerm, wo jetzt Nubien und Kordofan an einander grenzen, wo der unglückliche Fellah für den Aegypter, seinen Herrn, am sumpfigen Ufer des Nils Baumwolle und Reis baut und arabische Nomadenstämme auf den verbrannten Höhen spärliche Weide suchen — dort lag Meroe. Meroe ist das Land, von dem die Kulturgeschichte der Menschheit anhebt; denn von dort aus drangen Bevölkerung, Anbau und Gesittung den Nil hinab nach Aegypten, und wie ägyptische Kultur die Mutter der europäischen ist, so hat diese wieder in Meroe ihre Ahnfrau zu suchen. Jenseits dieser Grenze herrscht Ungewißheit und fin-

stere Nacht, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß Meroe selbst seine Bildung durch Einwanderung von Osten her empfangen, so ermangelt dieser Vermuthung doch jeder historische Beweis.

Priester-Könige zügelten das Volk von Meroe, — eins waren hier Religion und Herrschaft. Der König selbst war der Priesterkaste, die ihn wählte, als willenloses Werkzeug unterthänig, so sehr, daß sie ihm den Tag voraus bestimmte, wann er sterben sollte; und selbst mußte er sich dann den Tod geben. Die staatlichen Verpflichtungen der Bürger flossen mit denen der Religion zusammen; sie waren daher unverbrüchlich. In einem Lande, wie das Uferland des Nils, wo die Wohlfahrt mehr als irgendwo auf Erden von einer strenggeregelten Leitung abhängt, wo der Boden an sich nichts, die Bewässerung Alles gibt, da war eine solche Regierungsform ganz an ihrem Orte, und sie konnte Wunder der materiellen Wohlfahrt schaffen, deren Zeugen noch gegenwärtig das Staunen der Welt erregen. — Mit dem Augenblicke, wo, nach fast 3000jährigem Bestehen, unter veränderten Weltverhältnissen, unter dem Andrang der griechischen Kultur und den Streichen fremder Eroberer, die alte Religion und die alte Verfassung fielen, mußten auch die weitläufigen, durch strenge Vorschriften mit vieler Anstrengung erhaltenen, großartigen Anstalten zu weitausgedehnter Bewässerung verfallen, und Armuth und Verödung ihre lange und traurige Bahn beginnen. Der gewaltige Nilstrom, nicht mehr durch das gleichzeitige Zusammengreifen von Hunderttausenden beherrscht und zu dem Dienste des Staats und Volks gezwungen, sondern fortan mehr und mehr sich selbst überlassen, wirkte verheerend, riß den fruchtbaren Boden mit fort, während der Wind der Wüste das übrige Land mit Sand bedeckte. Der Fluch ewiger Unfruchtbarkeit, welchen die gewürgten Priester in der Agonie des Todes über das Land ausgerufen, wurde buchstäblich wahr. Darum verlor, seit der Vertilgung der Theokratie, Meroe schnell seine Wichtigkeit; — sein Name hallte, wie ein vielstimmiges Echo, durch die nachfolgenden Jahrhunderte leiser und immer leiser; nur noch einmal dringt schwache Kunde von Kriegsleid und Elend in spätere Zeit, bis endlich durch den Sturm arabischer Horden Alles in Staub und Vergessenheit versinkt.

In dem Winkel, den die Vereinigung des von ostwärts zuströmenden Atbara mit dem Nil bildet, 1000 Schritte von letzterem entfernt, ragt aus haustiefem Schutt und Sand ein unförmlicher Hügel von gebrannten Backsteinen und Mauertrümmern — und in diesem wüsten, von Gestrüpp und Schlingpflanzen überwachsenen Haufen will man die Stelle erkennen, wo das Königshaus der Hauptstadt Meroe gestanden, welche so völlig verheert wurde von der Zeit, den Elementen und den Menschen, daß man selbst ihre Lage nicht mit Gewißheit angeben könnte, wenn nicht die Grabmonumente von dem Orte ihres Daseins unverwerfliches Zeugniß ablegten. Diese, die Pyramiden von Meroe, liegen am rechten Nilufer, oberhalb der alten Stadt. Sie kommen zwar jenen Mausoleen an Größe nicht bei, in welchen

des alten Memphis Könige begraben liegen; aber an malerischem Effekt und an Zierlichkeit der Bauart übertreffen sie diese. Im Ganzen zählt man ihrer achtzig, und sie sind in drei Hauptgruppen vertheilt, von denen eine, auf einer Anhöhe gelegen, eine weite Aussicht auf die Ebene beherrscht. Alle haben einen Eingang mit Vorhalle auf der Ostseite, ein Beweis, daß eine religiöse Idee zu Grunde lag; viele sind indeß zum Theil zusammengestürzt und bilden unförmliche Steinhäufen. Die Skulpturen im Innern lassen keinen Zweifel übrig, daß sie Alle Grabmäler von Königen sind. Viele sind wohl bis zur Hälfte in Schutt versunken; die größte ragt etwa 70 Fuß hoch empor. Das Material ist bei Allen das nämliche: Sandstein. Merkwürdig ist bei einer die regelmäßige Wölbung der Decke des Portikus, denn es ist das früheste Beispiel des Gewölbebaus. Wenn man jedem Könige im Durchschnitt eine Regierungszeit von 20 Jahren zutheilt, so umfaßt die Errichtung dieser Monumente einen Zeitraum von 1600 Jahren, und da Meroe als Reich schon 800 Jahre v. Chr. aus der Geschichte verschwunden ist, so kann man das hohe Alter dieser Denkmäler bemessen.

Auf den ehemaligen Umfang des alten Meroe scheinen noch einige, zwei bis drei Meilen entfernt liegende Ruinen hinzudeuten, deren Masse selbst von den thebaischen nicht übertroffen wird. Im sogenannten Wady Oretaib sieht man Trümmer eines Gebäudes, dessen Umfang 3000 Fuß maß. Es hatte die Form eines Vierecks von 700 bis 800 Fuß, und Heeren hält es für das große Ammonium selbst, den gefeierten Ort, von welchem Civilisation, Künste und Wissenschaften in das untere Nilthal und von da in die übrige Welt wanderten, und wo Alexander nach seinem persischen Zuge dem Jupiter Dankopfer brachte. Vielleicht irrt Heeren; wenigstens gibt der Mangel an hieroglyphischen Inschriften und plastischen Monumenten dem Zweifel ein um so geräumigeres Feld, da man voraussetzen darf, daß die Priester, im Besitze der Macht und als Herren aller Hülfsquellen des reichen Landes, das Heiligthum des großen Gottes mit angemessener Kunst und Pracht ausgeschmückt haben würden. Aber keine Spur deutet darauf hin, vielmehr läßt die Bauart eine Zeit erkennen, wo der alte Kultus mit seiner Kunst und Wissenschaft auf dem Wege des Verfalls schon weit vorgeschritten war.

Prag.

„Prag", ſagt Göthe, „iſt in der Mauerkrone der Erde der koſtbarſte Stein." Es gibt in der That keinen Ort, der in ſeiner äußern Erſcheinung großartiger, ehrfurchtgebietender auftritt, als Böhmens Hauptſtadt. In vielen andern alten Hauptſtädten malt ſich uns ihr Leben nur aus der Vogelperſpektive, oder aus der Ferne groß; ihre Herrlichkeit verſchwindet bei näherer Betrachtung. In Prag hingegen tritt der Farbenglanz der Erinnerung überall friſch entgegen und die Vergangenheit hat die Fülle der Gegenwart zur Folie. Prag iſt wie ein hundertjähriger Greis, aus deſſen Gang und Blick rüſtiges Mannesalter ſchimmert.

Mit wenigen Worten Prag zu beſchreiben, auf einigen Seiten den ganzen Cyklus ſeiner Schönheiten zu entfalten, in einer Viertelſtunde zu allen den maleriſchen Punkten hinzuführen, zu allen den Denkmälern und Werken der Kunſt, an welche ſich weltgeſchichtliche Erinnerungen knüpfen, iſt unmöglich. Im großen Umriß muß ich das Bild dem Leſer zeigen, und nur da und dort werde ich bei Einzelnem verweilen.

Wenn Wien vorzugsweiſe den Charakter ſtattlicher Wohlhabenheit, Berlin ein neues, fürſtliches Anſehen hat, in Köln und Nürnberg ſich die Zuſtände alter Zeiten widerſpiegeln, in Frankfurts weitem Palaſtcyklus um den alten Stadtkern ſich Kröſusreichthum brüſtet, die Städte der alten Hanſa des Handels rührigen Geiſt verrathen, ſo iſt Prag die königliche durch Alterthum, Bauart und Natur zugleich. Am meiſten rechtfertigt ſich dieſe Charakteriſtik, und am impoſanteſten ſtellt ſich Prag aus dem Thorweg des Thurms an der Moldaubrücke dar, wenn man nach der Kleinſeite geht. Dort ſieht man den Hradſchin mit ſeiner prächtigen Kaiſerburg, und die dreiſpitzige Domkirche mit ihrer Thurmpyramide über die Straßen und Märkte ragen, und der ſtolze, belebte Strom, die altersgrauen Kirchen und Paläſte der nächſten Umgebung, die prächtige Brücke mit ihren koloſſalen Statuen ſetzen ein Bild zuſammen, wie es in keiner Stadt Deutſchlands großartiger zu ſchauen iſt.

Auf unſerer raſchen Wanderung durch Prag weilen wir zuerſt in der Altſtadt. Hier feſſelt der große Ring unſere Schritte — ein weiter, viereckiger Platz mit dem Rathhauſe, der Trinitatiskirche, der hohen Marienſäule, zum Andenken der Befreiung von den Schweden errichtet. Hier iſt die Hauptwache, der Fiackerplatz, der Mittelpunkt des ſtädtiſchen Lebens und Treibens. Das Rathhaus iſt ein uraltes, gothiſches Gebäude, mit einem viereckigen Thurm, der eine Gallerie mit vier Thürmchen als Dachſtuhl trägt. Seine Anbaue und Fenſter, die untere Gallerie mit den Arkaden, die große Uhr, die ſteinernen Standbilder in den Niſchen, Alles ſchaut

ſo wunderlich aus alten Zeiten herüber. — Vom Ring aus winden ſich die Straßen der Altſtadt mit den altersgrauen Paläſten und den ſoliden Steinmaſſen drei- und vierſtöckiger Wohnhäuſer winkelig und feſtungsartig bis zu den neuern Stadtquartieren fort, wo ſie ſich luftig, breit, geräumig ausdehnen. So auch in der Kleinſeite, der Stadt des Adels, der Beamten, der Offiziere. Sie liegt am Fuße des Hradſchin, iſt ſchon eine halbe Bergſtadt und enthält eine Menge Paläſte, unter andern den Wallenſtein'ſchen, der, ein wahrer Koloß, des gewaltigen Mannes, der ihn erbaute, würdig iſt.

Der Weg nach dem Hradſchin führt über die Moldaubrücke. Sie iſt größer als die Dresdner und die Regensburger, und ſo breit, daß ſich drei Wagen einander ausweichen können, ohne die Fußgänger zu gefährden. Von ihrer Mitte iſt die Ausſicht bezaubernd. Aufwärts prangt der Hradſchin, abwärts ſchweift der Blick über die ſtattlich umſäumten Ufer des Stroms und die ſich auf ſeinem Buſen wiegenden Inſeln. Eine Krümmung entzieht die Moldau dem Blicke, und ein Sattel von bewaldeten und mit Schlöſſern und Klöſtern, oder Landhäuſern beſetzten Bergen begrenzt die Viſta. Im Hintergrunde ſieht man die alte Bergſtadt Wiſcherad auf der Nachbarshöhe des Hradſchin mit ihren Thürmen, und den Lorenzberg mit einer Kirche zwiſchen Gehölz und fruchtbaren Matten. Die Brücke ſelbſt iſt die Bewunderung aller Reiſenden. Sie hat 16 Bogen, und jeder ihrer Pfeiler iſt geſchmückt mit Statuen der Glaubenshelden und Gruppen von Heiligen. Peter Viſcher's und ſeiner Söhne kunſtberühmten Händen ſchreibt man die bronzene Statue des heiligen Nepomuk zu, des Schutzpatrons von Prag und ganz Böhmen. Sie ehrt die Stelle, wo der Märtyrer hinabgeſtürzt wurde, und den Tod fand. Wer vorbeigeht aus dem Volke, der zieht den Hut ab voller Ehrfurcht; nur der Mann mit dem feinen Rocke wandert ohne Reſpektsbezeugung vorüber.

Der Hradſchin ragt wie ein Diadem über der Kleinſeite, aus der man auf einem breiten Treppenpfad zu ihm emporſteigt. Die Palaſtreihe der kaiſerlichen Burg bildet die Vorfronte, und dahinter erhebt ſich die Sankt Veits- oder Domkirche, deren Thurm durch zwei hohe durchbrochene Bogen mit dem Schiff verbunden iſt. Dieſes Bauwerk im altdeutſchen Style krönt den höchſten Punkt des Felſens. Keiner ſcheue die Mühe, den Domthurm zu beſteigen, um die reiche Ausſicht auf eine lachende Landſchaft zu genießen.

Blaue Gebirgszüge umſchließen dies Panorama wie der hohe Rand eines Keſſels. Oſtwärts gewendet ſieht man die Moldau ſich majeſtätiſch um die Altſtadt krümmen und grüne Inſeln aus ihren ſilbernen Wogen tauchen. Südwärts tritt Wiſcherad hervor, der uralte Sitz der Czechenherzöge, und die grauen Trümmer des Libins, der Burg der ſchönen Libuſſa. Dieſer gegenüber, auf dem Ufer der Kleinſeite, erhebt ſich, langgeſtreckt, der Lorenz- oder Laurenzi-Berg, ein grünender Rücken, auf welchem, wie die Sage lautet, die heidniſchen Böhmen das licht- und wärme-

ſpendende Feuer göttlich verehrten. Eine im Zickzack herablaufende Mauer gibt der Anlage das Ausſehen eines Kaſtells. Kaiſer Karl IV. ließ ſie erbauen, um den Armen durch Arbeit Brod zu verſchaffen und Hungersnoth abzuwenden.

Auf der entgegengeſetzten Seite breitet ſich die Gegend weit aus, mit anmuthigen Hügeln und mit Landhäuſern der Reichen und den Schlöſſern des Adels beſetzt. Ganz nahe aber ſteht Tycho Brahe's berühmtes Obſervatorium, eine der Wiſſenſchaft heilige Stätte. Der Styl dieſes merkwürdigen Gebäudes hat etwas Orientaliſches; doch nimmt es ſich mit ſeiner Gallerie und Säulenhalle ſtattlich aus und iſt der Schmuck des Schloßgartens, deſſen hohe Baumgruppen der ſtädtiſchen Umgebung Reiz und Abwechſelung verleihen.

Vom Thurme herabgeſtiegen, betreten wir die Kirche. Der Dom von St. Veit iſt eine gemeinſame Stätte für die monumentalen Denkmäler der kirchlichen und weltlichen Macht des Landes. Er iſt das Erbbegräbniß der böhmiſchen Könige und die Gruft der böhmiſchen Heiligen und Kirchenfürſten, deren Denkmäler Wände, Seitenkapellen und Altäre bedecken und anfüllen. Schade, daß die Stürme des religiöſen Fanatismus und des Kriegs nicht immer ſchonend an dieſem Gotteshauſe vorüber gingen: denn vieles Treffliche an Grabſteinen und Bildwerken iſt gewaltſam zerſtört oder verdorben.

Der Löwe des Orts und der Magnet, der die Gläubigen in großen Schaaren nach dem Tempel zieht, iſt der Sarg des heil. Nepomuk. Von maſſivem Silber gefertigt, ſteht er am Hochaltar, umgeben von einer Glorie ſilberner Engel. — Nicht weniger prachtvoll und merkwürdig iſt die Kapelle des heil. Wenzel, der Böhmen erſter chriſtlicher Beherrſcher. Wenzel ward von ſeinem eigenen heidniſchen Bruder erſchlagen, welchen die fanatiſche Mutter zur Unthat gereizt hatte, um die alten Götter an dem abtrünnigen Erſtgeborenen zu rächen. Man ſieht mit Grauen die vom Blute gefreſſenen Roſtflecken an dem Löwenkopf und dem Meſſingring, an welchen der arme Wenzel ſich flehend feſtklammerte, als ſein Bruder das Kainswerk verübte. Helm, Schwert und der drahtgeflochtene Panzer des Erſchlagenen hängen dem verhängnißvollen Ringe zur Seite. Sie gehören zu den Reichsinſignien; denn Böhmens König kann keinen Ritter des Wenzelordens machen, — des einzigen böhmiſchen Ordens, — er ſei denn angethan mit dem Kleide des Geopferten. Mit dieſen Dingen des geſchichtlichen Grauens macht die rohe Pracht des Orts einen wunderbaren Kontraſt. Alles ſtrahlt hier von Gold und Silber, man ſieht Zierrathen aus großen, viereckigen, plump gefaßten Edelſteinen, und ganze Tafeln von Smaragden, Topaſen, Chryſolithen, Türkiſen ꝛc. ſind an den Wänden befeſtigt.

Ermüdet verlaſſen wir den Tempel. An der Burg werfen wir im Vorübergehen einen Blick auf das Fenſter im böhmiſchen Ständeſaal,

TETUAN IN MAROCCO

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. inst. in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

durch das einst die kaiserlichen Räthe den welthistorischen Sprung auf den Düngerhaufen machen mußten. Das war ein kühner Wurf! Wer so einen wagt, hat nicht die Polizei zu fürchten, nicht das Schmachten im feuchten Kerker, ohne Licht, ohne Luft, ohne Trost, — nicht den Eid, der dem Gequälten auflegt, nimmer die Geheimnisse der Tyrannei zu verrathen. Indem er den Steg des Rückzugs selbst zerstört, macht er Sieg oder Tod zu seiner Losung. Es ist jedenfalls die kürzeste Weise, um Geschichte zu machen. —

Unsere Zeit will nichts davon wissen. In unsern Tagen, wo man die Worte überzuckert, wäre der Sinn auch noch so bitter; wo der Unmuth anstandsmäßig nur wie ein Wölkchen erscheinen darf, das rosenroth mit Goldsaum schimmert; wo die Wahrheit höchstens so pikant schmecken darf, daß sie dem Gaumen mehr wohl, als wehe thut; wo Alles sich in feinen, artigen, zarten und honigsüßen Redensarten dreht, — wäre die Furcht eines Regierungscommissarius vor einem solchen Salto mortale aus den Fenstern eines Ständesaals gewiß die allerlächerlichste.

In Prags heiterm Leben spiegelt sich das wiener wieder, wenigstens den Hauptzügen nach: Klein-Wien ist es darum mit demselben Rechte geheißen, wie Brüssel Klein-Paris. Der Straßenverkehr ist nicht minder lebhaft, als in der Kaiserstadt, obschon Prag, das etwa 100,000 Einwohner zählt, nicht so dicht bevölkert ist, und die Kaufläden, die Kaffeehäuser, die Gasthöfe sind eben so verführerisch und schön ausgestattet. Nicht ganz so froh und behaglich mögen indessen die Prager, der Masse nach, aussehen, als das wiener Völkchen; auch etwas genirter, etwas unterwürfiger, etwas verschlossener. Die schönen Töchter der Hauptstadt Böhmens mit dem slavischen, schwarzen Haar und dem kräftigen, hohen Wuchs, machen zwar nicht gerade die Regel in der hiesigen Frauenwelt aus, sind jedoch keineswegs Geschöpfe der Fabel. — Ei, wo gerathe ich hin? Kann ich die Prager „wie sie sind" auf ein schmales Stück Papier hinstellen? Die Ironie bedarf einer Zeile: doch ein Witzwort schildert nicht — und um die prager Welt zu schildern, ist ein Buch nicht zu viel. Ich habe nur ein Blatt; es ist voll.

Tetuan in Marokko.

Wenige Meilen von Europa's Südspitze, dieser gegenüber, beginnt das Sultanat Marokko, das man sonst auch ein Kaiserthum geheißen hat. Es erstreckt sich über den schönsten Theil von Nordafrika. Mit einem warmen, gesunden Klima und großer Fruchtbarkeit des Bodens hat Gott das

Land gesegnet, aber der Fluch einer unbeschränkten Despotie hat es menschenleer und größtentheils zur Wüste gemacht.

Während im westlichen Europa der Besitz jedes Fleckchen Landes theuer erworben werden muß, während in den meisten dieser Länder der Arme vom Grundbesitz gänzlich ausgeschlossen ist, und oft nicht einmal den kleinen Raum eigen nennen kann, auf dem er sein müdes Haupt niederlegt, sind hier, am Thore des Welttheils, tausende von Meilen des fruchtbarsten Bodens von der Kultur unberührt, meist ein Aufenthalt rechtloser Sklaven, oder der wilden Thiere. Warum wurden nicht längst schon hier Kolonieen gegründet? warum ist nicht längst dies Land dem europäischen Fleiße, der europäischen Civilisation überantwortet? Warum brauchte man nicht längst hier das Schwertrecht, das gegen Nachbarn gleichen Glaubens und gleichen Stamms anzuwenden man bis auf die neueste Zeit sich nie gescheut hat? Es handelt sich hier nicht um eroberungssüchtige Zwecke. Wenn Europa die schlechte marokkanische Despotie umstürzt, dann wirkt es nicht für Unterdrückung und Unterjochung der Völker, sondern für ihre Erlösung aus schmählichen Fesseln. Die Kolonisation Nordafrika's ist überdies bereits zu einer Lebensfrage für Europa erhoben, und sie kann nur verzögert, nicht umgangen werden. Namentlich drängt es England und drängt es Deutschland, über kurz oder lang dem System der alten Staaten zu folgen und eine Auswanderung im Großen zu reguliren, damit der Ueberfluß ihrer Bevölkerung entfernt werde, denn außerdem wird die Uebervölkerung neue und furchtbare Uebel zu den alten fügen und das sociale Gebäude in seinen Grundfesten zerrütten. Australien, Neuholland, selbst Nordamerika (da dessen nähere, östliche Provinzen der Auswanderung keinen Raum mehr bieten) liegen zu fern für die wegzuschaffenden Hunderttausende. Am gelegensten ist die Küste von Nordafrika, und deren Besitzergreifung kann nicht durch kleinliche Bedenken gehemmt werden, sobald sie das eiserne Gesetz der Selbsterhaltung gebietet. Schon hat Frankreich in der Okkupation und Ansiedelung Algeriens das Beispiel gegeben. Marokko kann und wird dem gleichen Schicksal nicht entgehen, sei es heute oder morgen.

Die besten Landschaften des Sultanats sind gerade die, welche uns zunächst liegen: — die Küstenstriche nämlich am mittelländischen Meere. Jetzt sind diese schönen Gegenden nur dünn bevölkert, kaum besitzen sie zwei Städte von einiger Bedeutung: Tanger, Gibraltar gegenüber, und etwas weiter östlich Tetuan. Dieser Ort, mit 20,000 Einwohnern, treibt beträchtlichen Handel mit Südfrüchten und andern Produkten des Landes nach Spanien und Italien. Man erkennt hier das spanische Blut noch, obschon es sich vielfach mit dem maurischen mischte; selbst altspanische Sitten treten noch hervor, reiner oft, als in Spanien selbst. So ist die

DER MONTBLANC

von Sallenche aus gesehen

Vorliebe für Gesang und Saitenspiel unter der Bevölkerung allgemein, und nicht minder die altspanische Lust an den Kampf- und Wettspielen des Cirkus und der Rennbahn. Fast jedes Fest wird mit Lanzenspiel und Wettrennen in der alten Arena begangen, die gegenwärtig der größte Marktplatz ist; an solchen Tagen kommt die Bevölkerung von nah und fern herbei, und die flachen Dächer sind ringsum angefüllt mit Zuschauern zu Tausenden.

Tetuan's Lage ist wunderschön. Terrassenartig ist's auf der Abdachung eines Vorgebirgs gebaut, umgeben von gartenreichen, immer grünenden und immer blühenden Thälern. Nordwärts ist die Aussicht nach beiden Meeren weit offen, im Süden thürmt sich ein Amphitheater von Bergen auf, das bis zum schneebedeckten großen Atlas ansteigt, und Stadt und Gegend vor dem versengenden Hauche der Wüste schirmt. Doch ist die reizende Vorstellung, welche die Fernsicht von Tetuan gibt, mit dem ersten Schritte durch's Thor verschwunden. Das Auge sieht Verfall, Schmutz und Elend. Die Gassen sind ungepflastert, eng, krumm; die Häuser niedrig, armselig, ohne Fenster; die Menschen, der Mehrzahl nach, halbnacktes, zerlumptes Gesindel von allen Farben: Mauren, Neger, Araber, Juden. Letztere sind, wie überall in den Staaten des Orients, hier rechtlos; aber was ihnen das Gesetz versagt, erwirkt ihnen Schlauheit und Gewandtheit. Alle Geschäfte in Marokko sind in ihren Händen und sie sind fast allein im Besitz alles Reichthums im Lande.

Der Montblanc.

Was sehe ich? Eine Sarggestalt zwischen dem Wolkenhimmel und der Erde, und ausgebreitet über derselben ein weites, weißes Bahrtuch. Gletscher sind seine Zipfel, Bergkolosse das Postament des Katafalks; Opfer dampfen aus der Tiefe hervor als schwarzgraues Gewölk. Soll etwa Europa begraben werden? Sind seine Völker gestorben, seine Städte in Staub zerfallen, seine Reiche und Staaten vergangen, wie leere Schatten? Oder was deckt sonst dies Leichentuch? Deckt's das erloschene Licht der Wahrheit, deckt's erstorbene Gewissen, eingeäscherte Hoffnungen, verglommenen Trost, versteinerte Herzen, gebrochene Schwüre, zertretene Verheißungen, niedergeworfene Menschenrechte — deckt's Leichen des sittlichen Lebens, oder Schlachtfelder der Geister? oder deckt's Scheintodtes? deckt es Lebendiges? Ist's doch, als wollte die Gestalt unter der weißen Hülle sich emporheben, als möchte sie ihre Arme gen Himmel ausstrecken unter der schweren Decke, als wollte sie rufen: Herr, komme herab auf meine Erde!

Es ist nicht so. Nur Scherben zerschlagener Gebirge bergen sich unter des Montblancs Eis- und Schneemantel, der Schutt und der Staub zerbrochener Erdrinden. Europa liegt nicht im Sarge, wie meine mitternächtliche Phantasie mir vorgegaukelt. Europa's Scheitel strahlt verklärt, rosenfarbig, freudig, voller Leben. Müßte die rüstige Gegenwart dennoch ein Begräbnißtag sein, so sei er es für das Morsche, Welke, Faule; es werde eingescharrt das Ueberlebte, das, was der Gegenwart fremd ist, was mit ihrem Leben in Widerspruch sich findet und seine Entwickelung hemmt; es werde begraben der Nimbus der Heuchelei, des Lugs und der Schlechtigkeit, die Glorie der Niedertracht in Kirche, Staat und Leben. Glänzt aber der Montblanc im Morgenroth, so sei es uns die Andeutung einer bessern und schönern Zukunft, und der Lavinendonner, der um ihn hallt, werde uns ein Verkündiger des Frühlings, der Europa's altem Eichstamm frische Blätter bringt, wo er neue Kräfte saugt und fester und tiefer seine Wurzeln treibt, um die Stürme späterer Zeiten sicherer zu überdauern. Hat auch Europa, dessen höchster Scheitel dort über die Bergwelt ragt, bei Menschengedenken sehr Schweres ertragen und viel gelitten, so viel, daß Manche an seinem Genesen verzweifelten, so ist ihm doch am Schmerzenslager ein zweites Leben aufgegangen, und ehe das Jahrhundert herabrollt, wird sich dieser neue Lebenskeim entwickelt und entfaltet haben zu wunderbarer Schönheit. Weiter als ehedem sind seiner Menschheit die Pforten der Unermeßlichkeit aufgethan, und viel deutlicher, als in frühern Zeiten, können wir die Bahn des Geschlechts in die Unendlichkeit verfolgen.

Der Montblanc, dieser König der europäischen Berge, gehört den penninischen Alpen an, welcher derjenige Zweig des Hochgebirgs ist, der Piemont von Savoyen und Wallis scheidet. Er enthält alle höchsten Gipfel des ganzen Gebirgs, die schauerlichsten Gletscher, die größten Eisfelder. Des Montblancs absolute Höhe über der Meeresfläche beträgt 14,700 Fuß, und sein Nachbar, der Montrosa, ist nicht viel niedriger. Der Chimborasso steigt kaum 850 Toisen höher in die Lüfte; dem obersten Kaukasusgipfel kommt der Montblanc an Höhe fast gleich; den der Pyrenäen überragt er um fast 5000 Fuß. Bis zum Jahre 1786 galt der Bergriese für unersteiglich. Versuche, die zu verschiedenen Zeiten gemacht worden waren, mißlangen alle, und Manche büßten ihr Wagniß mit dem Tode. Am 8. August jenes Jahres glückte es endlich dem Doktor Paccard aus Chamouny nach viertägiger Anstrengung und Ueberwindung unglaublicher Gefahren und Schwierigkeiten, in Begleitung seines Führers Balmat, den Gipfel des Montblancs zu erklettern. Seit dieser Zeit ist er, sowohl von Einzelnen, als ganzen Gesellschaften, mehrmals bestiegen worden, und gegenwärtig ist eine Exkursion auf die Zinne

Europa's mit viel geringerer Beschwerde verknüpft, als ehemals; sie wird auch in viel kürzerer Zeit gemacht. Man findet in Chamouny zur Sommerszeit erfahrene, aller Zugänge kundige Guiden, und macht die Tour hin und zurück gemeinlich in zwei Tagen. Die Kosten der Reise betragen 30—40 Louisd'ors. Doch gehört immerhin ein rüstiger und dauerhafter Körper dazu.

Der Fuß des Bergs und dessen untere Region ist bewaldet. Von Prieuré aus, dem Hauptort des Chamounythals, gelangt man auf einem im Zickzack aufsteigenden Pfade binnen vier Stunden in die zweite Region, wo die großen Wesen der Pflanzenwelt nicht mehr fortkommen und sich die Kraft der Vegetation auf Moose, kurze Alpgräser, und die Flora fast nur auf das Alpenröschen beschränkt. Ungeheuere, mit dunkeln, blaugrünen Matten bekleidete Felswölbungen und schroffe Gehänge, hier und da durch einzelne Sennhütten, oder weidende Rinder belebt, bilden den allgemeinen Charakter dieses Bergtheils. Weiter hinan verschwinden die Matten, das Geläute der Heerden verhallt, der Hauch des Lebens wird immer schwächer, der Weg immer steiler, das nackte, von jeder Pflanzendecke fast entblößte Gestein, ist röthlich, oder schwarz, oder braun; es ist Urfels, der in grotesken, wilden Gestalten rechts und links schauerlich in die Lüfte starrt. Mit jedem Schritte weiter aufwärts wird auch der Weg pfadloser, die Gegend verlassener. Ehe man noch die Grand-Mulets, ein obeliskenartiges Felsbündel (bei 10,000 Fuß Meereshöhe) erreicht, sieht sich der Reisende schon in einem Felsenlabyrinthe befangen; jene haben die Formen von Mauern, Thürmen, Basteien, oder steigen als scharfkantige Pyramiden auf, oder streben als Riesendenksäulen empor, gegen welche die von Menschenhand geformten wie Nadelspitzen erscheinen. Und doch sind sie selbst, gegen die ungeheuere Masse des Bergs verglichen, nur „Nadeln" — wie sie auch von den Alphewohnern geheißen werden. In Spalten und Ritzen schimmert schon Schnee, weissagend das Nahen der Region des ewigen Winters. An den senkrechten, oft 1000 Fuß hohen Felswänden stürzen und rieseln an unzähligen Stellen die Wasser hernieder, welche die stechende Sommersonne von den höher hinanliegenden Eisfeldern schmilzt, und zwischen den Klüften des Gebirgs zur Rechten senken sich, wie schauerliche, in ihrem Laufe erstarrte Ströme, deren Fesseln auch der Sonne stärkste Gluth nicht lösen kann, die ungeheuern Gletscher bis zum Wege herab. Endlich betritt man die Gletscher selbst, welche, geschmückt mit unzähligen krystallfarbigen Pyramiden, von des Montblancs Mittelzone herabsteigen.

In der Nähe der Grand-Mulets, in einer der vielen von überhängenden Felsen gebildeten Grotten wird gewöhnlich übernachtet. Häufig sind hier in den Sommernächten heftige Gewitter, und der Reisende wird dann durch ein unvergeßliches Schauspiel der Natur erfreut. Das Gewitter ist nämlich stets unter seinen Füßen. Bald sieht er auf ein Feuermeer herab, bald in die schwärzeste Nacht, und die Schläge rollen in den

Gebirgen fort, wie Donner von tausend schweren Geschützen. Eine Menge Lavinen reißen sich los von den benachbarten Aiguilles und Domen, und ohne alle Gefahr sieht er sie rechts und links beim Leuchten der Blitze herniedergehen. —

Die Wanderung am nächsten Morgen beginnt auf der Decke des ewigen Eises. Vor dem zagenden Blicke thürmt sich eine Wüste empor, deren Abglanz das Auge blendet. Hie und da haben die Guiden, die zum Theil voraus zu gehen pflegen, hohe Stangen mit Strohbüscheln in das Eis gesteckt, um die Richtung des Wegs anzugeben. Ohne diese Erkennungszeichen würde die Fahrt noch gefährlicher sein und der Reisende leicht in die unergründlichen Spalten und Schlünde stürzen, welche die Eis- und Schneefelder nach allen Richtungen durchkreuzen. Manche derselben sind bis zum Rande mit Wasser gefüllt; weiter hinan sind sie mit einer dünnen, trügerischen Eisdecke, oder mit Schnee geschlossen. An solchen Stellen stecken die Warnungszeichen der vorausgegangenen Guiden und schützen vor Lebensgefahr. Man erreicht das Grand Plateau, eine Terrasse etwa 12,000 Fuß hoch. Hier wird zum letztenmale ausgeruht und gefrühstückt.

Von dieser Station an beginnen die größten Beschwernisse der Bergreise. Die Luft ist äußerst kalt geworden. Schweres Athmen stellt sich ein, Brustschmerzen, Stechen im Kopfe, Augenweh, Ohrenbrausen, Schwindel, außerordentliche Schwäche und Niedergeschlagenheit. Und in diesem Zustande wandert der Mensch im Schauerreiche des ewigen Winters, wo es der großen Mutter Natur selbst für das kleinste Moos an Erhaltungskraft gebricht. Während er mit schlotternden Knieen auf eingehauenen Stufen an steilen Eiswänden hinan- und hinabklettert und über Blöcke klimmt, erschreckt ihn das ewige Donnern der Lavinen um, über und unter seinem Standort, hält ihn das Bersten und Krachen der Gletscher in der Tiefe in Todesangst. Endlich erreicht er den Gipfel. — Er hat aufgeathmet; eine Welt liegt vor ihm ausgebreitet, 70 Stunden im Durchmesser ist sein Gesichtskreis; sein Auge dringt in viele Länder und Reiche, er leert den Becher der Begeisterung und des Entzückens in vollen Zügen. Aber bald gewinnen die Leiden des Körpers wieder über den Geist die Herrschaft. Länger als eine Viertelstunde halten es Wenige oben aus. Heftiges Fieber schüttelt, Nasenbluten tritt ein, die Sinne vergehen. Völlig erschöpft tritt der Reisende die Rückfahrt an, und geht Alles glücklich, so kann er um Mitternacht wieder in St. Prieuré sein, froh einer Erinnerung, die ihn stolz durch das Leben begleitet.

Lindau am Bodensee.

Als Gott einst rief die Riesenkette
Der Alpen aus der Ebne Schooß,
Da brach der Rhein im Felsenbette
Aus seinem Eispalaste los,
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er rauschet hell in's off'ne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit grünem Rand, —

Bis er, von Gottes Geist getrieben,
Hinaus bricht zu dem fernen Meer:
Doch ist sein Ruhebett geblieben,
Die Wälder sprossen um ihn her;
Und über'n See, hoch ausgebreitet,
Spannt sich der linden Lüfte Zelt,
Es spiegelt sich, indem sie schreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held!

Gesegnet ist die stille Fläche
Vor vielem Land und vielem Meer;
Froh eil'n ihm zu die Ström' und Bäche,
Froh siedeln Menschen um ihn her.
Der Hauch des Herrn treibt seine Boote,
Voll werden stets die Netze sein:
Froh ißt sein Volk vom eig'nen Brode
Und froh trinkt's selbstgebauten Wein! —

Es gibt solcher lieben, milden, ächt poetischen Landschaften, wie die, welche Griffel und Stichel mit vollendeter Meisterschaft und Treue in den kleinen Rahmen unseres Bildchens zusammengedrängt haben, wenige auf der Erde. Wem das Glück gegeben ist, sie zu schauen, dazu einen sonnigen, wolkenfreien Himmel, einen heiteren, für Freude empfänglichen Sinn und die Wonne, an der Seite der Freundschaft zu wandeln, und bald Wiesen, Wälder und Berge im spiegelnden Auge des Sees, bald im klaren Blick guter und geliebter Menschen zu betrachten, der darf es schon glauben, das reizende Stückchen Erde sei ein Stück vom Himmel selbst.

Ist zwar das ganze Gestade des Bodensees ein Juwelenschmuck, so bleibt doch Lindau und seine Umgebung unter den kostbaren Steinen einer der allerköstlichsten. Von der Bregenzer Seite aus gesehen, eine halbe Stunde oberhalb Lindau, welchen Punkt unser Zeichner zur Aufnahme wählte, ist die Landschaft besonders schön. Du siehst die Inselstadt wie ein kleines Venedig in der krystallenen Fluth gebettet; links ziehen sich die Bergketten der Schweiz aus den Kantonen des Thurgau und St. Gallens bis an den See herab, und zu ihren Füßen scherzen die weißen

Segel auf der Wasserfläche, deren Ausdehnung von Lindau bis Konstanz volle 16 Stunden beträgt. Seitwärts, im Bilde, und von der Baumgruppe des Vorgrundes bedeckt, öffnet sich das breite, große Thal, durch welches der Rhein aus den rhätischen Alpen dem Bodensee zueilt; rückwärts aber thürmen sich die Felsmauern Vorarlbergs zu Hochgebirgen auf, auf deren Firnen noch im Hochsommer die Schneefelder glänzen und der Lämmergeier die Gemse jagt. In einer Felsbucht tief unten liegt die Stadt Bregenz, umgürtet mit Schanzen, von denen der Doppeladler in sein zerbrochenes altes Nest hinüberschaut, aus dem ihn das kecke, freiheitsfrohe Volk der Sperber und Falken längst verjagt hat. —

Lindau steht auf drei kleinen Felseninseln des Sees, deren größte, dem Ufer nächste, durch eine 300 Schritte lange Brücke mit dem festen Lande verbunden ist. Die drei Eilande haben zusammen einen Flächenraum von nur etwa 100 Morgen.

Die vorderste Insel ist die größte und bildet die eigentliche Stadt; die zweite enthält die Wohnungen der Schiffer, Fischer und Weingärtner; die dritte, kleinste, heißt die Burg. Die letztere ist die älteste Ansiedelung aus der Zeit der Römer her. Als eine Zwingburg für die benachbarten allemannischen Stämme haben sie in der Periode der Cäsaren ein Castrum hier erbaut. Jetzt steht die uralte Jakobskirche auf dessen Substruktionen. — Weinberge, Gärten und freundliche Anlagen der Lindauer Bürger nehmen den übrigen Raum ein. Auf den Resten der Thürme der Weltbeherrscher dufteten Jasmin und Geisblatt, rankt sich die Rebe zu lieblichen Lauben, und wo der eiserne Tritt der römischen Legionen einst erdröhnte und gelle Schlachtgesänge widerhallten, da spielen jetzt die Kinder und tönen die heiteren Lieder der Jugend. —

Lindau, die ehemalige freie Reichsstadt, kam nach dem Sturz des Reichs unter bayerische Hoheit. Schon lange vorher war die Stadt, — im Mittelalter, nächst Konstanz, die bedeutendste am Bodensee, zählte sie in 800 Häusern fast 10,000 Einwohner, und unterhielt mit den Uferstaaten und Italien einen blühenden Speditions- und Zwischenhandel, — im Sinken. Im Jahre 1820 waren die Einwohner auf 2500 geschmolzen. Erst mit Einführung der Dampfschifffahrt, welche den Lindauer Hafen begünstigte, regten sich neue Lebenskeime und ein schwunghafter Speditionshandel richtete sich wieder ein. Jetzt ist die Stadt der Ausgangspunkt des bayerischen Eisenbahnnetzes in südwestlicher Richtung. Die Bevölkerung wächst wieder, mit ihr der Häuserwerth, der allgemeine Wohlstand, Handel und Gewerbe. Lindau ist, als Hauptstation der Dampferflotille des Bodensees (sie zählt bereits über 30 Schiffe), ein Centralpunkt der Spedition zwischen Deutschland, der Schweiz, dem südlichen Frankreich und Italien geworden, und die Schaaren der Reisenden, welche ihm der Dampf auf Booten und Eisenbahnen täglich zuführt, geben der Stadt Leben und Rührigkeit. Dem bürgerlichen Erwerb sind neue

Quellen geöffnet, die Menschen selbst haben sich vortheilhaft geändert. Die begonnene Einwanderung der Fremden übt einen wohlthätigen Einfluß und verträglich mischen sich die christlichen Konfessionen, die Stämme, Idiome, die Sitten und Gebräuche. Das beständige Hin- und Herwogen der Reisenden aus allen Ländern hat die Lindauer aufgerüttelt und an die Stelle des früheren Kleinstädterwesens ist jener verständige weltbürgerliche Sinn getreten, der sich überall im Verkehr mit Menschen anderer Völker, anderen Glaubens und anderer Meinungen entwickelt und immer zu einer humanen Anerkennung der gegenseitigen Tugenden und Vorzüge führt. Was sich ungesellig gegen das Fremde abschließt und sich beständig in dem Kreise der eigenen Meinungen dreht, verliert die Fähigkeit, das Rechte und Wahre zu erkennen. Wir sehen dies überall bestätigt und finden z. B. manche Völker in Asien, die durch ihr Isolirungssystem unfähig geworden sind, die unermeßlichen Güter der europäischen Civilisation zu würdigen, oder aus denselben Vortheil zu ziehen, — Völker, die nicht begreifen können, wie man leben kann anders als unter dem Schwerte der Despoten, oder unter dem Schrecken von Religionen, welche Menschenopfer für die Altäre ihrer Götter fordern.

Lindau hat manche Sehenswürdigkeiten, welche seine Frühgeschichte illustriren. Die Marienkirche, — zu dem ehemals reichsfreien Frauenstift gehörend, — war berühmt wegen ihrer Denkmäler und Bildwerke, die bis in die Zeit der fränkischen Könige reichten, und die, nach der Zerstörung der ältesten Stiftskirche bei Nonnenborn durch die Hunnen, hierher gerettet wurden. Leider ist bis auf eine Anzahl altdeutscher Gemälde und Holzskulpturen fast Alles in dem großen Brande vom Jahre 1728 untergegangen, und die wenigen, noch übrigen Gebäude des Stifts dienen jetzt den bayerischen Behörden als Amtslokale. Die Aebtissin hatte von uralter Zeit her das Recht, einen Missethäter durch eigenhändige Abschneidung des Strickes in dem Augenblicke, als er von der Leiter durch den Henker in die Ewigkeit gestoßen werden sollte, zu erlösen. Ein heroischer Akt für eine Dame! Das Messer, um den Strick abzuschneiden, wurde der Aebtissin auf silberner Schüssel nachgetragen. War der Verbrecher glücklich erlöst, so wurde er in feierlicher Prozession in's Kloster geführt und da bis zu seinem Tode ernährt; aber zum Denkzeichen mußte er den Armesünderkittel und den Strick immerdar um den Leib gebunden tragen. Jede Aebtissin durfte das Galgen-Erlöserrecht zwar nur einmal in ihrem Leben ausüben; aber fast jede machte, die letzte noch im Jahre 1780, davon Gebrauch. Erst unserm Zeitalter, das sich doch das humane nennt, war es vorbehalten, alle Privilegien der Barmherzigkeit dieser Art abzuschaffen.

Die Dreifaltigkeitskirche, ein schöner, mittelalterlicher Bau, ist leider seit einem halben Jahrhundert geschlossen, und gelegentlich als Magazin benutzt worden. Im Chore hat der Lindauer Patriotismus die Bildnisse aller Männer versammelt, die sich seit den ältesten Zeiten um Staat

und Kirche verdient gemacht haben. Sehenswerther und sehr merkwürdig ist die in der sogenannten Konsistorialstube der Kirche aufgestellte Stadtbibliothek, die ihre Gründung auf das Jahr 1538 zurückführt. Sie ist reich an kostbaren Inkunabeln, besitzt auch seltene arabische Manuskripte, wichtige Autographen und eine Sammlung römischer Münzen, deren Fundort zumeist der Schutt des römischen Castrums auf der Burginsel war. Noch steht unter dem Namen „die Heidenmauer" ein Theil jener Veste aufrecht, — wahrscheinlich ein Stück von einem Thurm, welches seine Erhaltung dem Umstand verdankt, daß ein paar kleine Häuser sich an dasselbe anlehnen. Dies Gemäuer ist fast 10 Fuß dick und aus unbehauenen, großen Felsstücken zusammengefügt. — Die Tradition des Volks nennt den Tiber als Erbauer und Begründer der Stadt. Sicherer ist, daß das Hereinbrechen der barbarischen Völker im vierten Jahrhundert viele römische Familien veranlaßte, sich auf die benachbarten Inseln unter den Schutz des Castrums zu flüchten und Wohnstätten zu bauen. Durch ihre Lage geschützt, blühte die Kolonie bald auf. Der Ruf ihres Reichthums lockte im 10. Jahrhundert die eingefallenen Hunnenschwärme herbei; Lindau wurde von ihnen eingenommen, geplündert und mit Feuer und Schwert verheert. Nachdem das Reich durch die Vernichtungsschlacht auf dem Lechfelde von der Hunnenplage erlöst worden war, erstand Lindau wieder aus seinen Trümmern; der Kaiser schenkte ihm Selbstregierungsrecht, Freiheiten die Menge, und schon Rudolf der Habsburger nennt die Stadt die „uralte, freie"; auch „die reiche" hieß sie damals zur Auszeichnung vor ihren Schwestern. — Aber sie wußte das Recht der Selbstregierung so wenig wie irgend eine deutsche Reichsstadt vor Mißbrauch zu wahren. Die Herrschaft sank zum Erbrecht einiger patrizischen Familien herab, und diese übten einen Despotismus, unleidlicher und drückender, als sonst die Fürsten und ihre Vögte geübt. Da entstand (im Jahr 1396) ein Aufstand der Bürger gegen den tyrannisirenden Rath; dieser schlug ihn jedoch, mit Hülfe der Söldnerschaaren, welche die Magistrate der verbündeten benachbarten Reichsstädte zu Hülfe schickten, nach blutigem Kampfe nieder, legte die Ueberwundenen auf die Folter oder auf den Richtblock, und schickte Alle, denen er mißtraute, in die Verbannung. Tödtlicher Familienhaß zehrte fortan an dem Lebensmark Lindau's; er legte den Grund zu seinem nachherigen Verfall, welchen die Wirren und Drangsale des 30jährigen Kriegs beschleunigten. In der Reformation trennte sich der demokratisch gesinnte Theil der Bürgerschaft von der katholischen Kirche und nahm Luthers Lehre an. — Von 1551 an war die Herrschaft des Magistrats eine absolute. Er hatte es durchgesetzt, daß der Einfluß der Zünfte auf das Regiment ganz beseitigt wurde, und ein „geheimer Rath", aus drei Bürgermeistern und zwei geheimen Rechtskonsulenten bestehend, übte die Exekutive. Die Abgaben der Bürgerschaft, um das Blutsaugersystem der herrschenden Familien, ihrer Dienstmannen und Werk-

zeuge aufrecht zu erhalten, stiegen in's Unglaubliche; sie fraßen am Ende ein volles Drittel des bürgerlichen Einkommens auf. Die Furcht vor Verarmung trieb Tausende zur Auswanderung. Unter diesen Verhältnissen war der Sturz des Reichs und der Selbstregierung für Lindau ein Glück, der Verlust der mißbrauchten Freiheit ein Gewinn, und die bayerische Herrschaft ein Segen. Bei unsern reichsstädtischen Lebensgeschichten wird man so oft an den alten gottlosen Spruch erinnert: „lieber den Teufel, als einen schlechten Herrgott".

Siehst du, lieber Leser, auf dem Bilde das kleine Häuschen dort in der Umpfählung am äußersten Ende der Stadt? Von da hast du eine der schönsten und reichsten Visten des ganzen Schwabenmeers. Mit Hülfe deines Taschenteleskops siehst du sehr deutlich die Thürme der Abtei von St. Gallen; den Dom von Konstanz sogar kannst du bei hellem Wetter erkennen; die näheren Städtchen Rheineck, Rorschach, Arbon glänzen unter hundert Flecken, Dörfern und Weilern, die das schweizer Ufer beleben, und auf den Hügeln und Höhen landeinwärts glitzern die vielen Schlösser und Burgen Appenzells und Thurgau's über des Gewässers breiten Spiegel. Die Wolken haben sich jetzt zurückgezogen in die höhern Luftgefilde; sie umhüllen nur noch die höchsten Häupter der Gebirge, oder flattern kosend von einer Schlucht in die andere: — wenn aber, wie es oft geschieht, der Föhn von den Hochalpen durch die engen Thäler dem See zubraust, bald hie und da den Nebelschleier von den Firnen und Firsten reißt und die von Schnee und Eis starrenden Scheitel, oder das scharfkantige graue Felsgemäuer der Gräten und Zacken entblößt; oder wenn er die Nebel niederdrückt, daß sie Alpen und Thäler bedecken und nichts sichtbar bleibt, als hier und da ein einsames Berghorn, das hoch über den Wolken zum Himmel ragt: wie ist's da schön! wie ist da die ganze Natur ringsum ein aufgeschlagenes Evangelienbuch des geoffenbarten Gottes in einer Prachtausgabe mit funkelnden, goldenen Decken und Schließen. Viele, überwältigt von so viel Schönheit, wagen's kaum, schüchtern hineinzublicken mit verstohlenem Blick, so voll sind sie der Freude, der Ehrfurcht und der Anbetung.

Auch die Rheinmündung ist ein gar schöner Punkt in dem weiten Panorama. Ganz nahe guckt dich der Strom an in seinem breiten Bett, durch welches er seine klaren Gewässer dem See zurollt. Ohne Krümmungen verfolgt das Auge den Rhein in gerader Linie meilenweit das Thal hinan, und neugierig treten da und dort die grünen, bewaldeten Berge an seinen Rand, oder schaut eine Burg über die mit Reben und Obstbäumen bepflanzten Gehänge zu ihm nieder. Zwischen den felsigen, steilen Gebirgszügen Vorarlbergs und den Bergen der Schweiz ist das Ufer des Sees flach; niedriges Gesträuch kriecht am Boden, manche sumpfige Strecke ist mit hohem Schilf und mannshohem Riedgras überwachsen. — Am schönsten wird die Aussicht, wenn die Sonne zum Horizonte sinkt, die Wellen des Sees vergoldet, hierauf das ganze 16 Stunden lange Schwaben-

meer in rothe Feuergluth taucht, und lichte, roſige Wölkchen unter der tiefblauen Himmelsdecke zittern und aus hundert Orten das Abendgeläute herüber ſummt. Wer wollte beſchreiben — wo das Wort fehlt, und nach Worten ſuchen, wo die Seele in Andacht zerfließt? — Wenn endlich die Sonne völlig hinabgeſtiegen iſt in die Fluth, und der Abendſtern — der erſte des Weltenheers — ſein funkelndes Antlitz in jeder Welle beſchaut: dann belebt ſich der See mit Barken und Nachen, da und dort tönt die Muſik in das Rauſchen der Gewäſſer und es erſchallt das preiſende Lied:

Stimmt an den Sang, die grünen Wogen rauſchen,
Im alten Schwabenmeer!
Sobald ihr ſingt, beginnen ſie zu lauſchen,
Und hüpfen um euch her.

Und ſie durchſtrömt der Geiſt der fernen Zeiten,
Wo rings der Strand erklang,
Der Minne Lied zum Silberton der Saiten
Aus hundert Burgen drang.

Im leichten Haus, das auf der Woge ſchwimmet,
Da wohnt der leichte Muth,
Da wiegt ſich jede Freude groß, da glimmet
Noch jeder Hoffnung Gluth.

Der Ruderſchlag verſtärkt den Schlag der Herzen,
Freundſchaft und Lieb' erwacht;
O blickt umher, wie froh die Wellen ſcherzen,
Dem ſcherzt auch ihr und lacht.

Und heller glänzet im Vorüberſchweben
Der Thurm von Dorf und Stadt.
Die Firnen glühn, die niedern Hügel beben,
Umwallt von Blüth' und Blatt.

Dort am Geſtade ſchwingen ſich die Reben —
So ſagt, wo habt ihr Wein?
Im Doppelſtrom durchſchwimmen wir das Leben,
Schenkt ein! ſchenkt ein! ſchenkt ein!

Die Wonne wacht und alle Sorgen ſchlafen: —
Doch iſt des Glücks zu viel;
Es ſinkt die Nacht, es öffnet ſich der Hafen —
Ach, ſchon ſind wir am Ziel!

So ſüße Fahrt laßt uns durch's Leben träumen,
Da lebt ſich's noch ſo gern,
Und wenn's auch ſtürmt, wenn hoch die Wogen ſchäumen —
— Der Hafen iſt nicht fern! —

RUINEN vom EDFOU
in Egypten.

Aus d. Kunstanst d. Bibl. Inst. in Hildbh

Eigenthum d. Verleger

Die Ruinen von Edfou in Aegypten.

Jahrtausende fluthen in's Meer der Ewigkeit hinab; Jahrhunderte rollen vorüber; Geschlechter kommen und gehen, und auf den Stufen des Glücks und der Macht steigen die Nationen auf und nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel; nichts ist beständig als der Tod. Doch trägt jeder Tod wieder ein Leben in seinem Schooße, wie jedes Leben ein Sterben, ein Verbluten, ein Verwelken oder ein Verschwinden. Kreislauf ist's, doch ein Kreislauf wie am Sternenhimmel: ein Kreislauf mit Fortbewegung zu Zielen, die in unfaßlichen Fernen stehen.

Und diese Fortbewegung ist unser Trost. Ohne dieselbe wäre unser Im-Kreise-gehen in der That nur ein Stillstand, die Bewegung nur Schein, die Achse, um die sich Alles dreht, das leere Nichts. Es ist auch diese Fortbewegung der stärkste Bürge unserer Unsterblichkeit. Der Raupe gleich, die eingesponnen im dunkelsten Blatte wohnt, um später im Sonnenschein von Blume zu Blume zu flattern, werden auch wir Erdenpuppen von Stern zu Sternen fliegen und im Fluge den Himmel küssen. — Und mit dem Sternenauge werden wir dann auf die Erde herabsehen und denken der alten Heimath und der Freuden und Leiden, die sie gegeben hat, und die Saaten groß wachsen sehen, die wir ausgestreut, und die Früchte betrachten mit dem Gefühl der Seligen, wenn sie gut waren, und sind sie schlecht gewesen, mit dem Gefühl der Verdammten. Das Räthsel der ewigen Vergeltung erhält also die einfache Lösung.

Auch diese Trümmer, deren Bild uns den beredten Zeugen einer viertausendjährigen Vergangenheit vor's Auge führt, kündigen von dem steten Fortschreiten im geistigen Leben der Menschheit. Zwischen den Bildungsgraden von damals und jetzt, welche Kluft! und wie ärmlich erscheint die Errungenschaft des kulturreichsten Volks des Alterthums gegen den Schatz des Wissens und Könnens der Neuzeit! Ein Schulknabe weiß jetzt mehr als alle Weisen des Pharaonenlandes zusammen, und Vieles ist jetzt unmöglich, was man damals den Völkern zumuthen durfte. Wenn man eine gebildete Nation auffordern wollte, der Despotie Gebäude im Frohndienst aufzurichten, von deren Pracht und Größe die üppigste Phantasie eines abendländischen Herrschers kaum zu träumen wagt, was würde sie dazu sagen? und welches Volk würde jetzt in seinem Monarchen den lebendigen Gott anbeten mögen und ihm auf Altären opfern?

An solchen Dingen erkennen wir den Abstand zwischen der Kultur von heute und vordem und den ungeheuern Raum, den die Menschheit auf ihrer Bahn zur geistigen Vollkommenheit in der verhältnißmäßig kleinen Spanne

Zeit durchlaufen hat. Ein solcher Rückblick erhebt, er versöhnt auch mit vielen Erscheinungen und macht den Glauben an ein beständiges Fortschreiten in jener Bahn unerschütterlich.

Und dieser Glaube sei der Fels, von dem herab der ruhig beobachtende Geist nieder schaue auf die Nebel und die tobenden Gewässer der Tiefe, und keine Leidenschaft, kein Irrthum, kein Zweifel, kein Grimm über verwirrende Verhältnisse soll ihn irren, oder den Blick verdunkeln. Der rechte Mensch, dem Gott Kraft gegeben, hat nur eine Bahn und nur eine alleroberste Pflicht: mitzuwirken für das, was die edelsten Geister erwärmt hat von Anfang der Geschichte: — d. h. zu wirken für die Beglückung der Brüder durch Unterricht und Aufklärung; durch Erweckung zum Selbstbewußtsein und zur Liebe für Sittlichkeit und wahre Freiheit, die Mutter jeglicher Tugend. Mit voranzuschreiten für dieses Streben in der vordersten Reihe, das ist das Höchste des menschlichen Thuns und das Rühmlichste unter Allem.

Ein Wirken des Friedens ist es jedoch nicht! Kampf fordert's und Unruhe und schwere Arbeit und große Opfer immerdar. Wer es als Panier seines Lebens aufgesteckt hat, der darf sich nicht fürchten. Er muß hinabsteigen, tief hinab, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht kriecht, dessen Biß das Leben der Menschheit siech und elend macht, und um den Preis seines irdischen Daseins berückt. Er muß den Kampf wagen mit dem Gezücht, wie St. Georg mit dem Lindwurm, einen Kampf auf Leben und Tod. Wem die Entschlossenheit dazu nicht inne wohnt, der soll ihn nicht beginnen. —

Was unser Stahlstich uns zeigt, sind die großartigen Reste der alten Apollinopolis magna, der Hauptstadt des apollonopolitischen Nomos in Thebais, die unter dem Scepter der Ptolemäer jene Prachtbauten erstehen sah, deren Trümmer sich jetzt noch stolz im Nile spiegeln. Nur Theben kann sich mit seinen Resten neben diese der Apollonia stellen. Das Loos beider ist gleich. Schmutz und Wetter arbeiten mit den Hämmern und Meiseln der Archäologen und Kunstkrämer gemeinschaftlich an deren Zerstörung. Apollonia erlag ihr später, denn es war noch lange Zeit unter den römischen Kaisern ein angesehener Bischofssitz; eine römische Legion hatte hier ihren Standort. Gegenwärtig finden wir auf dem flachen Dache des großen Tempels das Dörflein Edfou, das zur oberägyptischen Provinz Said gehört und gegen 1000 arabische Einwohner beherbergt, die sich in der Verfertigung schöner rother Thongefäße auszeichnen und dieselben auf dem Nil verfahren. Das Hauptgebäude des Tempels ist in seiner Länge von 421 Fuß und seiner Breite von 212 Fuß mit seinen zahlreichen Skulpturen noch deutlich zu erkennen; dagegen haben die Zwischenwände der Säulen des Portikus und die oberen Einfassungen der

C.Reise del. W.Wallis sc

BATAVIA

Aus d.Kunstanst. d.Bibliogr. Institut in Hildb.

Eigentum der Verleger

herrlichen 110 Fuß hohen Pylonen sehr gelitten. Die Hauptursache der Zerstörung liegt darin, daß der Unrath aller Art, welchen die Dorfbewohner aus ihren Fenstern werfen, nach und nach das Innere des Tempels ganz anfüllt, so daß jetzt die prächtigen Säle nur noch als Souterrains erscheinen und von den kolossalen Säulen blos die Kapitäler noch aus dem Schutt hervorragen. Ein kleinerer Tempel des Typhon erhebt sich neben den Ueberresten des großen.

Das Bild zeigt uns den am reichsten mit Skulpturen ausgeschmückten Haupteingang des großen Tempels. Welche Thaten durch diese wunderbaren und wunderlichen Bildwerke verewigt werden sollten? Wir wissen es nicht. Hat die Wahrheit sich dieser Riesenschriftzüge bedient, um ihre Freunde und deren Werke zu preisen? Wir glauben es nicht. Es ist nicht ihre Art, sich mit so betäubenden Massen und solchem Gepränge in das Licht der Sonne zu stellen. Hat die Macht des Glaubens sie aufgebaut? Schwerlich diese Macht allein: die Trümmer selbst deuten verrätherisch auf noch andere Mächte. Die Macht der Tyrannei, Eitelkeit und Schmeichelei scheint hier Menschenwogen zusammengeschleudert zu haben, um für das Andenken der Götter der Erde unverwüstliche Säulen zu gründen. Von ihrer Größe und Herrlichkeit sollten jene Bilder und Zeichen allen kommenden Geschlechtern predigen und, hochaufgerichtet von dem Stolz dieses Gedankens, stiegen jene alten Könige über die niedergedrückten Häupter von Millionen hinab in die prangende Gruft. Dort lag ihr Staub. Die Zeit hat ihn verweht. Aber auch ihre letzte Hoffnung ist mit ihrem Geschlechte zu Grabe gegangen: die Zeichen und Bilder hörten auf, ihre Größe und Herrlichkeiten zu predigen, und wo sie noch aufrecht stehen, sind sie, was sie sind: Prediger in der Wüste! Ihre Worte haben keinen Laut für die Ohren der Gegenwart, und fänden, wenn der Gelehrten Witz auch den Laut wieder zu beleben wüßte, kein Ohr mehr, das ihnen lauschen möchte. Die den Fürsten angelogene Größe hat hier ein stummes Grab, und wird es behalten: und die Zeit wird kommen, wo alle solche Lügen verstummen und sie verschwinden werden aus den Büchern der Weltgeschichte, die sie besudeln.

Batavia.

Seit 100 Tagen hatte ich nur Himmel und Wasser gesehen. Die glühende Hitze unter der Linie, verbunden mit dem ewigen Schwanken des Schiffs, hatte mich betäubt; ich war der Entbehrungen der langen Seereise müde, und sehnte mich nach dem Lande so innig, wie ein Liebender nach der Braut seines Herzens. Da stieg am Morgen des 102. Tages

unserer Abfahrt aus Hamburg am äußersten Horizonte eine Wolke auf — der Kapitän spähte: — Land! rief er; Land! Land! jubelte es in den Schiffsräumen, und Alle stürzten hinauf, sich davon zu überzeugen. In wenigen Stunden lag die Küste von Sumatra prangend vor uns; aber unsere Sehnsucht wurde nicht gestillt: denn nicht Sumatra, sondern Batavia war unsere Bestimmung, und noch war es über 100 Seemeilen fern. Wir steuerten der Küste entlang und tranken mit wahrem Tantalusgefühl das stinkende Wasser der Elbe, während uns die Bäche und Wasserfälle der bezaubernd-schönen Küste entgegen glitzerten. Endlich öffnete sich das Gestade; zwischen den zwei Vorgebirgen Java's und Sumatra's zog die Straße von Sunda hin, und wir liefen ein. Die Prinzeneilande strichen so nahe an uns vorüber, daß wir die Blätter an den Bäumen zählen konnten. Mit jeder Stunde, die wir dem Ziele näher kamen, übte an Bord die Heiterkeit eine unumschränktere Herrschaft. Alle Ungeduld schwand, selbst der roheste Matrose schwelgte in süßen Gefühlen bei'm Anblicke des Landes. Derüst zeigte sich dicht an der javanischen Küste, Middelburgs Bastionen stiegen über dem Wasserspiegel empor. Wir setzten nun alle Segel bei; unser prächtiges Fahrzeug zog wie ein stolzer Schwan mit ausgebreiteten Schwingen durch die vielen Schiffe hindurch, welche auf der Rhede lagen. Da donnerten in kurzen, abgemessenen Zwischenräumen die Wachtschiffe uns ihr Willkomm' entgegen, und unsere Kanonen dankten. Unter dem Krachen der Geschütze wurde eingerefft. Mit dem letzten Schusse waren auch die Segel verschwunden, und wie ein müder Wanderer, welcher, in gastlicher Herberge angekommen, seinen Reisemantel abgeworfen, die Bank sucht, legten wir uns auf einem schicklichen Plätzchen der spiegelglatten Rhede vor Anker.

Unser Ankerplatz war eine halbe Stunde vom Lande entfernt; denn Untiefen machen die größere Annäherung für schwerbeladene, tiefgehende Schiffe gefährlich. Ein zweiter Grund, sich so fern zu halten, ist der Pesthauch Batavia's. Ihm ausgesetzt erkrankt das Schiffsvolk bald, und der Tod, dessen Sense am Lande nie ruht, hält Aernte dann auch auf dem Meere.

Der Anblick von unserm Ankerplatz aus war in der That schön. Zwischen den auf der Rhede zerstreuten, immergrünen Eilanden schimmerten die hin- und herziehenden Segel kommender und gehender Fahrzeuge, ragten unzählige Masten mit den flatternden, bunten Wimpeln, und zwischendurch guckten die Kuppeln und Thürme Batavia's von dem niedrigen, mit der üppigsten Vegetation bedeckten Ufer; den Hintergrund schlossen malerische Höhenzüge, und in äußerster Ferne streckten die Hochgebirge Java's ihre blauen Häupter in die Lüfte. Auf der andern Seite hatten wir den Ausblick in das spiegelnde Meer, das an die überstandenen Mühseligkeiten der Seereise denken ließ, und dem Lande erhöhte Reize verlieh. Das größte der Eilande auf der Rhede ist Pulu Kappäl, oder die Schiffsinsel, mit

Magazinen der holländischen Handelsgesellschaft; westlich liegt Pulu Dammar, die Falkeninsel, mit den Trümmern eines Leuchtthurms. Pulu Saku, die Krankeninsel, zeigt die Ruine eines ehemaligen Lazareths. Weiter südlich sieht man die Vogelinsel (Pulu Borung) und andere, die von malayischen Fischerfamilien bewohnt sind. Auf der Rhede erkannten wir die Flaggen fast aller Nationen. Die holländische, englische und amerikanische waren zahlreich; die französische und dänische weniger häufig; statt einer deutschen begrüßten wir die bremer und hamburger. Norweger und Schweden suchten wir vergeblich, auch die russische fehlte; Portugal, Spanien und das junge Hellas aber hatten ihre Repräsentanten. Zwischen den Europäern ankerten die abenteuerlich geformten, unbehülflichen, chinesischen Dschonken, die arabischen Küstenfahrer, die malayischen Prauen, die leichten, halb für Seeraub, halb für Schmuggel gerüsteten Fahrzeuge der Maldiven, die Handelsbarken des indischen Archipels und der siamesischen Küsten. Ein paar stattliche Dreidecker mit der königlichen Flagge Niederlands ragten über das Gewimmel, wie Zwingburgen über die friedliche Häuserschaar einer Stadt, ernst und gebietend. Zollschiffchen und Schaluppen schossen wie Pfeile hin und her und brachten Leben in die Scene.

Es war Nachmittag, als wir ankerten, und erst am andern Morgen waren die Formalitäten so weit beseitigt, daß wir landen durften. Eine Schaluppe führte uns hinüber. Wir landeten im Boom, dem eigentlichen Hafen Batavia's, vor dem Kay des großen Zollhauses. Der Hafen war leer: — nur ein paar Schaluppen durchschnitten die stille Fluth, und am Zollhause lagen einige Barken. Der Athem des Todes hatte das Leben hinaus auf die Rhede gescheucht. Jeder weilt hier nur so lange, als es die unausbleibliche Nothwendigkeit erfordert.

Die Stadt selbst, einst als Perle des Orients gepriesen, und stets gefürchtet als das offene Grab der Europäer, lag jetzt vor mir. Doch der Glanz der Perle ist verschwunden und von ihrer ehemaligen Pracht blieben nur Trümmer zurück. Die schimmernden Kuppeln, die Paläste, die da und dort noch emporragen, können aus der Ferne das Zaubergemälde von Ehedem zwar vergegenwärtigen; bei näherer Betrachtung erscheinen sie indessen nicht viel besser als Lappen eines Purpurmantels auf der Hülle des Elends. Eingestürzte Gräben, verfallene Häuser, öde Straßen begegnen überall dem erstaunten Auge, und außer den, den Geschäften gewidmeten Stunden ist das heutige Batavia gar ein trauriger Ort. Ich kam an dem Rathhause vorüber, einem Gebäude von kolossalen Verhältnissen, die stolze Schöpfung des republikanischen Niederlands: Gras wächst vor den Pforten, sie waren verschlossen. Verschlossen waren die Gerichtshöfe, der Tribunalpalast, das Waisenhaus, die Wechselbank; die höhern Schulanstalten sind verlassen, die lernbegierige Jugend ist von ihren Sitzen geflohen: Alles ist geflüchtet, Reichthum, Rang, Amt und Gelehrsamkeit, vor der immer mähenden Sense des Todes; der Feind des Lebens hat hier,

nach rechter Despotenweise, vorzugsweise die Armuth, das Laster und Elend um sich versammelt. Was seiner Nähe entrinnen kann, ist allmählig fortgezogen, und die ganze bessere Bevölkerung Batavia's ist in den gesünderen, höher gelegenen Partien der Gegend zerstreut, theils in den freundlichen, anmuthigen Orten Molonvliet, Ryswyk, Weldevreden, Koningsplain ꝛc. ꝛc., theils in den Landhäusern, welche bis zu achtstündiger Entfernung jeden luftigen Hügel bedecken.

Jeden Morgen wird das todte Batavia neu belebt. Sobald die Geschäftsstunden nahen, sieht man die Handelsleute und die Beamten der Faktoreien in ihren Wagen zur Stadt eilen, die Straßen gewinnen ein verändertes Ansehen, die Läden und Gewölbe öffnen sich, die Luxusartikel aller Welttheile liegen zur Schau aus; die Europäer in ihrer leichten, weiten Kleidung füllen die Komptoire, die Beamten ihre Büreaus, Bazars und Börse wimmeln von Leuten aus allen Völkerraçen, die Handel und Gewinnlust hier zusammen führen; kein Mensch denkt an das offene Grab, das zu seinen Füßen gähnt, und eine fieberhafte, geräuschvolle Thätigkeit läßt die frühere Oede vergessen; aber bald gehen die Geschäftsstunden vorüber, Jeder beeilt sich, seine städtischen Angelegenheiten in kürzester Zeit zu ordnen, und ehe der Abend kommt, sieht man die wohlgekleidete, die reiche, die europäische Bevölkerung wieder aus allen Thoren fliehen; es bleibt nichts, als die malayische und chinesische Menschenmasse zurück, deren Natur den zerstörenden Wirkungen des Aufenthalts besser Widerstand leisten kann. Jeden Abend entsteigt der sumpfigen Niederung, in welche die große Stadt gebettet ist, jener gefürchtete, weißliche Nebel, der die Keime der Miasmen einhüllt, welche alljährlich einen großen Theil der Europäer wegraffen. Wie ein Leichentuch hängt er des Nachts über Batavia und macht's zu einem Orte, wo baldiger Tod die Regel ausmacht, und längeres Leben zu den Ausnahmen gehört. Von 100 Europäern, welche hierher kommen, sind nach einem Lustrum durchschnittlich nur noch sieben übrig.

Nicht blos die Lage der Hauptstadt des holländischen Indiens, auch die Bauart hat dazu beigetragen, Batavia zu verpesten. Die holländischen Erbauer hatten sich Amsterdam zum Vorbild genommen, die Straßen mit hohen Häusern eingefaßt und mit Kanälen und Gräben durchschnitten, aus welchen die Aequatorialsonne tödtliche Dünste destillirt. Ehe die europäische Bevölkerung auf die benachbarten Höhen auswanderte, milderte die niederländische Reinlichkeit, die Sorgfalt, mit der man die Kanäle säuberte, und die polizeilichen Einrichtungen, durch die man den klimatischen Einflüssen zu widerstehen trachtete, das Uebel; seitdem aber Batavia den Europäern nicht mehr sowohl ein Wohnort, als vielmehr ein temporärer Aufenthalt ist, dem man, so schnell es nur gehen kann, wieder entflieht, seitdem sind Vernachlässigung und Verfall in Batavia zur Herrschaft gekommen, und unter ihrem Einfluß hat sich das Mörderische der Miasmen von Jahr zu Jahr vermehrt.

Batavia's Bevölkerung war ehedem streng in verschiedene Fraktionen geschieden, welche ihre besonderen Quartiere bewohnten; seitdem aber die Europäer meist auf das Land zogen, sind viele ihrer Häuser Eigenthum von Arabern und Mauren geworden. Indessen ist die bei weitem größte Masse der letztern immer noch in ihrem alten Stadtviertel, dem arabischen Kamp, zu finden. Dort wechseln niedrige, holländische Häuser mit buntem Anstrich mit den leichten Wohnungen von Bambus; der Stadttheil sieht fast ländlich aus. Die Araber und Mauren sind stille, betriebsame, geachtete Leute. Sie hängen treu und streng an den Vorschriften des Korans und halten viel auf den Ruf der Frömmigkeit. Die Holländer mengen sich nicht in ihre Gemeindeverhältnisse; sie genießen große Freiheit, ihre selbstgewählten Kadi's schlichten ihre Angelegenheiten, und ihr Chef, dem das holländische Gouvernement den Majorsrang zugesteht, ist für das Betragen seiner Landsleute verantwortlich. Manche Araber erwarben sich in Batavia große Reichthümer. Die Geschäfte mit Gold, Silber, Perlen, Diamanten und andern kostbaren Waaren sind ausschließlich in ihren Händen. Sie machen in ihrem Leben wenigstens einmal eine Wallfahrt nach Mekka, und durch eine Ehrenpforte vor dem Hause bezeichnet man die glückliche Heimkehr jedes Pilgers. — Das chinesische Stadtviertel ist am dichtesten bevölkert. Der Weg dahin aber ist traurig; denn der Stadttheil, durch den er führt, ist fast menschenleer. Früher galt er als der reichste; aber die Ungesundheit des Orts hatte Anfangs dieses Jahrhunderts die Bevölkerung so grausam dezimirt, daß ein panischer Schrecken sie ergriff, Tausende ihre Wohnungen verließen und auf dem Lande oder in weniger verrufenen Stadttheilen ein Asyl suchten. Verfallene Häuser, eingestürzte Gräben, versumpfte Kanäle, verschlossene Wohnungen, mit wucherndem Unkraut überwachsene, todte, schmutzvolle Straßen bilden diesen Theil Batavia's, und nicht eher, als bis man das chinesische Quartier betreten hat, wird die Scene anders. An die Stille tritt ein geschäftiges Leben und das Menschengewühl auf den Straßen erinnert an die Zeiten, wo Batavia mit seinen 200,000 Einwohnern wohl verdiente, das Amsterdam des Ostens zu heißen. Die Chinesen treiben Handwerke aller Art, wozu ein natürliches Geschick zu allen mechanischen Arbeiten sie vorzugsweise eignet; die Werkstatt ist dem Chinesen zugleich sein Laden, wo er die Erzeugnisse seiner Hände zu Kauf auslegt; Gewerbfleiß und Handelsgeist sind in ihm immer vereinigt. Kleidermagazine mit den nadelflinken Schneidern, Konditoreien und Parfümerieläden, niedlich aufgeputzter Galanteriekram in den Fenstern der Werkstätten wechseln mit Fleischbuden, Gahrküchen, Fruchtläden, Apotheken ꝛc. Für alle Bedürfnisse der Chinesen, Japanen und Europäer ist hier gesorgt. Die meisten Chinesen sind schon seit mehren Generationen ansässig, und jährlich wandern ein paar tausend aus dem Mutterlande neu hinzu, die Lücken auszufüllen, welche der Tod der

Bevölkerung schlägt. — Java und die ostindischen Inseln überhaupt sind für China das, was für Deutschland und England Nordamerika geworden ist; der Ueberschuß der Bevölkerung fließt dahin ab, und es ziehen Alle dahin, die im Heimathlande der Erwerbsmittel entbehren, oder welche der Drang nach einem freieren Zustande peinigt. Die Barbarei der Gesetze, welche in China die Auswanderung bei Todesstrafe verpönen, zwingt dort so wenig die Willensfreiheit des Menschen, als anderwärts, wo man Zeitungsschreiber dingt und Histrionenkünste aufbietet, den Leuten die Auswanderungslust zu verleiden, indem man die Lichtseiten der nordamerikanischen Zustände verdeckt, die Schatten mit den schwärzesten Farben aufträgt, und alle Tage eine neue Lüge der Verleumdung erfindet, welche Servilität und Dummheit gleich geschäftig auf den Papierschwingen ihrer Eintagsfliegen durch Europa tragen. —

Die chinesische Bevölkerung ist im ganzen ostindischen Archipel der Kern, aus dem sich die Civilisationskeime entwickeln; der Boden, auf dem Handel und Gewerbe in diesen Himmelsstrichen Früchte treiben. Die Eingeborenen kommen den Chinesen an Geschick, Arbeitsamkeit und Thätigkeit nirgends bei, und der Europäer ist nur da, um zu ärnten, nicht, um den Acker zu roden und auszusäen unter dem Schweiße seiner Hände. Alle Zweige der Industrie, ohne Ausnahme, werden durch die Chinesen gepflegt und betrieben, und versucht es auch einmal ein europäischer Handwerker, mit ihnen zu konkurriren, so geht er zu Grunde. — Die Chinesen in Batavia stehen ebenfalls unter selbstgewählten Magistraten, welchen die holländische Kolonialregierung verschiedene Ranggrade vom Major abwärts zugesteht.

Ein Halbkreis von Gartenanlagen umgibt die Stadt, wird aber durch zahlreiche, stehende Gewässer, Teiche oder Gräben unterbrochen, welche das Wasser des Sumpfbodens sammeln und dem Flusse zuführen, der an Batavia vorbei dem Meere zuschleicht. Dem Strande entlang ziehen sich zu beiden Seiten Moräste und Lagunen hin, aus deren Dünsten die glühende Sonne ihren Giftschleier webt, mit dem sie jeden Abend bei ihrem Untergange die schlummernde Bevölkerung zudeckt. Daher kein Wunder, daß, trotz einer jährlichen Einwanderung von mehren Tausenden, Batavia's Bevölkerung jährlich sinkt. Sie beträgt jetzt höchstens 52,000; davon sind 3000 Europäer, 23,000 Eingeborene und Malayen, 15,000 Chinesen, 600 Araber und 10,000 Sklaven.

Die entferntern Umgebungen Batavia's sind sehr anmuthig. Terrassenartig steigt die Landschaft empor, mit lieblichen Thälern durchschnitten und von Flüssen und Bächen reichlich bewässert. Gebahnte, sorgfältig unterhaltene Landstraßen führen nach den verschiedenen Orten, welche der reichere und vornehmere Theil der Bevölkerung zu seinen Wohnsitzen erkor. Weltevrede ist das Tibur Batavia's; die höchsten Beamten und die Millionärs der Kaufleute haben sich hier inmitten des schönsten Parks der

Natur, den die Kunst nicht reizender machen konnte, ihre Villen gebaut. Der Weg von der Stadt dahin ist höchst anmuthig; die üppigste indische Vegetation ist ihm stets zur Seite. Alle Welt, die sich nicht zu dem Plebs rechnet, fährt hier, und die Wagen sind an der Rückseite offen, damit ein steter Luftzug hervorgebracht werde, welcher die furchtbare Gluth der Sonne mäßigt. Tausend Wohlgerüche, welche von den gewürzhaften Bäumen und Sträuchen ausströmen, erfüllen die Luft und versetzen den Fahrenden in einen halbtrunkenen Zustand. Wie der Weg die Niederung verläßt, schmückt sich die Landschaft mit größerer Mannichfaltigkeit. Kokosnußwäldchen krönen die Hügel, Haine von Pisangbäumen und Pompelmusen wechseln mit den fruchtbeladenen, weißblüthigen Baumgruppen der Citronen und Apfelsinen. Dazwischen liegen die Wohnungen der Europäer zerstreut, wie im Garten des Paradieses. Oft ist der Anblick wahrhaft feenhaft; die Schilderungen in den arabischen Mährchen erscheinen hier als eine Wirklichkeit. Die Architektur dieser Wohnungen für üppigen, flüchtigen Genuß (denn je kürzer das Leben, je schwelgerischer wird hier gelebt!) steht mit der zauberischen Natur in Harmonie. Alle Gebäude, auch die größten, sind nur einstöckig, mit plattem Dache und einer zierlichen Gallerie ringsumher. Zwischen den schlanken, blendend weißen Marmorsäulchen sind Rouleaux angebracht, um sich vor den brennenden Sonnenstrahlen besser schützen zu können. Alle Zimmer sind groß, hoch, und ausgestattet mit dem, was die üppigste Phantasie in Asien oder Europa zur Bequemlichkeit und zum Genusse des Menschen erdacht hat. Glanz, Luxus und Weichlichkeit herrschen im ganzen Hause, und eine Schaar schwarzer Diener und Mädchen lauscht fortwährend auf den Augenwink des immer müden Europäers. Sein matter Blick ergötzt sich an dem Luxus ringsum, an der Demuth und Willfährigkeit seiner Leibeigenen zu jedem Spiel der Laune und der Lüsternheit, an der Blumenpracht, die ihm auf bunten Gestellen aus jeder Fensteröffnung entgegenschaut, an den saftigen Früchten der Bäume, die, täglich wechselnd, in Porzellangefäßen die Korridors und Säulenhallen zieren; aber alles Gold und aller Genuß des zauberischen Indiens sind ihm doch nur ein kümmerlicher Ersatz für das verlorene Vaterland, und — die Sense des Todes schwebt immer über seinem Haupte, wie das Schwert des Damokles. Die meisten Europäer, die nach Batavia gingen, thaten es, um, nachdem sie dort schnell ihr Glück gemacht hatten, in ihre Heimath zurückzukehren: aber von Hunderten erfüllte kaum Einer seinen Vorsatz. Reich kann der Beamte, der dort so viel Tausende erhält, als in Europa Hunderte, reich kann der Kaufmann, dem dort die lukrativsten Unternehmungen offen stehen, leicht und schnell werden; aber so wie er reich geworden ist, nimmt ihn das Beispiel der Weichlichkeit und Ueppigkeit gefangen, und der Tod rafft ihn fort, ehe sein Schwanken zwischen Sehnsucht zur Heimath und Liebe zum schwelgerischen Fortgenuß im indischen Zauberlande zum Entschlusse reift, oder dieser zur That

wird. Kehrt aber auch ein Europäer als Nabob zurück, so ist er für das Heimathsleben verdorben, und es hat das Vaterland nichts mit ihm gewonnen, als einen reichen Unglücklichen, oder einen Wüstling, oder Schwelger mehr! Fast alle Europäer in Batavia leben unbeweibt; und da nur die ehelich geborenen Kinder erben können, so fallen die meisten der dort erworbenen Vermögen an die Seitenverwandten in Europa. Man schätzt die bataviſchen Erbschaften der Holländer seit 100 Jahren auf mehr als 1000 Millionen Gulden; doch einen sehr bedeutenden Theil nimmt immer der Staat zu sich, theils in der Form als Erbschaftssteuer, theils als herrenloses Gut in den vielen Fällen, daß die rechten Erben sich nicht melden, oder diese die Beweise des Erbschaftsrechts nicht so vollständig beibringen können, als es die holländischen Gesetze fordern, welche, aus sehr handgreiflichem Grunde, den Erben das Erben so schwer machen, als nur immer möglich.

Als Handelsplatz steht Batavia, trotz seines Verfalls, immer noch auf erster Linie unter den Märkten des Ostens. Ein- und Ausfuhr Java's berechnen sich jährlich über 180 Millionen Gulden, und der größte Theil dieses ungeheuern Verkehrs hat in Batavia seinen Mittelpunkt. Verhältnißmäßig nur wenige Hände sind bei der goldenen Aernte thätig; denn bei allem Reichthum eines überfruchtbaren Bodens, trotz dem, daß Java mit Hülfsquellen gesegnet ist, wie wenige Länder, sucht man bei der Masse der Bevölkerung vergeblich nach Wohlstand, und der Verfall des Privathandels ist augenfällig. Das sind die Früchte eines übertriebenen und hartnäckig festgehaltenen Monopolsystems, welches, in der großen niederländischen Handelsgesellschaft koncentrirt, Alles für das Mutterland fordert, wie der Raubbau treibende Bergmann blos auf den Vortheil des Augenblicks sieht, und darüber die höheren Interessen und die Zukunft sorglos vergißt.

Der Thronsaal im Königspalaste zu München.

Nicht mit Unrecht nennt man den Bayernkönig Ludwig den deutschen Hadrian. Wie diesem die römische Welt das Wiederaufblühen des griechischen Geschmacks in den Künsten verdankt hat, so ist Deutschland jenem Fürsten und dem Kreise seiner Künstler das Meiste schuldig, was den Ruhm der neuern deutschen Kunst auf späte Zeiten bringt. In seinen großen Unternehmungen, obschon sie den verschiedensten Richtungen folgten, war er allezeit bestrebt, der Kunst die höchsten und erhabensten Aufgaben zu stellen, an denen sich das Genie versuchen und begeistern konnte, und den wahren und guten Geschmack zurückzuführen, welcher in der barbarischen Periode von Ludwig XIV. bis zum Kaiserreiche des Korsen untergegangen war. Auf dem Boden der Kunst sproßte der schönste und dauerndste Ruhm der Griechen, und was uns von der perikleischen Zeit übrig geblieben ist, macht den hellenischen Nachruhm beständig wachsen. König Ludwig, indem er durch die Kunst auf die Volksbildung zu wirken trachtete, hat sich den großen Fürsten des Alterthums an die Seite gestellt. Manche Monarchen seiner Zeit huldigen dem Grundsatz, daß barbarische Völker leichter zu regieren seien, als gebildete; sie hassen darum die Kultur und ihre Zeichen, und jedes Licht, das seine Strahlen in die Kreise des Volks wirft, löschen sie aus. Es ist Ludwig hoch anzurechnen, daß er die Kunst nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern auch um ihrer höchsten und edelsten Zwecke willen liebte, förderte und schützte. Er berief sie zur Geschichtschreiberin der germanischen Nation, um ihren Ruhm in unsterblichen Monumenten zu verherrlichen, und stellte ihre Tafeln inmitten des Volks auf, es zu erheben, es stolz zu machen und große Gedanken zu wecken. Dort stehen sie, die Walhalla, die Tempel des Ruhms, die Siegesthore u. s. w. als unvergängliche Tafeln des Volksgedächtnisses, und vor ihnen sitzt der Genius der Zukunft, zu ändern oder hinzuzuthun, wie er einst in Hellas gethan hat an den Gesängen Homers. Wenn die Nachwelt auch in andern Beziehungen ein tadelndes Urtheil über den Fürsten fällen würde, in dieser einen kann sie ihm die Anerkennung der Größe

nicht versagen, und als Mäcen in der edelsten Bedeutung des Worts wird sie seine Büste mit leichtgeschlungenen Ehrenkränzen beständig schmücken. Es ist gewiß, daß das, was König Ludwig für Deutschland durch seine Kunstunternehmungen, durch die Idee, wie durch die Ausführung derselben, Großes und Gutes gewirkt hat, unsere Enkel besser und gerechter würdigen werden, als wir selber. —

Allerdings hätte Ludwig nicht vermocht, so Herrliches auszuführen, wären die großen Talente nicht da gewesen, deren vereintes Zusammenwirken jenes ermöglichte. Ihnen gebührt an des Königs Ruhm der volle Theil. Für die Wiederbelebung der Architektur des klassischen Alterthums in größter Reinheit und Vollkommenheit war dem Könige ein Klenze nöthig, — ein Mann, der, frei von der gewöhnlichen Berufsbeschränktheit der Architekten, bei all seinen Monumentalbauten, übereinstimmend mit des Königs Auffassung, das möglichst vollständige Zusammenwirken der drei bildenden Künste vor Augen hatte. Dem Ernst und der Sorgfalt, mit welcher er die Ausführung der großen Aufgaben des Königs Ludwig überwacht hat, haben diese Werke auch den hohen Grad von technischer Vollkommenheit zu danken, der sie auszeichnet. — Der Gegensatz von Klenze war Gärtner, — und Ludwig verwendete diesen berühmten Architekten für das Wiedererblühen der mittelalterlichen Style und zur Ausführung der grandiosen Konceptionen, die jenes erzweckten. Die Ludwigskirche ist der glänzendste Zeuge dieses Strebens, und die Malerei in der großartigen Auffassung eines Cornelius gab hier der Architektur den edelsten Schmuck. Gärtners Genius, der sich in großen Massen mit Vorliebe gefällt, fand Befriedigung dieser Neigung in den Prachtbauten zur Verherrlichung des Königthums, deren Herstellung ihm sein Gebieter übertrug. Der Palast der Wittelsbacher ist sein Triumph. Unbeschränkte Mittel, alle Künste und das kostbarste Material standen dem Architekten zu Gebote, um ihn zu unterstützen bei der Aufgabe, eine Wohnung herzustellen, die würdig sei eines Fürsten, welcher die Kunst selbst gleichsam gekrönt hat, und der es verdiente, aus ihren Händen das Schönste zu empfangen, was hervorzubringen sie im Stande war.

Betrachten wir unser Bild! Es zeigt uns den Kern jener marmornen Apotheose des Königthums, — den Thronsaal. In dieser von Gold und kostbarem Gestein glänzenden und von unsterblichen Künstlerhänden geschmückten Säulenhalle der Pracht, sitzend auf dem goldenen Stuhl, umgeben von den Bildern der großen Ahnen seines Geschlechts, von denen drei die Zeichen der deutschen Kaiserwürde in den Händen trugen, agirte Ludwig I. bei den prunkvollen Hof- und Staatsaktionen als der allerdurchlauchtigste, großmächtigste Herr und König von Gottes Gnaden, und seine Repräsentation war in der That die vollkommenste, welche seit Ludwig XIV. jemals einem Monarchen die Bewunderung seiner Höf-

linge erwarb. Man sah's ihm an, dem sonst leutseligen Fürsten, der ein ander Mal sich mit dem Bauer Arm in Arm führen konnte, — daß er in solchen Momenten keine Rolle spielte, sondern daß er sich wirklich für das hielt, was er darstellte. Ludwig hat's ehrlich gemeint mit dem Begriff von seiner Gottesgnadenschaft; und als er ihn nicht mehr mit der Krone vereinigen konnte, warf er diese von sich, wie ein Ding, nicht der Mühe des Tragens werth. Ludwig wollte nicht markten und feilschen um das Mehr oder Weniger des Königsrechts; er machte keinen Judenkram daraus, wie Ludwig Philipp that; er war kein Mann der Kurse und der Rothschilde, er hat den Hohenpriestern des Geldsacks keine Gunst verliehen und Opfergaben von ihnen empfangen. Was er gethan hat, er hat es offen und ehrlich gethan, und ehrlich ist ein Beiwort, das den König wie den Bauer ziert.

Zwischen dem Tage, wo Ludwig zum Erstenmal den Thron in diesem Saale der Pracht bestieg, bis zu der Stunde, wo er die Pforten desselben in Unwillen hinter sich zuwarf, liegt eine kleine Spanne Zeit. Wie kurz war der süße Traum und wie plötzlich das Erwachen! Ludwig hat's erfahren, welche wilden Leidenschaften unter der Decke scheinbarer Ruhe gähren und zur höchsten Spannkraft gelangen können, selbst in einem Lande, welches sprüchwörtlich für das des politischen Phlegma gilt. München, das gepflegte, behäbige Schooßkind, gab dem Reiche das Signal zur Empörung, und als allerwärts die Würfel gefallen waren, als in Frankreich, Ungarn und Italien der Aufstand in vollen Flammen über die Throne zusammenschlug, als die Barrikaden sich aufthürmten in Wien und Berlin und ihre Straßen strömten von Bürgerblut: da, ehe noch das Parlament zu Frankfurt auf dem Ei der Reichsverfassung brütete, erklärte König Ludwig seinem Volke in's Angesicht: ich will nicht thun, was die Revolution verlangt; da sie aber die stärkere ist, und weil ich nicht heucheln mag und schön thun mit ihr, — so nehme ich die Krone von meinem Haupte und bin mir selbst genug. — Versöhnung mit seinem Volke war sein Lohn. Während draußen überall feueriger Wetterschlag war und der Sturm tobte, lebte Ludwig glücklicher, denn als König, schaffend und fortwirkend für das, was er alle Zeit als sein schönstes Lebensziel erkannt hat, unangefochten und zufrieden inmitten seines Künstlerkreises, der ihn verehrt. In der That, König Ludwig ergriff das beste Loos. Der Neid kann ihn nicht mehr erreichen, des Hasses Pfeile sind zerbrochen; und wenn die Revolution von Neuem ihr Haupt erheben sollte und er alle Kronen fallen sähe, so könnte er mit dem griechischen Philosophen sagen: „Es war ein Traum und, — Dank den Göttern! es war ein schöner Traum."

Lübeck.

Der Blick auf Lübeck ſchlägt ein Stück Weltgeſchichte auf; denn Lübeck war das Haupt der Hanſa, jener mittelalterlichen Großmacht ohne Land, Fürſt und Reich. Die Hanſa iſt vergangen mit ihrer Zeit; ihre Veſten ſind zerbrochen, ihre Faktoreien ſind verlaſſen, ihre Heere ſind begraben, ihrer Kriegsflotten Staub hät längſt der Wind verweht, ihre Inſtitutionen und Ordnungen ſind unſern Tagen fremd geworden; doch des todten Bundes Glieder, ſeine Städte, treiben, grünen und blühen fort, wenn auch der ſtarke und kühne alte Geiſt in den verweichlichten Enkeln kaum mehr iſt, als ein Schatten.

Die deutſchen Hafenſtädte an der Nord- und Oſtſee hatten lange ſchon vor ihrer Vereinigung zum Hanſabunde durch Schifffahrt und Fiſchfang Bedeutung. Bremer und Lübecker führten deutſche Kriegerſchaaren in den Kreuzzügen an die ſyriſchen Küſten, und der Orden der deutſchen Herren zur Bekehrung der heidniſchen Völkerſchaften an den Geſtaden der Oſtſee, woran ſich die Ausbreitung der deutſchen Herrſchaft bis zum finniſchen Meerbuſen knüpfte, fand in jenen Städten Stützpunkte und wirkſamen Vorſchub. Lübeck war damals vor allen andern Städten mächtig. Seine Kaufleute folgten den Eroberungszügen der deutſchen Ordensritter auf dem Fuße. Sie richteten Faktoreien in den beſetzten Landſtrichen ein und machten ſich zu Herren des ruſſiſchen und polniſchen Handels, der ſie mit Reichthümern lohnte. Die freie Reichsſtadt ſtand ſchon im 12. Jahrhundert in ſolchem Anſehen, daß die norddeutſchen Fürſten ſie zum Bündniß gegen die Dänen einluden, und als dieſe auf ihren Raubzügen an den deutſchen Küſten lübecker Gebiet antaſteten und lübecker Schiffe moleſtirten, erklärte die Stadt mit dem Stolze und dem Muthe freier Männer, die ſich ihres Rechts und ihrer Kraft bewußt ſind, den Krieg. Die Dänen, damals die größte und gefürchtetſte Macht im Norden des Welttheils, ſandten ein Heer ab, um die Lübecker zu züchtigen. Da zog aus der Stadt Alles, was ein Schwert heben und eine Streitart

ſchwingen konnte, den Dänen entgegen, und in der Schlacht am 22. Juni 1227 wurde durch die Bürger ein Sieg erfochten, ſo herrlich, als Männer jemals für Recht und Freiheit über fremde Unterdrücker einen erkämpft haben. Aufgeſtachelt von Stolz und Rachſucht, ſchickte hierauf Dänemark Heer auf Heer und Flotte auf Flotte, die Lübecker zu vernichten; dieſe aber ſetzten mit ausdauerndem Heldenmuth ihr Alles, ihr Leben und ihr Gut, an die Behauptung der Freiheit. Sie riefen ihre Handelsſchiffe aus allen Meeren heim, bewaffneten ſie und machten daraus eine Kriegsflotte, ſtark genug, um den däniſchen Geſchwadern entgegen treten zu können. Im Jahr 1234 ſchlugen die Lübecker die erſte Seeſchlacht. Einen ganzen Tag dauerte das Ringen; Wunder der Tapferkeit geſchahen von beiden Seiten; doch endlich ſiegte der Deutſchen unbezwinglicher Muth und die däniſche Flotte wurde vernichtet. Da gab Dänemark den Kampf auf, und es ſchloß Frieden mit der kleinen Republik, an deren eiſernem Muthe der Unterjochungsverſuch geſcheitert war.

Lübecks Anſehen war durch den Ausgang dieſes bewundernswürdigen Kampfs hoch geſtiegen. Die norddeutſchen Städte, von Königsberg bis nach Amſterdam, ſchickten Ehrenboten nach Lübeck, und dieſes, die günſtige Zeit benutzend, ſchlug den Städten ein Bündniß zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung ihrer Freiheit, ihrer Rechte und ihres Beſitzes gegen die Bedrückungen der Fürſten und des Adels, und zur Abwehr äußerer Feinde, ſo wie auch zur Förderung ihrer Handelsintereſſen vor. Auf dieſe Weiſe iſt der Bund der Hanſa im Jahr 1241 zu Stande gekommen, dem ſich nach und nach die größten Handelsſtädte Norddeutſchlands, der Niederlande, Polens und Kurlands anſchloſſen. Mit Neid und Eiferſucht betrachteten die Fürſten einen Bund freier Bürgergemeinden, der den Uebergriffen ihrer Autorität entgegentrat und ihre auf Vernichtung der bürgerlichen Freiheit gerichteten Pläne durchſtrich. Selbſt nicht ſtark genug, den Städtebund, welcher durch ſeine Geldkraft und durch die gemeinſchaftliche Wehrverfaſſung über gewaltige Mittel zum Kriege gebot, offen zu befehden, hetzten ſie an Dänemark ſo lange, bis dieſes Reich, das ſeine von den Lübeckern erlittenen Niederlagen nicht verſchmerzen konnte, endlich den Krieg wieder aufnahm. Dies geſchah 1249. Der Dänenkönig Erich IV. ließ durch ſeine Kriegsſchiffe die friedlichen Kauffahrer der Lübecker kapern, er ließ ihre Bemannung in Ketten nach Dänemark ſchleppen, die in ſeinen Staaten reiſenden lübecker Kaufleute gefangen ſetzen, ihre Güter konfisziren und durch Einfälle und Raubzüge lübecker Gebiet plündern und verheeren. Da zog Lübeck abermals mit einer Flotte von 200 Schiffen unter Kommando ſeines Admirals und Bürgers Soltwedel aus und fuhr, unbekümmert um die däniſchen Geſchwader an ſeinen Küſten, direkt gen Kopenhagen. Erſtürmt wurde die Königsſtadt, verbrannt das Königsſchloß, der Dänen Hauptſtadt geplündert und Schatzung erpreßt zum Entgelt für alle erlittene Unbill. Als der Züchti-

gung genug schien, fuhren die Lübecker, mit Geißeln und Beute beladen, vor Stralsund, das damals auch ein dänischer Besitz war und für die zweite Stadt des Reichs gehalten wurde. Auch Stralsund wurde erstürmt, die dänische Besatzung dem Schwerte hingegeben, die Stadt dem Feuer. — Das wirkte. Die Dänen machten Frieden und hielten Ruhe lange Zeit. Die nun folgende Friedensperiode wurde von den Lübeckern zur Pflege und Ausbreitung ihrer Handelsverbindungen mit derselben Kraft und Willensstärke benutzt, welche ihnen zum Siege im Kriege verholfen hatte. An den Ruhm knüpfte sich der Reichthum. Lübecks Ansehen theilte der ganze Bund; er schloß sich enger und fester zusammen und seine Organisation wurde vervollkommnet. Große Rollen spielten Riga und Köln in demselben, als Grenzpunkte der Hansa nach Nord und West, und auch Hamburg und Bremen blühten unter dem Bundesschutz rascher auf, als Lübeck angenehm war. Der hanseatische Verkehr wuchs in's Unermeßliche. Alle Glieder des Bundes nahmen daran größern oder kleinern Theil. Der ganze Großhandel des Nordens gerieth in die Hände der Hansa, und ihre eigensüchtige Handelspolitik, von der Macht gestützt, welche Muth, Geld, Flotten und Heere gaben, ließ keinen Nebenbuhler aufkommen und räumte aus dem Wege Alles, was ihrem Handelsvortheil hemmend oder nachtheilig werden konnte.

„Der Bund hat vier Herzen", sagte der damalige Volkswitz; er hatte nämlich vier Hauptniederlagen (Faktoreien): eine in Norwegen zu Bergen, eine in Rußland zu Nowgorod; eine in England zu London; eine in den Niederlanden zu Brügge. Die bergener Faktorei sicherte ihm den Besitz der großen Fischerei. Von Bergen aus wurde der Wallfischfang betrieben, der sich zu jener Zeit auf die arktischen Gewässer um Grönland und Spitzbergen beschränkte; Hering, Stockfische und Kabeljau aber lieferten die norwegischen und lappländischen Küsten fast ausschließlich in jenen Jahrhunderten, wo von den Fischereien an den amerikanischen Gestaden noch keine Rede sein konnte. Die ganze Christenheit wurde dadurch gleichsam an die Hansa tributpflichtig, denn ihre Fischwaaren konnte man als Fastenspeise nirgends entbehren. Die bergener Faktorei okkupirte die Hälfte der ganzen Stadt. Die Hansa unterhielt in derselben 3000 Beamte und Arbeiter und beschäftigte von Bergen aus über 300 Schiffe. Filialfaktoreien, von der bergener abhängig, waren in mehren Häfen Norwegens, Lapplands, Islands und Grönlands errichtet.

Das zweite Hauptetablissement der Hansa war Nowgorod in Rußland. Durch dasselbe und durch das Filial zu Moskau eröffnete sie sich die Wasserstraßen der Wolga, des kaspischen und schwarzen Meeres nach Centralasien, Indien und China. Europäische Manufakturen, Goldmünzen und Silberbarren dienten als Tauschmittel. Es war dies ein höchst ausgedehnter Handel, den Traktate mit den moskowitischen und tatarischen Herrschern sicherten. Die Ausfuhr der Produkte Rußlands und

der tatarischen Länder nach Europa, von Pelzwerk, Leder, Häuten, Hanf, Flachs, Wachs (ein Hauptartikel in den katholischen Zeiten!), Honig (der damals den Zucker vertrat), Kupfer, Hausenblase, Talg ꝛc., geschah nur durch Vermittelung des Hansabundes, und eben dadurch wurde die Handelsverbindung mit den Hanseaten nothwendig für alle seefahrenden Nationen. Ihre Faktorei in Nowgorod unterhielt 4000 Arbeiter und Beamte. Sie war, gleich einer Festung, mit hohen Mauern und Gräben umgeben; nur zu gewissen Stunden durften Russen hinein; des Nachts war sie geschlossen und in den Gräben hielten Bären, Hunde auf den Wällen Wacht. Ueber die ungeheuern Vortheile, welche die Hansen aus diesem Handel zogen, bewahrten sie das tiefste Geheimniß. Sie setzten es sogar in den deutschen Ostseeprovinzen (Kurland und Liefland) durch, daß keinem Nichthanseaten oder Ausländer die russische Sprache gelehrt werden durfte. Erst 1494 ging, unter Iwan dem Schrecklichen, der die Faktorei zu Nowgorod plünderte und die Hanseaten in den Kerker warf, das Etablissement verloren.

Die dritte Hauptposition der Hanseaten für ihren Welthandel war die Faktorei in London. Noch ist der, die halbe Thames-Street einnehmende Stahlhof (Steel Yard) mit seinen Speichern und Magazinen hanseatisches Eigenthum, — ein Riesenkreuz gleichsam auf ein Hühnengrab. Die Privilegien der Hanseaten in England und ihre Thätigkeit lieferten ihnen die wichtigsten Geschäftszweige in die Hände. England war damals berühmt, wie später Spanien es war, wegen seiner Wolle. Die niederländer und flandrischen Tuchfabriken, deren Erzeugnisse überall hin verfahren wurden, verarbeiteten vorzugsweise englische Wolle und die Hanseaten lieferten dieselbe. Sie exportirten jährlich 100—150,000 Ballen aus England, und dieses empfing dafür von ihnen das Eisen und den Stahl Schwedens, die russischen Produkte, die norwegischen Fische und die Erzeugnisse Indiens. Drei Jahrhunderte blieb dieser gewinnreiche Großverkehr ungestört; in der Mitte des 15. Jahrhunderts entspann sich aber eine Fehde mit den Briten, hanseatische Schiffe wurden von den Engländern geplündert, hanseatische Kaufleute in den Kerker geschleppt oder ermordert, die Faktorei in London geschlossen. Da schrieben die Lübecker eine Versammlung aus für alle Städte, welche dem Bunde angehörten, und trugen darauf an, daß man an England thue, wie ihre Väter vordem an Dänemark gethan hatten. Sie wollten, daß man alsbald mit 300 Schiffen in die Themse fahre, London einnehme, den Tower zerstöre, Geißeln hole und Ersatz erzwinge für alle Schaden bei Mark und Pfennig. Das geschah nun zwar nicht; aber drei Kriegsgeschwader wurden an die englische Küste gesendet, um die englischen Schiffe wegzunehmen, die Häfen zu zerstören und den jungen, kräftig aufwachsenden britischen Handel zu vernichten, der den Hanseaten ein Dorn im Auge war. 200 britische Fahrzeuge wurden weggenommen, die Mannschaften in Ketten gewor-

sen, die Küstenstädte verbrannt, die Magistrate als Geißeln fortgeschleppt oder an Mastbäume geknüpft; und so lange schwangen sie die Ruthe über Britannien, bis es zu Kreuz kroch. Sein König Eduard IV. schloß im Jahre 1474 einen Frieden, durch den er nicht nur die alten Privilegien der Hanseaten bestätigte und erweiterte, sondern ihnen auch Ersatz für allen durch den Krieg gehabten Verlust und 10,000 Pfund Sterling (damals eine ungeheure Summe) noch darüber hinaus zu zahlen versprach, als Sühngeld. Er ließ zu, daß die Hansen ihren eigenen Gerichtshof in London errichteten; er sicherte ihnen Befreiung vom Strandrecht, Befreiung von Zöllen und Geleit, und sie bekamen dadurch ein solches Uebergewicht über ihre Konkurrenten im Handel, daß sie denselben fortan wie ein Monopol trieben. Das waren noch Zeiten, wo die deutsche Flagge Herrin war auf dem deutschen Meere, wo man dem deutschen Reichsadler, der jedem Hanseatenschiff am Topmast flatterte, Respekt erwies auf allen Meeren und an allen Küsten, und wo deutsche Städte eine ihnen angethane Schmach zu rächen wußten. Als einmal Dänen, Franzosen und Engländer es gewagt hatten, hanseatische Schiffe, die in Strandnoth gerathen, anzuhalten und zu besetzen, forderte Lübeck in aller Hanseaten Namen, daß, „so lange eine Katze oder ein Huhn auf einem deutschen Schiffe zu finden sei, dasselbe von keiner fremden Macht angetastet werden dürfe", und die Könige unterschrieben, was die deutschen Bürger forderten. Wo ist er hin, dieser Sinn, und was ist aus ihm geworden?

Das vierte Hauptetablissement der Hanseaten war Brügge. Brügge war damals die reichste Stadt der Welt nach Venedig. In Brügge war der Ausfluß des orientalischen Handels; es war der große Stapelplatz Venedigs, Genua's, Pisa's, von Florenz und von Mailand. In Brügge fanden die Hanseaten den größten Absatz für die Produkte des Nordens und für die Wollen Englands; hier fanden sie auch den größten Markt und die reichste Auswahl für ihre Bedürfnisse zur Versorgung der Länder, deren Verkehr sie in Händen hatten. — Für die Faktorei in Brügge wirkten 300 hanseatische Agenten. In Brügge wurden bei den reichen flandrischen Kaufherren von hanseatischen Rhedern zuerst Schiffe und Ladungen gegen Seegefahr versichert. Die dortige hanseatische Schule für Kaufleute war berühmt, — erst nach 10 Jahren rückten in derselben die Lehrlinge zum Range des Dieners auf. Das war eine harte Schule, und die Methode fing mit den niedrigsten Arbeiten an. Aber die Leute lernten und erfuhren viel, und sie waren tüchtig, wenn sie selbstständig in's Leben traten. Die reichsten Handelsherren in Lübeck, Hamburg, Riga, Danzig und Bremen rechneten es ihren Söhnen zur Ehre an, in dieser Schule gebildet zu werden. — Bis in's 14. Jahrhundert dauerte ein gutes Vernehmen zwischen Flandern und der Hansa fort. Da wurden die brüggener Kaufleute eifersüchtig. Die Handelsprivilegien der Hanseaten wurden beschränkt. Als die Gegenvorstellungen nichts mehr fruch-

teten, verlegte Lübeck, unter Zustimmung der übrigen Bündner, die Faktorei nach Dortrecht und verbot allen hanseatischen Städten den Verkehr mit Flandern gänzlich. Das half. Es erschienen 1389 flandrische Abgeordnete in Lübeck und 1391 willigte der Herzog von Flandern in alle Bedingungen, welche die Hanseaten vorschrieben. Diese waren: der Herzog zahlt 11,000 Pfund Silber Entschädigung, garantirt von 24 Handelsherren in Brügge und Antwerpen; 100 ehrbare Bürger von Brügge thun vor den hanseatischen Abgeordneten öffentliche Abbitte; die Stadt schickt 16 ehrbare Männer wallfahrten gen Sankt Jakob zu Compostella und vier ehrbare Männer gen Jerusalem zum heiligen Grabe, und läßt sie beten für das Wohl des Hansabundes! Alles das wurde buchstäblich vollzogen, und die Boten Lübecks kehrten heim unter Ehrengeleit flandrischer Ritter, und Lübecks Bürger zogen ihnen im Waffenschmuck entgegen. Das waren Tage der Größe und Ehre für deutsche Bürger. Lübeck trug die Krone; aber das ganze deutsche Volk strahlte von ihrem Glanze wieder. Lübeck hatte damals fast 100,000 Einwohner. Unter den Städten aller Länder der Ostsee war es die reichste, größte, berühmteste. Ihr Name flößte Königen Furcht ein, Venedig schickte ihr Gesandte zu, mächtige Fürsten suchten ihre Freundschaft.

Und jetzt?

Nun freilich, die Ansprüche, welche „die freie Stadt Lübeck", das souveräne Mitglied des allerdurchlauchtigsten deutschen Bundes, auf Ansehen und Auszeichnung im Rathe der Nationen und Staaten zu machen hat, sind bescheidener geworden. Sie schickt nicht mehr Kriegsflotten aus, um britische Häfen zu verbrennen; sie diktirt den fremden Monarchen nicht mehr Friedensbedingungen in ihrer Hauptstadt; die Geschlechter der Wullenweber, der Brüms und der Soltwedel sind ausgestorben; Ohnmacht ist ihr Schild, und als vor einigen Jahren ihr Senat, aus Angst vor den Dänen, einem deutschen Schiffe in Todesnoth die letzte Zuflucht versagte und das Hafenthor schloß, — da flohen die Schatten ihrer Helden verhüllten Angesichts aus ihren Mauern.

Hin ist der hohe Sinn der alten Zeit bis auf die letzte Spur; und an seine Stelle ist mit den neuen Verhältnissen ein anderer Geist eingezogen, der sich demüthig in die Zeit schickt, die Wahrung des eigenen Vortheils über Alles stellt und sich das ruhmlose Leben so behaglich und genußreich als möglich zu machen sucht.

Das Alter trägt wohl am meisten die Schuld und muß das Urtheil darüber mildern. Alter macht schwach und selbstsüchtig, und die Schwäche macht furchtsam; wenn nun die alte Matrone mit der großen Politik nichts mehr zu schaffen haben mag und sich nur um ihre eigene Wirthschaft bekümmern will, so ist's ihr am Ende so sehr auch nicht zu verargen. Als gute Hausfrau ist sie doch in Ehren zu halten, und man darf auch zugeben, daß ihr stattliches, altes Kleid ihr noch gut zu Gesicht steht. Sie hält es

mit Sorgfalt ganz rein, und ein ächt bürgerliches Kleid ist es, das das Aug' erfreut. Mit Hamburg freilich, der hoffärtigen, stolzen Schwester, kann sie sich nicht vergleichen. Dort wohnen die Kaufleute in Palästen wie die Fürsten; in Lübeck hingegen ist ein Haus mit 10 Fenstern Breite schon eine Seltenheit. Wie in den alten flandrischen und süddeutschen Städten sind seine Häuser schmal und sie kehren ihre Giebel den oft engen Straßen zu; sie erscheinen unansehnlich auf den ersten Anblick; doch bald werden Aug' und Sinne durch die Mannichfaltigkeit ihres Styls, ihres Schmucks, ihrer Verzierungen und Verhältnisse angezogen, und sie fesseln am Ende die Aufmerksamkeit dauernder, als die geistlosen Prachtneubauten Hamburgs. Man sieht's dem alten Lübeck an, daß seine Erbauer sich die Welt beschaut haben; denn solcher Geschmack, solcher Reichthum in eigenthümlichen, oft phantastischen Formen, waren in den deutschen Bauhütten des Mittelalters nicht zu Hause. Wenn man die lübecker Ziegelbauten mit den Hautreliefs aus glasirten Backsteinen betrachtet, so kann man sich der Vorstellung nicht entschlagen, daß die Bauherren die Muster aus den Dogenstädten Venedig und Genua holten; freilich mit dem Unterschiede, daß das, was sie dort in Marmor ausgeführt sahen, sie in der Heimath nur aus Thon nachahmen konnten; denn anderes Material hatten sie nicht. — Ein offener Sinn für das Schöne der Natur ist dem Lübecker eigen und sucht im Leben mannichfachen Ausdruck. Um die Blumen und Ranken von Stein an den breiten Fenstern schlingt er lebendiges Grün und von den Gesimsen läßt er die bunten Kinder der Flora auf die Vorübergehenden freundlich niederschauen. Pflege der Blumen ist eine Lieblingsbeschäftigung der Lübecker, und wer keinen Garten am Hause hat, der putzt sich doch sein Fenster zum Gärtchen aus, sei es auch nur ellengroß.

Die Stadt ist für ihre gegenwärtige Bevölkerung (28,000) zu groß, und sie erscheint daher, mit Ausnahme des Marktes und einiger Hauptstraßen, ziemlich leblos. In dem weiten Raume streckt sich Jeder so behaglich als möglich aus, und die meisten Häuser sind nur von einer Familie, viele nur im ersten Stock bewohnt. Die Giebelfenster, welche sich mehrfach über einander reihen, erhellen Speicher und Böden; keine wohnbaren Räume. Am lebhaftesten ist die Breitenstraße, welche die Stadt in der Mitte durchschneidet und die stattlichsten Gebäude hat; ferner die Mühlen- und die Holstenstraße. Auf den Kaien der Trave, welche die Stadt im Halbkreise umschließt, ist des Gewühls viel, wenn die Schifffahrt geht, und bei der Holstenbrücke, am eigentlichen Hafen, mahnt dann das rege Treiben manchmal an Lübecks große Zeit. Im Mastenwalde flattern die Flaggen aller Nationen des Nordens. Man hört da russisch, schwedisch, lettisch, finnisch, dänisch, holländisch und englisch reden von den gebräunten, ausgewetterten, untersetzten, stämmigen Männern in den Theerjacken. Deutsche Matrosen aus allen Häfen von der

Memel an bis zur Ems lungern umher, und die schwarzmonturten „Träger" und Hafenarbeiter heben und rollen die Güter an's Land oder in die Fahrzeuge hinein, und die Kärrner sind beschäftigt, Fässer und Ballen aufzuladen und in die Stadt zu bringen, oder kommen vollgepackt zum Kai in langem Zuge. Lübeck hat, als selbstständiger Markt, wenig Bedeutung mehr; als Speditionsplatz aber ist es immer noch der wichtigste der Ostsee. Durch Dampfer unterhält es einen regelmäßigen Verkehr mit Kopenhagen, Kiel, Stockholm, Petersburg und den kurländischen Häfen.

Rhederei und die ihr dienenden Gewerbe, Reepschlägerei und Schiffbau beschäftigen viele Hände, und auf den am jenseitigen Ufer der Trave gelegenen Werften sind allezeit Schiffe im Bau oder in Ausbesserung. Holstein, Mecklenburg, Ostpreußen liefern dazu das Holz; Schweden und England das Eisen; Rußland das Kupfer zum Beschlag.

In einer Stadt, welche das Gewand einer an Ehren und zeitlichem Gut so reichen Zeit wohlerhalten mit in die Gegenwart nahm, kann es an merkwürdigen Gebäuden nicht fehlen. Zeugen der alten Herrlichkeit sind die Kirchen und vor Allem das Rathhaus mit seinen Erkern und 13 minaretartigen Thürmchen. Da ist noch der Saal zu sehen, in welchem die Hansa tagte und Beschlüsse faßte, die als Gesetz galten bis in die öde Lappmark und im Kreml und an den Ufern des Tajo erwogen wurden. Lübecks herrlichste Zierde aber ist die Marienkirche, deren über 400 Fuß hohes Thurmpaar auf 10 Stunden weit zu sehen ist und Lübecks Schiffern schon vom Meere aus die Heimath erkennen läßt. Wenige Kirchen der Christenheit machen einen imposantern Eindruck. Das Kolossale ihrer Masse und ihre Einfachheit wirken dafür zusammen; Schmuck und Zierrath ist wenig an ihr zu finden. Das Mittelschiff ist 134 Fuß hoch und wird von einer Wölbung geschlossen, deren Kühnheit in Erstaunen setzt. Der Bau ist Ziegel. Er datirt aus Lübecks großer Periode, aus dem 14. Jahrhundert. Besonders schön ist die Vestibüle des Haupteingangs. Sie ruht auf schlanken Monolithen von Granit, die aus der Insel Bornholm gebracht wurden. Sie heißt die Briefkapelle: deshalb so, weil hier die Ablaßbriefe an die Gläubigen vertheilt zu werden pflegten. Am merkwürdigsten ist die Todtenkapelle. Sie ist mit dem berühmten Todtentanze ausgemalt, den man lange Zeit für ein Werk Holbeins hielt. Er ist aber viel älter. Er faßt 20 Bilder, in denen der Tod vom Papste abwärts bis zum Bauer alle Stände und Lebensalter tanzend zum Grabe geleitet. Bei jedem sind erklärende Reime. Unter denen des Wiegenkindes:

„O Dot, wie sal ick dat vorstan?
Ick sal dännsen und kann nich gahn!"

Eine Menge Gemälde der alten niederdeutschen und flandrischen Schule von großem Werthe hängen über Altären und an den Wänden, und auch zwei berühmte Meisterwerke unserer Zeit haben sich zu diesem Bilder-

Die St. Antoniusfälle des Mississippi.

„Ich habe mir's sauer genug werden lassen", sagt Goethe von sich im hohen Alter, — Goethe, der Dichter und Forscher der Natur und des Lebens. Die Wissenschaft muß dem Dichter, dem Denker, dem Künstler, dem Beschreiber, dem Beobachter die Hand reichen, will er der Dinge Innerstes schauen, will er die ewige Schönheit der Natur klar sehen und immer wiederfinden. Das unbestimmte Ahnen und Fühlen reicht dazu keineswegs aus; das Wandern durch Wald und Flur, über Berg und Thal, auf Strom und See, das bloße Gefallen an der Natur gibt noch lange nicht den hohen, bei jedem Blick sich erneuernden und vervielfältigenden Genuß, welchen das durch die Naturkunde geschärfte Auge der Seele gewährt. Ohne Naturwissenschaft, die ja in unsern Tagen jedem des Lesens kundigen Menschen zugänglich geworden ist, kann man den Dingen nie auf den Grund sehen, und das Wie und Warum bei keiner Erscheinung begreifen; mit ihr aber gibt uns die Natur bestimmte, klare Antwort auf jede Frage; wir sehen dem Baume in's Mark, erkennen in jedem Grashalm die Organismen seines Lebens und die Bedingungen seines Wachsens, lesen in jeder Handvoll Sand die Geschichte der Erde, sehen an jedem Stein die Zeit seines Werdens, im Bau jedes Wurms und Käfers seine Lebensweise, seine Beschäftigungen, und als ewigen Reflex dieser Einsichten bewundern wir Gott, den großen und gütigen Meister alles Erschaffenen. Eine bloß objektive Naturanschauung, ohne wissenschaftliches Verständniß, führt zu unklaren, unbestimmten Empfindungen, und bei weichen Seelen zu einer krankhaften Verschwommenheit und Gefühlsseligkeit. Beim Brausen der Wälder und Katarakte, beim Untergang der Sonne und der Betrachtung des Himmels in heller Sternennacht überläuft es sie mit elegischen Gedanken und schmerzlichen Schauern, anstatt daß sie sich erhoben, getragen, verherrlicht und gekräftigt fühlen sollten. „Natur und Leben", mit den Worten eines Andern zu reden, „sind die beiden großen Spiegel der ewigen Vernunft und Schönheit. Bei dem Ineinandergreifen und dem gegenseitigen Zurückstrahlen dieser Vernunft und Schönheit ist zwischen Natur und Leben keine Grenze, und keines ist ein so eigenes Gebiet für sich, daß man in dem einen zu wandeln vermöchte,

DRAWN AFTER NATURE

THE LITTLE FALLS OF ST ANTHONY

MISSISSIPPI

Published for HERRMANN JMEYER 164 Wilkam-Street NEWYORK

Copyright secured according to ACT of CONGRESS

ohne das andere entbehren zu können". Ist es aber des Künstlers höchste Aufgabe, mit schaffendem Geiste sich der Gestalten der Natur zu bemächtigen und beide gleichsam harmonisch zu einigen und mit einander zu versöhnen, so soll er in keinem seiner Bilder jenes innere Ebenmaß vermissen lassen, das in allen Werken Gottes sich wiederspiegelt und ohne welches wahre Schönheit gar nicht gedacht werden kann. Wie viele Künstler gibt es aber, die bei aller technischen Fertigkeit, selbst wenn sie die bloße Nachbildung der Natur versuchen, nur Karrikaturen hervorbringen!

Sankt Antoniusfälle heißt der berühmte Sturz des Mississippi über einen 60 Fuß hohen Felsdamm oberhalb des Städtchens St. Paul. Der 1900 Fuß breite Strom, zweimal so breit als der Rhein bei Mainz, verengert sich vor dem Fall auf 600 Fuß, und mit ungeheuerer Gewalt, siedend und zischend, stürzen die gestaueten Gewässer, beständig Baumstämme und Felsblöcke vor sich hinwälzend, donnernd über die Barre in den tief ausgehöhlten Abgrund. Eine Felsinsel, in deren Spalten malerische Baumgruppen wurzeln, theilt, wie beim Schaffhausener Rheinfall, den Strom in zwei ungleiche Hälften. Oberhalb des östlichen, schmalen Sturzes hat der amerikanische Unternehmungsgeist mit unglaublicher Kühnheit einen breiten Steindamm gebaut und auf demselben Schneidemühlen für die Holzstämme aus den Urwäldern des oberen Mississippi angelegt, die den Strom hinabgeflößt werden. So gewinnreich ist diese Benutzung der Wasserkraft geworden, daß man dem Unternehmer für die Anlage schon nach wenigen Jahren $^1/_4$ Million Dollars bot und er dieselbe ausschlug.

In neuester Zeit hat sich auf einer Prairie unweit des Falls der Kern einer rasch aufblühenden Stadt angesetzt, Anthony-Falls-City geheißen. Die Dampfschiffe gehen bis zu den Fällen herauf, und an einer Eisenbahnverbindung mit St. Louis wird auch schon gearbeitet, in einer Wildniß, wo noch vor wenigen Jahren nur die Zelte der Dakotah-Indianer zu finden waren, welche sich mit dem Prairiewolf und dem Adler in das Wild des Urwalds theilten.

Der Sperberstein im bayerischen Rheinkreise.

Dort, im alten Lande der Burgundionen, der starken Grenzhüter des Römerreichs gegen die Völkerströme der Barbaren, — dort in den Gebirgen, an deren Fuß jene fruchtbaren, weintriefenden Hügel sich wölben, die der Rebengott zu Lieblingssitzen gewählt hat, an der Grenze des Elsasses und Rheinbayerns, liegt ein Burgencyklus, um den, wie der Epheu um ihre Trümmer, die deutsche Heldensage ihr Immergrün geschlungen. Von dort stiegen jene gewaltigen Gestalten herab, die in der Nibelungen Lied gefeiert sind, und dort war der Schauplatz vieler Begebenheiten, welche die Meistersänger und Dichter des Mittelalters zum Liede begeisterten. Dort auf dem dreifach gegipfelten Sonnenberg stand Trifels, die Kaiserburg, wo einst die Reichskleinodien gehütet wurden und Richard Löwenherz im Kerker schmachtete, bis ihn die Treue seines Blondels erlösete; dort der Scharfenstein, dort das Hambacher Schloß, von wo Kaiser Heinrich IV. die schmachvolle Barfüßertour nach Canossa antrat, — Deutschland vor Rom, die politische Macht vor der geistlichen erniedrigend; — dort stand das Ahnenhaus der rheinfränkischen Herzöge, die in langer Reihenfolge den Kaiserthron einnahmen; dort der Drachenfels, wo Siegfried mit dem Lindwurm kämpfte; dort liegen die Stammburgen unserer berühmtesten Dynastengeschlechter, die, wie die Leiningen, die Dürkheime u. v. A. weit verzweigt im Vaterlande blühen, und aus denen seit länger als einem Jahrtausend dem deutschen Volke wackere Männer im Kriege und Frieden erwuchsen.

Unter den Ruinen der bayerischen Pfalz, welche den Namen längst untergegangener Rittergeschlechter tragen, ist der Sperberstein eine der schönsten. Hoch ragt er von der Spitze des Bergs über eine tiefe Thalschlucht, und sein Gemäuer, auf mächtigem Felsen erbaut, verspricht noch vielen Jahrhunderten zu trotzen.

DIE BÖRSE IN PARIS

Die Börse in Paris.

Es ist ein alter Spruch, daß Geld die Welt regiere; aber keine Zeit hat ihn besser begriffen, als die unsrige. Selbst die diplomatische Kunst vermag oft nichts gegen die gewichtige Naturgewalt des Geldes, die sich in den kulturreichsten Völkern täglich mehr entkettet. Schon sieht man da und dort die Geldfürsten ihre Ansprüche zur Einwirkung auf die Beschlüsse der Regierenden durchsetzen, und ist es einmal zu einem einverstandenen Willen unter ihnen gekommen, wird erst eine europäische Millionärversammlung den Geist der Koncentration in sie bringen, leitende Prinzipien an ihre Spitze stellen und ihnen ein Haupt, einen exekutiven Willen geben, dann wird kein Monarchenkongreß ihnen entgegen sein dürfen. Was dann die Mächtigen des Geldes Förderliches unter sich beschließen, das werden die Könige sanktioniren müssen, oder sie werden inne werden, daß es eine höhere Gewalt gibt, als die ihrige.

Der Friede hat die Macht des Geldes unermeßlich gehoben. Die Wunder, die er geschaffen, die große Industrie, die stupenden Werke des öffentlichen Nutzens, jene Kommunikationsmittel, welche Städte zusammenbauen, entfernte Länder einander nahe rücken und den Völkern Vermählungsfeste bereiten, sind zunächst das Werk des Geldes. Das Geld hat einen Bund mit der Zukunft geschlossen, und im Dienste der Kultur und Gesittung zur Umwandlung unserer socialen Zustände spielt es jetzt die erste Rolle. Sich selbst dessen unbewußt, ist es gleichsam aus dem Kreise des Materiellen in die Ideenwelt hinübergegangen, es ist emporgestiegen aus den Klüften der Unterwelt, um am Lichte des Tages zu wandeln. Es hat die Stufenjahre seines Gnomenlebens durchlaufen; jener metallnen Fesseln ledig, wird es frei und beweglicher, und in dem Maße, wie es dem bestehenden Materiellen sich entfremdet, wie es bei größerer Ausdehnung seiner Masse größern Raum bedarf, wirkt es auseinanderdrängend und zerstörend auf den Bau, den es ehedem durch seine Schwere zu befestigen trachtete, und lockert mehr und mehr die Banden des alten gesellschaftlichen Organismus.

Diesen Tendenzen entgegen zu arbeiten und ihre Entwickelung zu stören, wäre unter allen Thorheiten die unverzeihlichste, und wer sich dieser unterfinge, hätte niemals auf Sieg zu rechnen. Was die Fürsten ver-

nünftiger Weise thun können, ist, den Einfluß des Geldes seine Entwickelungsphasen ruhig durchmachen zu lassen und sie durch ein kluges und rechtzeitiges Entgegenkommen zu begünstigen. Es macht sich dann die Umgestaltung still und ohne Zwist, abstreifend nur, was unhaltbar geworden, erstorben ist oder unnütz der Zeit, die uns gehört. Wenn man aber in plumper Weise stört und irrt, die Leidenschaften herausfordert und die im ruhigen Aufbau thätigen Triebe zur Gewaltthat und zum Gelüste nach Umsturz treibt, dann mag die Folgen hinnehmen, wer sie verschuldet. Es wäre der ärgste Irrthum, wenn man glauben wollte, daß, wenn man im Feldlager der Monarchen der Welt zuriefe: Rückwärts! und das Schwert über Alle erhöbe, die da Widerstand wagen, — das Geld noch auf ihrer Seite stehen würde. Es ist nicht zu verkennen, daß der Gang der Dinge seit den letzten 20 Jahren die Geldleute allmählig eher zur andern Seite hinzieht. Die Politik der Börsen dient nicht mehr, wie ehedem, vorzugsweise dem Absolutismus. Nachdem in so vielen Ländern, wo der Wille eines Einzigen herrscht, Liebe und Vertrauen hingeschwunden sind und das Ganze des Staatslebens einzig und allein noch auf dem Instinkte des Gehorsams ruht, nachdem man so vielfältig Regierungshandlungen gesehen, die zum Kampfe gegen sie herausfordern, kann sich auch das Kapital die Nothwendigkeit nicht mehr verhehlen, einen andern und bessern Weg einzuschlagen. Selbst die Rothschilde, der Könige treueste Bundesgenossen, flüchten allmählig ihre Millionen in die Schatzkammern der Industrie und befreunden ihre Interessen im Stillen mit denen der Bewegung. Diese scheuen sie nicht; nur Revolutionen wollen sie nimmer. Revolutionen tragen für die Geldinteressen stets den Schrecken bei sich, und für die Werke des Friedens sind sie von so furchtbaren Folgen, daß nur Verzweifelte sie jetzt herbeiwünschen mögen. Allezeit haben die Geldleute nichts mehr als Revolutionsmacher gehaßt. Aber sie unterscheiden jetzt, was sie früher nicht thaten, zwei Klassen von Revolutionären, und sie fürchten gerade die am meisten, welche die Völker durch ihre Regierungshandlungen zum Widerstande aufstacheln und den Gräueln der Selbsthülfe den Weg anbahnen. —

Unter diesen Betrachtungen bin ich zum Börsenplatz gekommen. Der Fiaker hält, ich steige ab, und mit Entzücken betrachte ich den herrlichen Tempel, den die Pariser dem Gotte der Unterwelt, des Geldes und des Reichthums hier erbaut. Wenn nicht mit goldenen Buchstaben über dem Eingang zur Börse stände: „Bourse et Tribunal du commerce," so könnte man diese Börse eher für einen, von Dämonen aus Griechenland hergetragenen Jupiterstempel, oder für eine französische Walhalla halten. — Nun, wenn für Frankreich die Zeit herbei gekommen ist, wo man den

Menschenwerth vorzugsweise nach Millionen schätzt, — und diese Zeit scheint nicht fern zu sein! — so mag es eine Walhalla in der That werden, und die Franzosen werden dann die Rothschilde eher darin finden, als die Deutschen in der ihrigen — den Luther.

Die Börse ist ein Bauwerk aus der Kaiserzeit. Sie hat zwei Fronten und ist rings mit einer prächtigen, korinthischen Säulenhalle umgeben, zu welcher Freitreppen hinanführen. Der große Börsensaal bildet ein Tonnengewölbe, das ein eisernes Dachgesparre trägt. Er faßt über 2100 Personen. Eine geräumige Vestibüle empfängt den Besucher, der durch hohe Flügelpforten, an welchen Schweizer Wache halten, in das Heiligthum des Geldgottes eintritt. Im oberen Stocke sind die Säle und Zimmer des Handelstribunals. Eine Treppe von Marmor führt hinan, geziert mit einem Geländer von vergoldeter Bronze. In den Corridors deuten Malereien von Meisterhänden auf die Geschäfte des Gerichtshofs. Brogniard und Labarre waren die Baumeister der Börse.

Die Börsengeschäfte dauern täglich von zwei bis fünf Uhr Nachmittags. — Schon gegen ein Uhr fängt der Börsenplatz an sich zu beleben. Elegante Kabriolets halten vor dem Gitter der Freitreppe; man sieht Leute, Zeitungsblätter lesend, in den Säulengängen auf und ab wandeln; es bilden sich Gruppen, Polizeikommissäre mit untergeschlagenen Armen stehen umher und beobachten die Menge. Eilige Gestalten kommen, suchen mit scharfem Blick, wechseln bald da, bald dort einige Worte und verschwinden. Jede Minute macht die Scene belebter, zahlreicher. Die Gruppen schmelzen zu größeren Massen zusammen; die anfangs leise und geheimnißvoll geführte Unterhaltung wird laut, die Fama schüttelt ihr Füllhorn aus, eine lügnerische, trügerische Schwätzerin, welche dem jungen Börsentage mit geläufiger, gewissenloser Doppelzüngigkeit die Nativität zu stellen trachtet. Jetzt schlägt die Börsenuhr Zwei: das Parquet wird geöffnet und hinein strömen die Schaaren zu der privilegirten Spielbank Frankreichs. Was man Parquet nennt, ist ein mit Schranken umgebener, breiter Gang im Börsensaale, welcher auf einen gleichfalls umschrankten runden Platz stößt, in dessen Mitte eine erhöhete Estrade sich befindet: — gleichsam der Altar im Tempel. Die Mäkler der Börse füllen die umschrankten Räume, Wechsel, Staatseffekten und Aktien aller Art ausbietend oder suchend, bald zuschlagend, bald verweigernd. Auf der Estrade stehen die Ausrufer, athletische Gestalten, welche mit Stentorstimme die Kurse verkündigen, zu welchen die Geschäfte geschlossen werden; — es ist ein unaufhörliches Zahlen- und Namenrufen, welches das Ohr betäubt und den Sinn verwirrt. Den Schranken zunächst haben die Bankiers mit ihren Kommis Posto gefaßt, oder die großen Spekulanten, die Koryphäen der hausse und baisse, umkreist von geschäftigen Dienern, welche, ihres Winks gewärtig, bald da-, bald dorthin schlüpfen, um Fonds und Aktien

auszubieten, oder zu kaufen, je nachdem es die Operationen ihrer Prinzipale erheischen. Gallonnirte Lakayen überbringen den großen Männern des Börsenspiels versiegelte Depeschen, sie werden mit gleichgültiger Miene entgegengenommen, gelesen und eingesteckt oder weiter mitgetheilt. Die Menge vermuthet vertrauliche Mittheilungen aus dem Sanctuarium eines Ministers oder sonst in der Küche der großen Politik Eingeweihten, und lange ruhen ihre Habichtsaugen auf den Zügen des Empfängers, um den Gang seiner nächsten Operationen darin zu lesen und daraus Nutzen zu ziehen. Die Telegraphendrähte, welche in einem besondern Gemach dieses modernen Theseustempels münden, erzittern fortwährend von sich jagenden Berichten und Aufträgen, die nach allen Radien der Windrose ausfliegen oder daher kommen; von Zeit zu Zeit werden geschriebene Zettel an die Pilaster geklebt, mit den telegraphisch berichteten Kursen anderer Börsen, oder mit der flüchtigen Mittheilung eines wichtigen Ereignisses, öfters Tartarenposten als Wahrheit, aber immer drängt sich dann der Knäul der Neugierigen dichter an solcher Stelle zusammen und entwirrt sich unter den Aeußerungen der verschiedenartigsten Eindrücke auf den Gesichtern der Lesenden. Während dieses Treibens geht die eigentliche Börsenzeit schnell vorüber; schon gegen drei Uhr wird die Stockbörse geschlossen. Aber das Spiel hört darum nicht auf. An der linken Seite der Säulenhalle sammeln sich zahlreiche Gruppen und die Geschäfte beginnen von Neuem. Erst gegen fünf Uhr verlassen die Habitués des grünen Tisches in Masse den Kampfplatz, und gerade diese Zeit ist's, welche der Beobachtung den reichsten Stoff reicht. So lange noch die Karten liegen, so lange ist auch der unglücklichste Spieler nicht ohne Hoffnung; wenn aber die allgemeine Abspannung die Geschäftslust getödtet hat, wenn der letzte Verkäufer kein Gebot mehr findet, dann äußert sich das Resultat des Tags auf den meisten Gesichtern unverholen, und sehr oft auf recht malerische Weise. Die Gewinnsucht, das gemeinschaftliche Motiv, wirft nun die beschwerliche Larve, als nutzlos, ab. Jeder überschlägt seine Tagesrechnung. Es lagert sich ein widerliches, unbefriedigtes Grinsen auf dem Antlitz des Gewinnenden, Angst, Furcht, Gewissensbisse, oder schlecht verhüllter Aerger und Neid staffiren die Gesichter der Andern. Vollendete Spielerkälte sieht man bei den Wenigsten. Die heitersten Züge haben noch die Mäkler. Sie, die Priester am Altare der niedrigsten Leidenschaft, sind die Immergewinnenden, sie sind die glücklichsten Leute der Börse.

Während der letzten Börsenstunde kommen die Abendblätter, und ihre Neuigkeiten geben dann und wann den Geschäften frisches Leben. Gerüchte machen übrigens zu jeder Börsenstunde die Runde; oft ohne daß sie an den Kursen gespürt werden. Dahingegen merkt man wichtige Neuigkeiten fast immer an den Preisen der Fonds, ehe sie das Ohr vernimmt. In Paris interessirt sich bei den Staatspapierkursen Jeder, der durch seine amtliche Stellung oder auf Schleichwegen zu den Staatsgeheimnissen

gelangt. Der Hof, die Minister, die Kammerdiener und Maitressen, — sie Alle spielen an der Börse, oder lassen für ihre Rechnung durch Andere spielen. Viele über Nacht aufgeschossene glänzende Vermögen datiren von der halbstündigen Verheimlichung einer Depesche, oder der raschen Ausbeutung einer telegraphischen Nachricht.

Bei weitem der größte Theil der Pariser Börsengeschäfte in Fonds und Aktien besteht aus Lieferungsgeschäften, wobei es nicht auf wirklichen Besitz der Papiere, sondern bloß auf die Preisdifferenz am Ablieferungstermine abgesehen ist. An einem Börsentage werden oft keine 10,000 Franken Renten wirklich cedirt, während die geschlossenen Lieferungsgeschäfte sich auf Millionen belaufen. Die eigentlichen Renteninhaber sind dem Börsenspiel in der Regel fremd, und die gewöhnlichen Fluktuationen in den Kursen werden von ihnen gar nicht beachtet. Wenn aber Ereignisse eintreten, welche die Politik des Landes bedrohlich berühren, dann bringt sie die Furcht schnell in Bewegung. Sie tragen ihre Renten zur Börse, — „Les fonds arrivent“ ist der Kunstausdruck, — es gibt Fallen und Sturm, und die Baissiers feiern einen leichten Sieg. Ueberhaupt ist die Pariser Börse für äußere Eindrücke sehr empfänglich, leicht erregbar und viel schwankender, als die Börsen von Amsterdam und London.

Die Damen der Hauptstadt sind dem Spiel auf der Börse nicht fremd. Früher sah man sie sogar an den Schranken des Parquets im dichten Gedränge der Männer; indessen ist diese Unschicklichkeit jetzt beseitigt. Die Damen sind an das hintere Gitter der Börse verwiesen, wo ihnen eine Schaar von Mäklern dient, um ihre Aufträge zu Kauf und Verkauf in den Börsensaal zu bringen und sie über die Wandlungen der Kurse zu unterrichten. Den weiblichen Spielerhaufen zu beobachten, ist pikant genug. Die meisten gehören den vornehmen Kreisen an. Man sieht jugendliche, schöne Gestalten, mit allen äußern Zeichen des Rangs und des Reichthums, den Affekten der niedrigsten Leidenschaft hingegeben, und nach unglücklichen Operationen endigte schon Manche in Verzweiflung.

Ich habe viele Börsen gesehen und kenne die Börsenwelt und ihr Treiben aus langer, eigner Erfahrung. Ich habe gefunden, daß in keinen Menschenkreisen weniger Zufriedenheit ist und die Ruhe seltner wohnt, als dort. Auch die glücklichsten Börsenspieler, Leute, die ohne Mühe schnell zu kolossalem Vermögen gelangt waren, fand ich nie befriedigt; denn das Gelüste ihrer Habsucht war stets größer, als ihr Gewinn. Das Geld macht die Menschen nicht glücklich. Wer diese Wahrheit in Frage stellen könnte, der möge nur einige Male eine Fondsbörse besuchen, und sein Zweifel wird verstummen.

Die Gegend um Baar und der Pilatus in der Schweiz.

Kein Reiſender, der Gefühl für Helvetiens Naturſchönheiten hat, wird die Gegend des Baarerbodens das erſte Mal erblicken, ohne entzückt zu werden. Nicht mehr ſind's die Ufer des nahen Zür'cher Sees, belebt durch unzählige Wohnungen, und bepflanzt und bebaut auf die mannichfaltigſte Weiſe, ein Bild des emſigſten Menſchenfleißes: — es iſt eine Hirtengegend, die er jetzt erblickt, wo die kunſtloſe Natur in geheimer Schönheit emporblüht. Einfache Landhütten verſtecken ſich unter dem Gewölbe ſchattiger Bäume, durch die fetten Wieſengründe ſchlängeln ſich klare Bäche. Dort, wo der Weg durch ein Wieſenthal von Kappel hinweg auf eine Anhöhe führt, iſt plötzlich die reizendſte Ausſicht aufgethan. In einem Thalgelände, ſchön wie das Tempe der Alten, mit Fruchtbäumen bepflanzt, rinnt die Lorez, ein aus dem nahen See abfließender Bach, bald ſchmal, bald zu einem Weiher ſich ausbreitend, in deſſen klarer Fluth ſich überhängende Weiden oder hohe Eſchen ſpiegeln. In einem dichten Kranze von Obſtbäumen verbergen ſich die Wohnungen des Städtchens Baar, und aus einem Fruchthain auf der Höhe darüber ragt der ſchlanke Kirchthurm. Zug blickt aus der Ferne an ſeinem See gelagert, in dem ſich der Rigi beſchaut. Aber noch ſchöner als dieſer Ausblick zur Linken iſt jener zur Rechten — über das Thal des Vierwaldſtädterſees hin (vergl. den Stahlſtich). Links ſteigen die Wälder bis zum Waſſerſpiegel herab; rechts ſtreckt das Ufer ſeine Zungen tief in die Fluth hinein, mit Burgtrümmern und Flecken oder ländlichen Wohnungen beſetzt und mit Obſtpflanzungen bekleidet, und im Hintergrunde vor der ſich weit wie ein Meer öffnenden Waſſerfläche ſteigt der ſteile Pilatus auf mit ſeinem Zackengipfel, der, von dieſer Seite betrachtet, einem Dome gleicht, deſſen Gewölbe eingebrochen iſt. Gewöhnlich iſt er nicht klar, ſondern ein graudunkler, melancholiſcher Wolkenvorhang umhüllt ihn. Aber auch dann iſt der Anblick herrlich. Die große, graue Maſſe malt ſich in unbeſtimmten Konturen auf dem ruhigen Gewäſſer, und die zu beiden Seiten der Ufer ſich hinan thürmenden Berge mit dem Himmelsgewölbe darüber verwandeln die Landſchaft zu einem Tempel der Allmacht, in welchem deutſcher Heldenmuth und deutſche Freiheit Hymnen ſangen ſchon vor fünf Jahrhunderten.

Der Pilatus wird wegen seiner Steilheit von den Reisenden wenig bestiegen; wer aber die Anstrengung nicht scheut, wird reichlich belohnt. Selbst dem, welcher die Rigifahrt gemacht hat, wird die Aussicht vom Pilatus eine Menge neuer Schönheiten zeigen, die er dort nicht kennen lernen konnte. Man wähle aber einen recht hellen heitern Tag. Vom Gipfel sieht man südwärts das Panorama der Schweizer und Tyroler Alpen, ein Halbkreis von unzähligen Berghäuptern aller Formen, viele wunderbar erleuchtet von dem Wiederglanze der Gletscher und Firnen. Gegen Norden verbreitet sich die Aussicht weit über die Grenze Helvetiens. Man überblickt ganz oder theilweise neun Schweizerkantone und einen großen Theil von Schwaben und von Tyrol. In der weiten Ferne erscheinen bedeutende Berge als bloße Hügel, und Wälder wie niedriges Gesträuch; Seen schrumpfen zu Teichen zusammen und große Flüsse ziehen als schmale silberne Streifen durch die Länder. Der Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser sind unzählige, und die lachende, ferne Landschaft wird um so reizender durch den Kontrast der nächsten Umgebung: denn finsterer Hochwald deckt des Pilatus Seiten und Einsamkeit, Verlassenheit und Oede herrschen auf seinem kahlen Haupte.

Jena.

(1852.)

Auch ein Blatt aus dem Buche meiner Jugenderinnerungen. Wie ich, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, von Weimar herüberkommend, das heitere Jena zum ersten Male sah vor fast 50 Jahren, so liegt es heute noch da, gebettet in dem warmen Saalthale, mit seinen schöngeformten Berghöhen, Wäldern und Gründen. Die Gespielen aber, die dort Hand in Hand mit mir gingen, die mit mir gejubelt haben an jeder Stelle, welche eine weite Aussicht gab, und auf der Mauerzinne der Lobdenburg neben mir gestanden, sie sind von den Wogen des Lebens in die Ferne getragen oder mir fremd geworden, oder sie ruhen unter ihren Rasenhügeln aus von einer längern Wanderung. Leid und Freud hat Keiner mit mir getheilt; die Hände, die noch so warm in den meinen liegen, die Augen, in welchen ich jeden Kummer und jede Freude wiedersehe, wie in einem Spiegel, die Herzen, die mit so treuer Liebe für mich schlagen, diese mir noch erhaltenen Blüthen des Lebens, welche die Trümmer meines Glücks und meines Wirkens und Schaffens umwinden, wie der Epheu zerbrochenes Gemäuer, sind spätere Geschenke Gottes.

Was die Schülerschaaren in jenen Jahren nach Weimar und Jena führte, ist längst kein Ziel mehr für unsere reisesüchtige Jugend. Die großen Männer sind im Sarge, kein Stern ersten Ranges glänzt mehr in jenen Städten. In welcher Glorie strahlten sie damals, und welche hehren und heiligen Vorstellungen knüpften sich an die Orte, wo Schiller, Goethe, Wieland und Herder noch leibhaftig wandelten und als Apostel des Menschenthums lehrten! Noch erinnere ich mich der Schauer der Ehrfurcht, die meine junge Seele überrieselten, als ich den Einen oder den Andern zum ersten Male sah, und wie flog mein Blick mit begeisterter Hast hinan an das Erkerfenster „der Tanne", als einst ein Vorübergehender uns umhergaffenden Knaben zurief: „Seht doch dort hinauf, dort steht ja der Goethe!" — Sie sind alle fort die großen Menschen, und wenn ich jetzt nach Weimar oder Jena käme, so würde es mir sein, als wandelte ich auf den Trümmern umgestürzter Hochaltäre und müßte ich auf bemoosten Grabsteinen verloschene Schriftzüge suchen.

Jena und Weimar! — Wenn ich ein Kaiser wäre, so müßtet ihr strahlen von den goldenen Kuppeln der Säulenhäuser, und prangen mit Malen des Ruhms, gegen welche alle Denkwerke Indiens und Griechenlands, am Nil und an der Tiber zusammensänken, wie unsere Thüringer Berge vor den Alpen. Ich würde nicht wägen und nicht markten: denn die Größten sind des Größten werth. In dieser selbstsüchtigen Zeit ist freilich für solche Werke nichts zu hoffen. Aber ein Tag wird kommen, wo die Nation thut, was ihre Väter zu thun unterlassen haben.

Der Saalstrom hat seine Rinne in das Sandsteinplateau eingeschnitten, welches vom Thüringer Waldrücken aus nordwärts in das tiefere Land hineinragt. Hüben wie drüben haben Flüßchen und Bäche ihr Bette gewühlt und bilden bald schmale, bald breiter auslaufende Gründe, welche in das Hauptthal münden. Die in solcher Weise von drei Seiten ausgekerbten Ränder der Hochebene stellen sich als die Berge des Saalthals dar. In der Umgebung von Jena fallen sie steil gegen den Strom ab und haben sehr malerische Formen. Ihre landschaftliche Schönheit wird erhöht durch den Schmuck der Kultur, durch Rebgelände und Obsthaine, durch freundliche Gartenhäuser und altergraue Trümmer von Burgen.

Von einem jener Berge, dem Hain- oder Galgenberge, ist der Anblick Jena's, seines Thals und seiner Höhenzüge am schönsten. Dorthin richtete Schiller an schönen Abenden häufig seinen Spaziergang; und allein oder mit Goethe sah man ihn zuweilen auf einem Stein sitzen, — auf dem, wie die Sage geht, vor Alters die armen Sünder ausruheten, ehe sie die Leiter betraten, die Keiner wieder hinabstieg.

Die Stadt nimmt sich, von fern betrachtet, recht ansehnlich aus mit ihren Thürmen, und die Jenenser Chronisten erzählen, daß, als Karl V. in

die Gegend kam, ihm der Ausdruck entschlüpfte: „Jena liegt ja da wie ein kleines Florenz“. Näher besehen rechtfertigt es diese Vorstellung freilich nicht. Jedem Besucher wird es beim ersten Blick bemerklich, daß der Ort seit mehren Jahrzehnten im Sinken ist. Jena ist in der That mit seinen winkeligen, von hohen, öfters baufälligen Häusern eingeschlossenen Gassen einer alten, herabgekommenen Landstadt so gleich, wie ein Ei dem andern. Spuren von Neubau sind nirgends zu sehen, und mancher verschlossene Laden zeugt von dem Verkümmern des Erwerbs und Verkehrs. Die meisten Häuser sind für Studentenwohnungen eingerichtet, und wenn man bedenkt, daß vor 60 Jahren die Universität 1700 Besucher zählte, und unter diesen fast 1100 meist reiche Ausländer waren, während ihre Frequenz seit den letzten Jahrzehnten niemals 500 erreicht hat, so kann man sich die Abnahme des bürgerlichen Wohlstandes bei der Menge der leerstehenden Wohnungen, dem Sinken der Miethen und dem Versiegen sonstiger Nahrungsquellen wohl erklären. Auf den Charakter der Bewohner haben aber diese Verhältnisse nicht nachtheilig gewirkt. Die Jenenser sind noch der lebensfrohe, anmuthige Menschenschlag, und ein gebildeter, guter Ton ist selbst den mittlern und bürgerlichen Schichten eigen. Reinlichkeit im Hause und in den Straßen ist ein alter Ruhm Jena's. Die Zeiten sind vorüber, wo der zügellose Studentenadel Kurlands, Ungarns und Mecklenburgs den Ton angab; das damalige, wegen seiner Rohheit verrufene Jenenser Studentenleben hat der Sitte und Anständigkeit im Benehmen der Musensöhne Platz gemacht, ohne doch die Erscheinungen einer harmlosen, lebensfrischen Romantik ganz zu verdrängen, die den Jünglingen, wenn sie nicht mit anmaßlicher Renommisterei und widerlichem Cynismus in Worten und Werken verbunden ist, jedenfalls besser zu Gesicht steht, als das kopfhängerische Frommthum, das jetzt auf so vielen deutschen Hochschulen auffällt und den Beobachter mit Bedauern erfüllt. Möge Jena sein heiteres Studentenleben sich bewahren, zugleich mit jener Achtung auch vor den äußeren Formen der Bildung, die jungen Männern ziemt, aus deren Kreise die Richter, Lehrer, Prediger und Staatsmänner des Volks hervorgehen sollen. — Die Universität, — Jena's Leben und Jena's Stolz, — ist zu allen Zeiten ein Hort der deutschen Gelehrsamkeit und am Firmament der Humanität und Wissenschaft ein strahlendes Sternbild gewesen. Eine längere Reihe von glänzenden Namen hat keine deutsche Universität aufzuweisen, als das kleine Jena, und zu den Geisterschlachten hat es seit Jahrhunderten allezeit ein tapferes Kontingent gestellt. Bis in die Gegenwart herab ist es der Universität möglich geworden, eine rühmliche Stellung zu behaupten, und wer daran zweifeln könnte, dem dürfte man bloß die Namen: Schiller, Fichte, Schelling, Hegel, Oken, Luden, Voß, Reinhold, Griesbach, Schlegel und viele andere in's Gedächtniß zurückrufen, welche Zierden der Jenenser Lehrstühle in den letzten 60 Jahren waren. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß die Dürftigkeit

der äußeren Mittel, gegenüber den Ansprüchen, welche unsere Tage an eine Hochschule der Wissenschaften machen, die Möglichkeit mehr und mehr in Frage stellt, ihr Ansehen ungeschmälert fort zu erhalten und gegen die reicher dotirten Schwestern nicht zurückzustehen. Jena's Flor ist, trotz der berühmten Männer, die heute noch sein Stolz sind, in Abnahme begriffen. Nur eine sorgfältige Pflege von Seiten der Regierungen, deren Patronat die Universität unterworfen ist, und die Bewilligung bedeutend größerer Geldunterstützung kann sie vor weiterem Verfall bewahren. Es wäre eine schöne Aufgabe der jetztlebenden, meistens jungen sächsischen Herzöge, den Ruhm ihres Jena zu erneuern, der Hochschule das Feld großartiger geistiger Wirksamkeit nach allen Seiten hin zu öffnen, die Schranken niederzuwerfen, die sie beengen, und die verwachsenen Pfade zu reinigen oder wieder gangbar zu machen. Die Tempel der Gelehrsamkeit bedürfen der beständigen Pflege und ihre Opfer-Priester des erwärmenden und belebenden Feuers. Auch die Feldzüge, Eroberungen, Entdeckungen im Reiche der Wissenschaften verlangen Zustände, Verhältnisse, Vorbereitungen und Anstalten, die Geld, und öfters viel Geld kosten. Die Misère der kleinen Universitäten in Deutschland ist, daß sie arm sind und ihre Dotation in der Regel so spärlich und knapp bemessen ist, daß sie nicht selten darauf verzichten müssen, an den wissenschaftlichen Wettläufen Theil zu nehmen, die den Siegern Preis und Ehre bringen. Die Beschränktheit der Mittel läßt die Anschaffung mancher Apparate und Hülfsmittel gar nicht zu, welche manche Disciplinen zu ihrem Fortschreiten nicht entbehren können. Dieser Umstand, verbunden mit der Kärglichkeit der Besoldungen, hat zur Folge, daß die Professur von dem hervorragenden Talente gar oft nur als Staffel zum Erklimmen einer andern Stellung, oder als ein Wartepoſten betrachtet wird, von dem es scheidet, sobald der Ruf an eine besser dotirte Anstalt aus der Ferne ertönt. Die Mittelmäßigkeiten bleiben, die Berühmtheiten gehen; — ein Umstand, der dem Charakter des Lehrerstandes an kleinen Universitäten auch nicht günstig sein kann, da sich mit der Mittelmäßigkeit leicht das Gefühl der Abhängigkeit verknüpft und dieses nur zu häufig der Festigkeit des Charakters und männlicher Gesinnung Eintrag thut. Man denke sich Jena ausgerüstet mit größern Geldmitteln, und in diesem Jena einen festgeschlossenen Kreis von Männern wie Oken, Schleiden ꝛc. unter dem Schirm freier Gesetze und unter dem zuverlässigen Schutze von Fürsten, wie Karl August einer war, und frage sich, wie lange es dauern würde, die glanzvollen Zeiten zurückzuführen, da 1800 Jünglinge, deutsche und fremde, sich um seine Lehrstühle drängten und die Universität auf den Namen „Saal-Athen" stolz sein konnte. Gerade jetzt wäre es die Zeit. — Bevormundung und Knechtung der Lehr- und Hörfreiheit verleidet manchem berühmten Lehrer eben so sehr wie der studirenden Jugend das Leben auf vielen größern Hochschulen, und das Gift einer geheimen Regierung in jesuitischem Geiste

richtet auf manchen Geister und Wissenschaft zu Grunde. Gegen solches Gift wäre kein Mittel wirksamer, als die liberale Ausstattung einer kleinen Universität, wie Jena, mit allen Mitteln zur Berufung berühmter Lehrer und zur Anschaffung der umfassendsten wissenschaftlichen Apparate, unter der offiziellen Erklärung, daß sie der Freiheit der Wissenschaft und der Lehre ein unantastbares Asyl sei. Oder ist der Geist ohne Erbe, der einen Oken auf das Katheder berief, und Schiller einen Lehrstuhl gab, — Schiller, der auf die Frage: Was glaubst du? antwortete:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von Allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? — Aus Religion." —

Schiller, der bekannt hat, daß er den Abfall der Niederlande nur deshalb schrieb, weil ihn „der Anblick einer Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei im ungleichen Kampfe siegen", begeistert habe; der als Professor die kühnen Worte drucken ließ: „Die Kraft, mit der das niederländische Volk handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagstück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen"; — Schiller, sage ich, — der in seinem Schwanenliede, im Tell, vor seinem Volk das ewige Wort gesprochen:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hängen unveräußerlich —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, — wenn kein anders mehr
Verfangen will, — ist ihm das Schwert gegeben!"

Es gehört jetzt freilich etwas mehr Muth dazu, ein Karl August zu sein, als damals!

Aus einer stillen Stadtecke, zwischen Hecken und verfallenem Gemäuer, an baufälligen Hintergebäuden, Scheunen und Ställen vorüber, führt ein schmaler, grasbewachsener, wenig begangener Pfad, das Mönchsgäßchen genannt, hinaus zu einigen Gärten, die eine mäßige Anhöhe bedecken. Aus einem derselben schaut ein zweistöckiges Haus zwischen Obstbäumen hervor. Es ist unschön, unregelmäßig, mit einem Anbau, der einen kurzen, thurmartigen Aufsatz trägt. Dies ist Schillers Gartenhaus, jetzt die Wohnung des Direktors der Universitätssternwarte, welche

in dem Anbau eingerichtet ist. An derselben Stätte, wo Schiller über den aberwitzigen Träumereien der Astrologie brütete, mit denen er seinen Wallenstein und Seni ausgestattet hat, beobachtet und berechnet jetzt die erhabenste Wissenschaft der modernen Bildung den Lauf und Wandel der Gestirne nach ewigen Gesetzen. —

Einsam und abgeschieden, wie diese Gartenwohnung ist, so lebte auch Schiller in Jena, zurückgezogen von der Welt, seinen Umgang auf wenige Vertraute beschränkend, unbekannt den meisten seiner Mitbürger. Viele Jenenser jener Zeit haben Schiller nie gesehen, obschon er so viele Jahre unter ihnen gelebt hat.

Hinter dem Hause ist eine hochgelegene Baumpflanzung mit Pfaden durchwunden. In der südlichen Ecke derselben, auf einem Vorsprunge, von dem man einen freien, reizenden Blick über Stadt und Thal genießt, liegt, an der Stelle eines jetzt abgebrochenen Borkenhäuschens, ein bemooster Felsblock, auf dem die Worte stehen:

„Hier schrieb Schiller den Wallenstein."

Eine Linde, ein Paar Tannen und Akazien beschatten das Plätzchen. Schiller kaufte diese Besitzung im Jahre 1796. Auch als er schon nach Weimar gezogen war, kehrte er oft des Sommers dahin zurück. Die herrlichsten Werke dieser Periode sind in dem Erkerstübchen entstanden, in demselben, wo er oft mit Goethe bis spät nach Mitternacht zusammensaß,

Den Sphären lauschend,
Gedanken tauschend;
Einer dem Andern, zu Beider Ruhme,
Sonne zugleich und Sonnenblume.

In sternenheller Nacht, oder wenn der Vollmond sein bleiches Zwielicht in die schattigen Gänge warf, sah man sie oft wallen, Arm in Arm, horchend den Chorälen in den Baumwipfeln oder sprechend von den Kräften, welche Welten um Welten führen, und von der Macht, welche die Gestirne im unermeßlichen Raume aufgehangen und ihre Bahnen geordnet. „Da flogen", berichtet ein Freund Goethe's von solchen Stunden, „die Lichtheere an ihrem Blick vorüber, ihre Seele badete im Strome der Milchstraße und wälzte sich jubelnd im Blüthenstaube junger Welten." —

DER TOWER IN LONDON

Der Tower in London.

Englands Kapitol, sei gegrüßt im Haine der Masten!
Längst ist geschlossen dein Buch, Blätter voll Grauen und Ruhm.
Wie ein plaudernder Greis erzählst du nun deine Geschichten
Enkeln, vergnügt ihres Glücks, denn sie beherrschen die Welt.

„Sie beherrschen die Welt!“ Stolz klopft bei diesem Spruch jedem Briten das Herz, und jeder Nerv in ihm singt das „Rule Britannia.“ Wenn aber eine Sybille die Zukunft bespräche und die besprochene aufschlösse, so würde es nicht am demüthigenden Nachsatz fehlen. Die Zeichen reden. England hat den Gipfel seiner Macht gewiß überstiegen. Es kommen die Tage des Alters, und seine emancipirte Tochter tritt als präsumtive Haupterbin allmählig in den Vorgrund. Die junge Riesin, welche die Mutter gesäugt hat, ist dieser nicht nur ebenbürtig geworden, sondern auch furchtbar: vor Nordamerika wird England den Dreizack neigen. Ist aber erst einmal die Furcht aufgenommen unter den Faktoren eines Weltreichs, so hat auch dessen Verfall begonnen.

Es hat die Nemesis das Schwert über England, sichtbar für Alle, erhoben. Sie wird es nicht eher in die Scheide stecken, als bis sie das Vergeltungswerk vollendet hat. Das Gericht tagt, und ein langes Tagen wird's werden, wie noch keins gewesen. Irland, die leibliche Schwester, die Jammergestalt in Lumpen, klagt auf unermeßliche Blutschuld gegen die Königin der Erde. Vergebens erkauft diese Frist auf Frist durch ihre Schätze. Die Schätze gehen dahin, aber die Schuld wird nicht geringer. Zu spät ist Alles und umsonst in diesem Streite. Es hilft auch nicht, daß England mit selbstsüchtiger Gier fortfährt, überall an sich zu raffen, was sein langer Arm erreichen kann. Irland hängt ihm an, wie ein todtes, faulendes Glied einem lebenden Körper; es verderbt seine Säfte und macht seine strotzende Kraft zu nichte. England kann nicht mehr gesunden. Die Ursachen seines Verfalls sind nicht mehr zu entfernen, ihre Wirkungen und Rückwirkungen dauern fort, und das letzte Ergebniß kann kein anderes sein, als Tod und Auflösung.

Daß diese Katastrophe kommen wird, ist sicher: nur die Zeit derselben kann Niemand ermessen. Englands Weltreich ist ein so starker, fester Bau, seine Fundamente sind so tief gelegt und so dauerhaft, sein Gebälk ist so gut gefügt, daß vielleicht noch Jahrhunderte vergehen können, ehe die Ge-

schichte seine letzte Seite schreibt. Welche Gewitter müssen durch die Zeiten toben, welche Stürme rasen, welche Ereignisse die Völker aufregen in ihren tiefsten Tiefen, ehe das kolossale Haus britischer Weltherrschaft zusammenbricht und ehe der Spruch des Gerichts vollzogen wird, das jetzt seine ersten Ladungen schreibt!

Im Tower von London ist der klassische Boden der britischen Geschichte. Hier wurde die Magna Charta entworfen und von vielen Königen bestätigt. Viele andere Begebenheiten, an welche sich die Geschicke des Reichs knüpften, hatten im Tower ihren Schauplatz; — Thaten des Glücks und der Freude, oft auch des Unglücks, der Trauer und des Verbrechens.

Als Roms Stern untergegangen war in Britannien, folgte im verlassenen Lande die Finsterniß der Zerrüttung. Bürgerkrieg zerfleischte das Volk, und die Fehden der Häuptlinge fraßen seine Kraft. Da kamen die aus Deutschland zur Hülfe herbeigerufenen Angelsachsen, und in dem Durcheinander machten sich die Gäste zu Meistern des Landes. Mit der Sachsenherrschaft erschien für Britannien ein neuer Tag. Das Reich wurde aufgebaut in allen seinen Theilen nach den Grundsätzen germanischer Freiheit, in denen die Rechte des Volks vollkommen gesichert waren und gewährleistet durch die Theilnahme an der Gesetzgebung. Vier Jahrhunderte dauerte seine Blüthe, und in Alfred dem Großen sah die Welt einen der erleuchtetsten Fürsten, dessen weise Einrichtungen zum Theil noch fortwirken bis auf den heutigen Tag. Als jedoch im 10. Jahrhundert das Schwertrecht des Eroberers über Menschenrecht gesiegt hatte, da wurden die Herren zu Knechten, es wurden die Germanen die Tagewerker der Normannen. Wilhelm, ihr Herzog, nun König in England, erklärte der Sachsen Freiheiten als verfallen und legte ihnen mit dem Joche die ganze Last der Pflichten und Leistungen eines Volks auf, das niedergehalten werden soll durch den eisernen Druck. Er erklärte sich zum einzigen Eigenthümer alles Grund und Bodens in England und theilte denselben in 60,000 Lehngüter, die er, nachdem er 1400 als Domänen der Krone zurückbehalten, an die normännischen Ritter und jene Sachsen verlieh, welche sich ihm willig unterworfen oder ihm sonstige Dienste geleistet hatten. So entstanden die britischen Kronlehen, und ihre Besitzer, ursprünglich etwa 8000, bildeten den Feudaladel Englands, welcher in verschiedenen Rangstufen, vom Baron bis zum Herzog, hinanstieg und dessen Hauptleistung die Heerfolge war. Verpflichtet, auf das Gebot der Krone 60,000 berittene Krieger zu stellen, mehrte sich durch diese kräftige Wehrverfassung das Ansehen des Reichs und hob sich seine Macht. Indessen konnten die normännischen Eindringlinge, da sie über das ganze Land als Gutsbesitzer zersplittert waren, ihr Volksthum gegen das kräftig entwickelte der Sachsen auf die Dauer nicht behaupten. Schon 100 Jahre nach der Eroberung hatte das Deutsche wieder die Oberhand, und der größte Theil der Lehen kam durch Gunst der Krone, durch

Heirath, Kauf ꝛc. allmählig in sächsische Hände. Im Jahre 1215 erlangte vom Königthum das Volk seinen Freiheitsbrief, die Magna Charta. Sie stellte die deutsche Freiheit gesetzlich her, und Vieles von dem, was untergegangen war in den Stürmen der Eroberung, trat fortan wieder an's Licht und in's Leben. Vollständig wurde die Restauration des Germanenthums, als der alte normännische Adel, bis auf eine geringe Anzahl Familien, in den Kriegen der beiden Rosen unter Heinrich VII. zu Grunde ging. Sein Nachfolger, Heinrich VIII., der Despot, beugte die Reste des alten Feudalstolzes der Eroberer. Er brach zugleich die Gewalt des Papstes durch die Einführung der Kirchenreformation und die Aufhebung von 645 Klöstern und 2400 Stiftern, deren Güter der schlaue Tyrann zum bei weitem größten Theile der Geistlichkeit ließ, welche nun den Bau der englischen Hochkirche auf den Ruinen des Katholicismus errichtete.

Früher schon war das Bürgerthum zu großer Geltung gekommen. Im Parteikriege der beiden Rosen hatte London mehr als einmal den Ausschlag gegeben, und seine tapfern Bürger erlangten dafür jene Freiheiten, welche die Gemeinde der City fast zur Unabhängigkeit erhoben. Andere Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt und benutzten jede Gelegenheit, um ihre Privilegien auf Kosten der Krone und des Adels zu erweitern. Die Stadtgemeinden erlangten das Recht, mit den Baronen durch Abgeordnete in einer Kammer zu tagen, und später errichteten sie ein eigenes Parlament, — das Haus der Gemeinden (House of Commons), welchem nach und nach die Initiative der Gesetzgebung zufiel. So hatte das aristokratische Element sein Gegengewicht gefunden, und die Demokratie trat als eine gesetzliche Macht in der Verfassung auf. Der altgermanische Stamm hatte so die letzten Fesseln der fremden Unterdrückung abgeschüttelt. Später, von den Wogen der kirchlichen Umwälzung auf's Tiefste erregt, schlug der Geist der Freiheit zum Aeußersten über, als Karl I., ein eitler, charakterschwacher Mensch, dazu Anlaß gab. England wurde Republik. Dieser Versuch war jedoch ohne Dauer. Mit Cromwell lebte sie auf, und mit ihm starb sie wieder, nachdem sie die Stufen wilder Zügellosigkeit in religiösen Formen durchlaufen und den König auf's Blutgerüst geschleppt hatte. Die Restauration des Königthums brachte die Stuarts zurück; nicht den Frieden. Die Stuarts blieben der Gährungsstoff, der keine Beruhigung des Landes zuließ, und erst als jene ausgestoßen wurden und es der Nation glückte, mit der neuen Dynastie einen Vergleich zu schließen mittelst der Urkunde, welche als Erklärung der Volksrechte (Declaration of rights) die Magna Charta ergänzte, schloß sich der Krater der Revolution. Beide Pakte machen jene gepriesene Verfassung aus, auf welcher seitdem die Größe des englischen Volks ruht. Mit Recht ist sie ein Gegenstand der Bewunderung aller Völker gewesen; denn sechs Jahrhunderte hat dieses Fundament gedauert, und welches Gebäude hat sie getragen? Seines Gleichen ist nicht auf der weiten Erde, und wenn

ner Verfassung erlangte der britische Nationalcharakter jenes Gepräge der Festigkeit, Kühnheit und Sicherheit, jenes durch nichts zu beugende stolze Selbstgefühl, jenen unerschütterlich ruhigen und klaren Verstand, jene Stätigkeit und Beharrlichkeit, welche andere Völker bewundern, ohne sie sich anzueignen, und eben die Verfassung ist als die rechte Mutter jenes festen, folgerechten Systems zu betrachten, das in allen öffentlichen Verhältnissen das nämliche Ziel stets fest im Auge hält und zu erreichen weiß. Canning's Wort im Parlamente: „Wenn ein britischer Schiffsjunge die Erde umsegelt, so weiß er, daß, wo man's wagte, ihm ein Haar zu krümmen, die Regierung seines Landes sich nie bedenken würde, ihm volle Genugthuung zu verschaffen, sei es mit Güte oder Gewalt", das Wort trägt jeder Brite im Herzen, es steht ihm geschrieben auf der stolzen Stirn, und es ist seine Sicherheitskarte in jedem Winkel der Erde. Und dieses Sicherheitsgefühl, das wir Deutsche gar nicht fassen können, weil wir es nie gekannt haben, stählt seinen Unternehmungsgeist und hat bewirkt, daß er die übrige Welt, welche sein Schwert und sein Dreizack nicht bezwang, sich tributpflichtig machte durch seinen Handel und sie überwand durch seine Industrie. Mit der Maschinenwelt, die der Briten kunstreicher Geist sich schuf, mit dem dienstbaren Heere der Dämonen, die des Feuers Flamme aus dem gebannten Wasser beschwört, mit dem Kapital, das, im Bunde mit diesen Kräften, das Ungeheuerste so leicht schafft, als wäre es Kinderspiel, legt er ein eisernes Band der Dienstbarkeit um die Erde und umspannt er alle Völker mit einem Netze, in dem sich Alle winden und Viele verbluten.

Aber an dieser so herrlichen Blüthenkrone nagen doch Würmer und das Verderben guckt aus unzähligen Keimen. Die britische Aristokratie ist seit ein Paar Jahrzehnten in einer ihrem Werthe und ihrer Achtung großen Abbruch thuenden Verwandlung begriffen. Sie fault gleichsam im Uebermaß der strotzenden Säfte, sie wird unthätig, stolz, wegwerfend, übermüthig, geistlos, gemein; sie bringt sich mehr und mehr in schroffen Gegensatz zu den mittlern Klassen und hat sich vom Volke gänzlich geschieden. Der Klerus macht's nicht besser. Er entfremdet sich seiner frühern Stellung; des Nimbus gänzlich bar, und von der Idee seines Berufs verlassen, wird er täglich mehr vom Irdischen befangen, hinabgezogen zum politischen Faktionsleben, und träge, feist, prosaisch und profan, grober Heuchelei in Glaubenssachen blind ergeben, bildet er eine der traurigsten und widrigsten Erscheinungen des Landes. Die Wissenschaft, von der Kirche geknechtet, hört auf zu schaffen, und sie bringt, einige Disciplinen ausgenommen, schon lange nichts mehr hervor, was sie fördert. Sie verknöchert auf den Universitäten in der elendesten Pedanterie, ist nüchtern, stationär, todt, mechanisch geworden, richtet ihr Wirken fast ausschließlich auf das Nützliche; die Spekulation ist kraftlos, allem Fortschritt gram, sich selbst vernichtend. Die Gesetzgebung häuft ihre Akten zu Bergen an, —

Masse auf Masse seit Jahrhunderten, — so daß kein Mensch das Chaos mehr übersehen, der unzähligen Widersprüche, in welchen jeder Rabulist das klarste Recht umgarnen und ersticken mag, sich erwehren oder vor ihnen sich schützen kann. Auch der Bürgerstand ist nicht mehr, was er gewesen. Er ist nicht mehr die kompakte Masse voll Ehrenhaftigkeit und Kraft mit dem Gefühl der Unabhängigkeit in jedem Busen. Seitdem die Großindustrie an die Stelle des Handwerks und der kleinen Fabrikation getreten ist, hat sich die herzlose Klasse der Industriellen ausgeschieden, welche, jeder in seinem Kreise, eine drückendere Herrschaft üben, als der Ritter in der Feudalzeit über seine Leibeigenen. Die Handwerker sind diesen Tyrannen der Neuzeit größtentheils dienstbar gemacht worden, und das Verhältniß zwischen Meister und Gesellen ist übergegangen und ausgeartet in das des Herrn und seines Arbeiters: ein Band, das alles sittlichen Halts entbehrt und keinen andern Zweck hat, als den des gegenseitigen, gemeinen Vortheils, welcher beide Parteien zum ewigen Hader und zum immerwährenden Streit führt, in welchem List und Betrug ihre widerlichen Rollen spielen. Der lange Friede und der Habitus der Fabrikarbeiter begünstigen fort und fort die Vermehrung der Bevölkerung, und gleichzeitig schreitet die Kunst weiter, Menschenhände entbehrlich zu machen durch die Automaten der Mechanik, welche sich mit jedem Jahre mehr der Gewerbe bemeistern. Der Boden des Landes ist seit Jahrhunderten besetzt, Alles, was kulturfähig ist, hat seinen Bebauer gefunden, und Gewerbe und Handel werden täglich mehr außer Stand gesetzt, alle die aufzunehmen und zu beschäftigen, welche Arbeit begehren. Aber dadurch ist den Besitzenden allmählig ein furchtbarer Feind erwachsen, dessen Gestalt drohender und entsetzlicher wird mit jedem Tage. Das Proletariat, zu dem sich die Hintersassen des Grund und Bodens gesellen, jene kleinen Pächter, welche die Aristokratie, seitdem sie das Geheimniß einer größern Rente durch eigene rationelle Bewirthschaftung ihrer Güter entdeckt hat, jährlich zu Tausenden von dem Boden jagt, welchen der Ausgestoßenen Aeltern und Urgroßältern bebaut und gepflegt haben. Wie so die Landaristokratie wirkt für die Vermehrung des Proletariats, so thut es die Aristokratie des Kapitals, jene zahlreiche Klasse von Rentnern nämlich, welche die ungeheuere Staatsschuld Englands geschaffen hat, und die, ohne sich selbst irgend einer Arbeit zu unterziehen, ihr Geld in der Volkswirthschaft für sich arbeiten lassen. Diese Leute haben nur ein Interesse im Staate: d. i. daß die Staatszinsen regelmäßig bezahlt werden, und ihre größte Sorge ist die, daß dies nicht geschehe. Sie sind daher gegen jede Geld erfordernde Verbesserung im Staate, gegen jede großartige, durchgreifende, aber kostspielige Maßregel und machen Phalanx gegen die Regierung, sobald diese Miene macht, sich in Unternehmungen einzulassen, die den Staatssäckel auf eine Weise in Anspruch nehmen, die ihr Interesse, — die Zinszahlung, — benachtheiligt. Deshalb konnte der Plan

zur Umwandlung des heimiſchen Proletariats in ackerbauende Koloniſten und Landeigenthümer, mittelſt der Auswanderung nach Kanada ꝛc. auf Staatskoſten, ſo oft er auch angeregt und von den weiſeſten Staatsmännern als Radikalkur empfohlen wurde, nie durchgeſetzt werden; denn die 50 Millionen Pfund Sterling, die zu deſſen Ausführung nöthig waren, konnte der Staat nicht aufbringen, ohne für den Staatszinsrentner Beſorgniß zu erregen. Hingegen iſt dieſe einflußreiche Menſchenklaſſe eine ſtets bereitwillige Helferin zu jeder tyranniſchen Maßregel und zu jeder das Volk bedrückenden und ausſaugenden Steuerlaſt, wenn nur die äußere und innere Ruhe und die erforderliche Höhe der Staatseinnahmen und dadurch ihr Zinsempfang geſichert bleibt.

Auch hier bewahrheitet ſich der alte Satz: „nur wer für das Volk und mit dem Volke arbeitet, hat für das Volk ein Herz.“ Jene Klaſſe der Rentner, welche durch die fortwährende Vermehrung der Staatsſchuld ſtets wächſt, ſie, die bereits die Hälfte der ganzen Einnahme des Reichs vorneweg in ihre Taſche ſtreicht, wird das Wohlſein des Staats immer nur nach dem Kurszettel beurtheilen, und je mehr dem Volke ausgepreßt wird, je mehr die Staatseinnahmen ſteigen, je wohler fühlen ſie ſich, und ihre eigene Behaglichkeit iſt, nach ihren Begriffen, identiſch mit dem Staatsglück. L'état c'est moi, — ſagt jetzt das Kapital in England eben ſo wahr, wie der vierzehnte Ludwig einſt in Frankreich ſagte.

Im „Proletariat“, dieſem furchtbaren Dämon der Neuzeit, iſt gewiſſermaßen ein nachgebornes Volk im Volke erwachſen. Es findet nirgends ein Kämmerchen für ſich übrig, denn jedes Plätzchen im Staate war lange vor ſeiner Geburt beſetzt und verliehen. Es findet auch im Rechtsſtaate keine Rechte für ſich; denn die alte Verfaſſung Englands konnte nicht berückſichtigen, was noch nicht geboren war. Das Proletariat iſt das Findelkind der Zeit, welches Vater und Mutter in England verleugnen, wie überall. Aber rechtlos, wie es iſt, macht es um ſo entſchloſſener ſeine Anſprüche auf Gleichberechtigung geltend und verlangt ungeſtüm die Zulaſſung zu dem großen Vertrage der Nation. Das britiſche Proletariat, in dem Sumpf moraliſcher Entartung und phyſiſchen Elends erwachſen, ohne Bildung, den roheſten thieriſchen Leidenſchaften ergeben, iſt eine furchtbare Macht, die in einem entſetzlichen Grade anwächſt und zu einem ſocialen Umſturz noch unaufhaltſamer hindrängt, als das Proletariat über dem Kanal in Frankreich; denn in England ſtehen die Kontraſte ſich viel ſchroffer und unverſöhnlicher gegenüber. Der hochmüthigſte, koloſſalſte Reichthum ſtellt ſich dort der drückendſten Armuth der Proletariermaſſen frecher, unbarmherziger und herausfordernder gegenüber, als anderswo, und füllt die Gemüther mit grenzenloſer Erbitterung. Die Ariſtokratie des Grund und Bodens, eben ſo geängſtigt wie der Tyrann Kapital durch den Andrang des Proletariats, und koncentrirt in jener geſcheidten miniſteriellen Oligarchie, die, eingeweiht in alle Künſte der

Despotie, nie um Maßregeln zur Erhaltung ihrer Macht verlegen ist, stellt den stürmenden Massen den Wall des Gesetzes, der stehenden Heere, die Bestechungskünste, das Spionierwesen und die sonstigen Mittel der Staatsgewalt entgegen. In dem Maße, als die Forderungen des Proletariats sich steigern, steigert sich die Härte des Widerstands: man opfert, — und das ist's gerade, was am Ende zum Bruch führen und die Katastrophe unvermeidlich machen muß, dem Prinzip der Erhaltung das Prinzip der Verbesserung auf. Dadurch aber ist die organische Fortentwickelung des britischen Staatslebens in's Stocken gerathen und an seine Stelle trat Verknöcherung. In solcher Lage aber kann ein Staat nicht bleiben, in welchem eine so frische und gewaltige Kraft, wie die des britischen Proletariats, ohne Unterlaß sich rührt und wirkt. Eine Socialrevolution, die Alles umwirft, muß und wird kommen. Wenn die Spannung zum höchsten Punkt gelangt ist, platzt's; die Explosion wird die Welt erschüttern und der auseinandergerissene Staat die Erde bedecken mit seinen Trümmern. Schon werden die Stadien, näher dieser Katastrophe, immer kürzer, und schon stehen die Dinge (noch mehr in Irland, als in England) so, daß es dem Proletariat nur an einigen großen, charakterstarken, kühnen Häuptern fehlt, um den gewaltsamen Ausbruch herbeizuführen und mit ihm einen Kampf hervorzurufen, welcher, würde er auch noch vielmal unterdrückt, doch nicht eher enden wird, als bis das größte, bewundernswürdigste Werk wenschlicher Weisheit, zu dessen Gestaltung ein Jahrtausend nöthig war, von der Erde verschwunden ist.

Aus dem dunkeln chaotischen Zwiespalt der Gegenwart flüchtet mein Seherblick zurück auf das stille, friedliche Bildchen, die Wiege all dieser bedrohten Größe und Pracht, — auf den Ausgangspunkt meiner Betrachtungen. Diese sind zu Ende, und was übrig bleibt, ist das beschreibende Wort.

Der Tower von London ist die älteste Residenz der britischen Könige seit der normännischen Eroberung. Der eigentliche Palast, der sogenannte weiße Thurm, ist jenes hohe Viereck mit den vier Eckthürmchen. Er wurde von Wilhelm dem Eroberer im Jahr 1078 auf der Stelle errichtet, wo einst die Burg der römischen Statthalter gestanden hatte, und noch führt ein sehr altes Gebäude den traditionellen Namen: Cäsars Thurm. Der Tower liegt am östlichen Ende der Londoner Altstadt (der City), von der Themse durch einen schmalen Steinwall geschieden. Er ist mit Wällen, Bastionen und einem tiefen Graben umgeben, welcher aus dem Strome Wasser durch einen Kanal empfängt. Außer dem Palaste enthält er eine Kaserne für die Besatzung und die Wohngebäude der vielen Beamten. Jene bilden ein Paar kleine, enge Straßen. Die Form des Grundplans ist rund, der Durchmesser etwa 1100 Fuß, der Umfang 1/4 Stunde. Die kleine Besatzung, deren Zahl ohne Genehmigung des Londoner Stadtraths nicht vergrößert werden darf, wird täglich gewechselt. Zahlreicher

als die Soldaten sind die Kanonen, welche ihre schwarzen Rachen aus den Schießlöchern der Mauern und von den Bastionen auf Stadt und Hafen richten. Auch auf der Terrasse an der Themse stehen 60 Stück von großem Kaliber. Es sind „gute alte Jungen, die Keinem ein Leid anthun", sagt der Londoner Bürger, und in der That haben sie seit drei Jahrhunderten, trotz allen Volksaufläufen und Tumulten, nur die Anzahl der Wochenbetten der Königinnen ausgerufen, oder Kronenträger begrüßt oder Toaste bei Nationalfesten begleitet. In England wird der Pöbel nicht alsbald mit Shrapnels regalirt, wie in Paris und andern großen Städten, wenn er Krawall macht. Als ich im Jahre 1817 den Demokraten Hunt mit seinen Hunderttausenden durch die Straßen der Weltstadt ziehen sah, von einem Ministerhotel und einem Königshause zum andern, da verschlossen die Kasernen ihre Thore, die Minister bezahlten die zerbrochenen Scheiben, und kein Soldat war zu sehen; am andern Tage sprach Niemand mehr davon, so wenig machte man daraus. Ich sah dem damals allmächtigen Castlereagh, welcher zufällig in eine solche Demokratenversammlung gerathen war, die Pferde seines Wagens ausspannen und ihn selbst unter dem „hölliſchen Gelächter" der zahllosen Menge auf eine Tonne heben, die auf einem umgestürzten Karren stand, Hunt gegenüber, damit er eine Rede an die Versammlung halte, — und der erste Minister (den Stern auf dem Kleide), that's mit lächelnder Miene, und er empfing, während er es that, die Würfe des Pöbels mit faulen Eiern und Orangen kaltblütiger, als die Lind Sträuße und Blumenkränze. Und da der Mann gesprochen hatte, so hörte er, fest, ruhig und mit untergeschlagenen Armen, seines demagogischen Gegners Antwort an, der auch auf einem Faß ihm gegenüber stand und mit geballter Faust gegen ihn gestikulirte, wie ein Boxer. Von Niedersäbeln und Niederkartätschen, von Einkerkern, vom Anklage- und Untersuchungsjammer war keine Rede. Am Abend hörte ich den Minister im Parlament sprechen, so unbefangen, als käme er aus dem Geheimen-Rathe. Am andern Morgen aber hing Castlereagh „als Volksredner" zu Kauf für „einen Penny" in allen Bilderläden aus; man lachte und die Geschichte war vergessen.

Der Tower hat schon seit einigen Jahrhunderten aufgehört, eine königliche Residenz zu sein. Die Säle und Räume des Schlosses dienen jetzt zum Zeughaus: die hier aufgespeicherten Vorräthe an Waffen und Monturen sind hinlänglich zur Ausrüstung von ¼ Million Krieger. In einem Raume, dem 345 Fuß langen ehemaligen Bankettsaale, sind die Waffen für 150,000 Mann aufgestellt. Andere Säle enthalten die Trophäen der britischen Siege in allen Welttheilen und aus allen Zeiten; einer die Rüstungen der englischen Könige und Heerführer, von Eduard I. (1272) an bis zu Jakob II. (1685). Der eigentliche Löwe des Tower ist aber die Kronschatzkammer (Jewel office), wo die Regalien bewahrt und Jedem gezeigt werden, der sie sehen will. Sie ist ein dunkles Gewölbe,

zu dem schmale Gänge führen, die mit starken Eisenthüren verwahrt und stets bewacht sind. Sie werden hinter jedem Besucher wieder verschlossen. Die Schatzkammer selbst ist glänzend erleuchtet, in der Mitte aber durch ein starkes Drahtgitter geschieden, hinter welchem die Kustoden stehen und auf mit Sammet beschlagenen Tafeln die in Schränken liegenden funkelnden Flitter der Monarchie den vor dem Gitter harrenden Besuchern zeigen. Da schauest du in langer Reihe die goldenen Scepter der Könige sammt Reichsäpfeln und goldenen Sporen zu Dutzenden, die Kronen zu Haufen, und mit den Reichsschwertern könnte man eine halbe Kompagnie wehrhaft machen. An goldenen Tischgeschirren, Salzfässern, Kommunionkelchen und Hostienschachteln ist kein Mangel, und selbst die Smaragdschale für das heilige Oel fehlt nicht, mit dem der „König oder die Königin von Gottes Gnaden" gesalbt werden. Nirgends in der Welt ist ein solcher Schatz kostbarer Steine beisammen zu sehen, als hier, und in dem Kerzenlicht strahlen sie in tausend Farben: und doch nicht halb so schön, als an einem kalten, hellen Weihnachtsmorgen der frischgefallene Schnee im Sonnenlicht! Die Diamanten in den Kronen dauern länger, ein Paar Jahrtausende vielleicht: sind diese aber mehr als — Augenblicke auf der Uhr der Ewigkeit? Eben so herrlich und vielleicht noch viel herrlicher waren die Kronschätze des Cyrus, des Alexander, der assyrischen und ägyptischen Herrscher; und was ist aus ihnen geworden? Sie sind verschwunden mit ihren Reichen und ihren Völkern, und nichts ist übrig, als ein Paar Todtenhügel ihrer Städte und ein Paar welke Blätter im Geschichtsbuch. So wird auch die Zeit kommen, wo die Steine aus den Kronen des britischen Weltreichs gebrochen werden und die Scepter und Reichsäpfel in die Schmelztiegel wandern und auf dem Schutthügel des Tower Ziegen weiden und Hirten Weisen singen in Sprachen, die noch nicht geboren.

Der Kyffhäuser in Thüringen.

Dies ist der Erinnerungsbilder eins aus jenen grünen Lenzmonden meines Lebens, auf die ich hinschaue, wie auf den Frieden eines heimlichen thüringer Thalgründchens, über das der blaue Himmel seinen Glanz gebreitet hat. Ein solcher Bilderkreis, froh, rein, unschuldig, ist eine heilige Mitgift für's ganze Dasein, und Jeder, der ihn hat, sollte öfters hineinschauen; er sollte der erquickende Morgenthau für jeden neuen Tag sein.

Ich gedenke meiner ersten Wanderung zur alten Kaiserburg so lebhaft, als wäre sie gestern geschehen. Sie war der erste weitere Ausflug des Knaben, und sie erschien ihm größer, als dem alten Manne jetzt eine Reise auf den Aetna oder zu den Kataraften des Nils erscheinen würde. Das Herz klopfte mir, als ich auf der Höhe hinter Frankenhausen zum ersten Mal den Thurm des Barbarossa deutlich aus dem Grün seines Berggipfels emporragen sah, und seine Riesengestalt sich am blauen Himmel genau abzeichnete. Als ich das Rathfeld hinauf durch den hohen Eichwald trollte, da dünkte mich's, ich ging' in einem Bardenhaine, und das ernste feierliche Rauschen des Windes in den Wipfeln goß Schauer der Ehrfurcht in meine junge Seele.

Oben war Seligkeit! Es schwelgten die Gedanken, es waren meiner Phantasie die Flügel gelöst. Alle die alten Mauerbrocken und Reste eingesunkener Gewölbe setzte ich zu den Hallen und Thoren des stolzen Kaiserschlosses zusammen, und Friedrich, inmitten seiner Ritter, stand vor meinen Augen wie der Held eines Hünengeschlechts. Die Geister der Volkssage sah ich um jeden Stein tanzen, den Hauch der Legende jeden Dornstrauch umwehen, und neugierig kroch ich in jede Bergöffnung, welche wandernde Venetianer und Zigeuner, gierig nach vergrabenen Schätzen, gemacht hatten, um den unterirdischen Thronsaal zu erspähen, wo der verzauberte Kaiser sitzen soll, harrend auf den Ruf seines Volks, mittlerweile ihm der rothe Bart durch den Steintisch gewachsen ist. In jenen Tagen schleppte Deutschland am Joch des Korsen, und die Zeit gab der Sage eine nähere Bedeutung. Das Jahr 13 kam und hat das Volk betrogen; das Jahr 48 ist dagewesen und hat den Zauber nicht gelöst. —

Die erste Erbauung der Kaiserpfalz auf dem Kyffhäuser reicht in die Zeiten, wo Geschichte und Tradition sich vermengen. Wir wissen nur mit Sicherheit, daß sie der große Hohenstaufe, der die Burg lieb hatte, beträchtlich erweiterte. Als die Schlacht am Welferholze die Macht Kaiser Heinrichs V. brach, fiel nach dreijähriger Belagerung die Veste in die Hand der rebellischen Reichsbeamten, und erst nach Wiederherstellung der kaiserlichen Macht und des Landfriedens durch Rudolf, den Habsburger, wurde sie wieder ein Reichslehen und als solches dem Grafen von Beichlingen-Rothenburg zur Obhut gegeben, aus dessen Hand sie später an's Haus Schwarzburg kam. Dieses erbaute die einst berühmte Gnadenkapelle der Muttergottes, welche die Wallfahrerzüge anlockte, bis die Reformation dem frommen Glauben ein Ziel setzte. Die Burg, welche man nicht mehr der kostspieligen Ausbesserungen für werth achtete, verfiel von dieser Zeit an rasch, und jetzt ist nichts übrig von ihr, als niedriges Mauerwerk und das hohe Viereck des Barbarossathurms, den Epheu und Immergrün umschlungen haben.

Die Zinne des Thurms ist in unsern Tagen zugänglich gemacht worden, und sie lohnt ihren Besucher durch einen unvergleichlichen Ausblick

in das thüringer Land, dessen Perle, die goldne Aue, mit ihren Klöstern, Flecken und Dörfern, unmittelbar zu seinen Füßen liegt. Köstlich ist der Sonnenuntergang von diesem Punkte an hellen Sommerabenden. So herrlich stirbt kein Held, als ich sie einst in den goldnen, unermeßlichen Fruchtfeldern, ihrer Segnungen Werk, entschlummern sah.

Der Zuger See in der Schweiz.

Der Zuger See ist unter den bekannteren schweizer Wasserbecken der Alpen der kleinste. Er ist vom Vierwaldstädter See nur durch eine sehr schmale Landzunge geschieden. Weil er überall von hohen Gebirgen eingeschlossen ist, so hat er etwas Düsteres, Schwermüthiges in seinem Wesen. Nur bei'm Städtchen Zug, an der Nordseite, wird die Landschaft heiterer. Der Kanton, dem er den Namen gibt, gehört zu den ältesten der Schweiz. Er ist der kleinste von allen: denn sechs Quadratmeilen groß, bleiben ihm, da davon der See vier einnimmt, nur zwei Geviertmeilen Land übrig. Gleichwohl hat das kleine, streng demokratische Gemeinwesen schon ein halbes Jahrtausend fest bestanden, und die Menschen, meistens Alpenhirten, leben hier, bei großer Einfalt der Sitten und von Abgaben nicht bedrückt, glücklich und zufrieden.

Von dem Zuger See steigt der 7000 Fuß hohe Rigi steil empor. Es wird dieser Berg jährlich von 30 bis 60,000 Reisenden besucht, und die Fahrt auf seinen Gipfel knüpft sich mit einer auf dem See gewöhnlich zusammen. Der Weg geht vom Ufer fast treppenartig aufwärts, unter dichtem Waldschatten hin. Im Sommer ist er herrlich! Dann überall rieselnde Quellen, duftende Blumen und schmetternder Vögelgesang. Herkömmlicher Weise rasten die Rigiwanderer, die vom See her aufsteigen, unterhalb der Kuppe am Kapuzinerkloster, wo nicht weniger als fünf Wirthshäuser stehen, und vollenden den Weg nach dem Rigi-Kulm, d. h. der höchsten Spitze des Bergs, am andern Morgen, ehe der Tag graut, bei'm Geleite einer Laterne, um vor Sonnenaufgang oben zu sein. Hat man den rechten Augenblick zur Abfahrt gewählt, und das Glück, einen hellen Morgen zu treffen, dann sieht man bald nach der Ankunft oben den letzten Schleier der Dämmerung sinken, und zwischen den weißen Nebelfloren in Osten die ersten goldnen Strahlen des jungen Tages zucken. Glänzende Rosengluth überzieht allmählich Berg und Thal. — Wohl

dir, wenn dich nicht, wie es leider! meist der Fall ist, der Lärm und der schale Witz roher Gesellen stört, und du die majestätische Herrlichkeit des Sonnenaufgangs in Gemeinschaft der großen Natur in stiller Andacht mitfeiern kannst. Schöner sieht man das prächtige Schauspiel von keinem Punkte der Erde.

Folgt dann die Helle des Tags, so entzückt dich eine unermeßliche Aussicht. Du siehst die Hochalpen der Schweiz im weiten Halbzirkel, der fast zwei Drittheile des ganzen Horizonts einnimmt. Alle ihre Häupter strahlen, wie in Glorien. Dann die zwölf blauen Seen in der Tiefe. Nordwärts ist Hügelland, mit prangenden Auen, Feldern und Wäldern, mit vielen Strömen, Städten, Flecken und Dörfern, den tausend Weilern, den Schlössern und Burgen: — Alles ist so klar, man hat das weite Land wie eine kolorirte Reliefkarte vor sich. Der Jura, die Vogesen, der Schwarzwald bilden den Rahmen auf dieser Seite. Das Ganze ist ein Panorama, an Umfang ungeheuer, an Herrlichkeit unaussprechlich. —

Unterm Kulm steht ein Wirthshaus; dahin zieht die Wandererschaar zum Frühstück, wenn die gesättigte Seele dem Körper sein Stimmrecht gönnt. Das Haus ist weit; doch kann es oft die Menge nur zum kleinsten Theile fassen. Vom Kulmwirthshause neigt sich der Weg allmählich und anmuthig unter der mannichfaltigsten Aussicht drei Stunden lang hinab zum See, wo stets Nachen der Kommenden harren, um sie nach einer der vier Waldstädte zu rudern, oder an der Landzunge zu landen, von wo der Weg, an Tell's Kapelle vorbei, zurück nach Zug führt.

Das weiße Haus.

Am stillen Ufer des Potomak, umgeben von freundlichen Gartenanlagen, steht ein Haus, weiß getüncht, schmucklos, von bescheidenen Dimensionen. Sein anspruchsloses Aeußere läßt nicht vermuthen, daß es mehr sei, als eines Privatmanns anmuthiger Landsitz. Und doch ist dieses Gebäude die Wohnung eines Mannes, dessen Hand das Steuer führt im mächtigsten Staate der neuen Welt und auf dessen Wort Fürsten und Völker der Erde lauschen. Hier residirt der zum Präsidenten erwählte Bürger der großen Republik, ein König über 25 Millionen freier Menschen, die ihm, dem Fürsten des Gesetzes, willig dienen, und unter

THE PRESIDENTS HOUSE

WASHINGTON

denen keiner ist, in dem nicht das stolze Bewußtsein lebt, daß auch er das Recht habe, berufen zu werden, Herr in diesem Hause zu sein.

„Das weiße Haus" nennt schlechtweg das Volk die Amtswohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten zu Washington. Mir gefällt der Name. Er entspricht der republikanischen Einfachheit, welche Glanz, Schein, Parade und Flitterstaat gern entbehrt. An ihn knüpfen sich nicht, wie an die Namen der Schlösser von Versailles und der Tuilerien, an die Windsor-Castle und Dogenpaläste von Venedig und Genua, an den Vatican und das Haus des Czaren, die Erinnerungen von Blutscenen und Verbrechen; weiß ist ja die Farbe der unbefleckten Tugend, der Unschuld, Wahrheit, Rechtschaffenheit! — Das weiße Haus, — wahrlich! ich wüßte keinen schönern Namen für die Wohnung eines Mannes, der berufen ist, als Regent das Glück seiner Mitbürger zu befördern. Und Amerika braucht sich seiner Wahlkönige nicht zu schämen. Sie waren rechtschaffene, gute, weise, achtbare Männer. Unwerth der Ehre, auf dem Stuhle des großen Washington zu sitzen, war kein einziger.

Ich will nicht sagen, daß sie alle Washington's gewesen. Ich meine nur, daß das Volk seine Wahl nie zu bereuen gehabt hat. Keiner seiner Präsidenten hat mit einer einzigen unehrenhaften oder schlechten That das Buch der Unionsgeschichte beschmutzt; alle haben dem großen Zweck ihres Berufs redlich gelebt. Washington steht allein, und wird immer allein stehen, hocherhaben, wie seine eherne Bildsäule über den Statuen der Andern am Sockel seines Denkmals. Er ist wie Shakespeare und Homer unter den Dichtern, Newton unter den Physikern, Luther unter den Reformatoren, Leonidas und Winkelried unter den Helden der alten und der neueren Zeit. Washington ist kein Maß für die Uebrigen. Demungeachtet kann die Republik zufrieden sein, denn welches andere Land könnte den zehn amerikanischen Präsidenten zehn an Verdiensten ebenbürtige Regenten in ununterbrochener Reihe an die Seite stellen?

Für das System der Selbstregierung selbst ist damit allerdings wenig bewiesen. Aber dies Wenige ist doch immer Etwas. Wir wissen Alle, daß der Republikanismus die Menschheit nicht besser macht; doch er fördert im Menschen das Bewußtsein der Menschenwürde. Mehr darf man nicht erwarten. Dagegen zeigt auch das amerikanische Leben, daß die Selbstregierung dem grassesten Egoismus die Schranken öffnet, und der Einzelne dieselbe allzuhäufig nur auf Kosten des Allgemeinen zu benutzen trachtet. Sie hindert nicht, daß er sich in niedriger Weise und für niedrige Zwecke entwickele; aber sie hindert ihn doch, daß er sich in Korporationen vergesellschafte, daß er herrsche, unterdrücke und verewige. Sie läßt ihn nicht ausschließlich werden, wie in der alten Welt, wo er Standes- und Ehrenrechte erhält, sie läßt ihn nicht fortdauern durch Erblichkeit. In der Republik ist sein Wirken, wie gesagt, vorzugsweise auf das Individuum angewiesen. Er beginnt und endigt mit dem Leben; er tritt

nicht über den Kreis der Familie hinaus. Er hat weder Raum noch Zeit genug, ungeheuere Dimensionen anzunehmen und trostlos zu werden für die bürgerliche Gesellschaft. In der Republik hat die Person alle Verantwortlichkeit für ihr Handeln auf sich zu nehmen, nicht der Stand, nicht die korporative Genossenschaft.

Das Leben im weißen Hause ist einfach und anspruchslos wie das Haus selber, — so, wie es sich bei einem republikanischen Volke ziemt. — Keine Polizeibeamten umschwärmen in hundert Verkleidungen die Avenüen; keine Garden und Schilderhäuser belagern die Eingänge; keine Livreen glänzen in den Corridors; keine Kammerherren und Kammerdiener hüten die Vorzimmer; keine prunkenden, zeitraubenden, ehrfurchtgebietenden Ceremonien und Aufzüge leiten die Audienzen ein oder verkündigen das öffentliche Erscheinen des ersten Magistrats einer gaffenden Volksschaar. Der Präsident hat seine bestimmten, bekannten Arbeitsstunden; ein Jeder achtet sie und Keinem fällt es ein, ihn während derselben mit seinem Besuche zu behelligen. Zu jeder anderen Zeit sind seine Zimmer denjenigen offen, die ihn sprechen wollen. Es bedarf dazu keiner Introduktion, keines Audienzgesuchs; Jeder ist sein eigener Ceremonienmeister und stellt sich selbst vor. Trotz dieser Freiheit und Ungebundenheit hat sich der Präsident selten über eine Zudringlichkeit zu beklagen; das Volk weiß: der Mann hat viel zu arbeiten, und die Neugier wagt es nicht, ihn um seine Zeit zu betrügen. Nur an den Nationalfesten, am 4. Juli, dem Jahrtage der Unabhängigkeitserklärung, an Washington's Geburtstage, und wohl auch am 1. Januar, strömen die Schaaren der Bürger nach dem weißen Hause, um ihren Regenten ohne Krone zu begrüßen und ihm die Hand zu drücken. Bei solchen Anlässen gehen Anstand und Herzlichkeit stets zusammen. Die Furcht, welche Knechte macht, hat daran keinen Theil. Leichten Herzens sonnt sich der Präsident an der freiwillig dargebrachten Huldigung des freien Volks, freut sich der Zeichen allgemeiner Zuneigung und Achtung, und genießt den Feiertag mit Lust, der ihn für viele Werkeltage lohnt. Von den Regenten im Purpur beneidet er keinen, auch nicht den glücklichsten.

Während der Sitzungsperiode des Kongresses hat der Präsident ein oder zwei Mal die Woche die mit seiner Stellung verknüpften Repräsentationspflichten zu erfüllen. — Ein diplomatisches Diner versammelt dann die einheimischen und fremden Notabilitäten im weißen Hause, und was die Damenwelt von Washington an Auszeichnung, Schönheit und Liebenswürdigkeit besitzt, ist des Abends um die Frau Präsidentin im Ballsaale vereinigt. Um bei diesen Gelegenheiten allen Rangstreit zu vermeiden, hat die republikanische Praxis die alphabetische Ordnung eingeführt, d. h. die Eingeladenen rangiren sich nach den Anfangsbuchstaben ihrer Namen. Der launige Zufall bringt da manche ergötzliche Nachbarschaften zusammen. Der Botschafter des Czaren, strotzend von

Goldborten und strahlend von diamantenen Sternen, kömmt vielleicht neben den schwielenhändigen Farmer und Deputirten des fernen Westens zu sitzen, ein rothhäutiger Abgesandter seines Stammes aus dem Felsengebirge ist das vis-à-vis vom bevollmächtigten Minister des Kaisers von Oesterreich; der glatte, redselige Gesandte Frankreichs hat den schwarzen Chargé d'affaire seiner Majestät Faustins I. zur Seite; der Konsul irgend eines Heinrichs Nr. 70 oder 80 aus Reußenland zündet behaglich seinen silberbeschlagenen Meerschaumkopf an derselben Kerze an, an welcher der tätowirte Winnebagohäuptling die Friedenspfeife ansteckt. Trotz dem geht es, wenn auch weniger ceremoniell und steif, doch nicht weniger anständig zu, als unter dem Scepter der strengsten Etikette an der kaiserlichen Tafel zu St. Cloud oder in der Wiener Hofburg, und die gelegentlichen Verstöße irgend eines Gastes aus den Hinterwäldern oder aus den Wigwams am Missouri, der vielleicht zweimal Suppe fordert und Pasteten mit dem Löffel ißt, werden so wenig beachtet, als der Mangel an Feinheit und Gewandtheit in der Konversation bei einem Tischgenossen, der kaum 50 englische Worte radebrechen kann, oder dessen Mittheilungsvermögen gezwungen ist, sich auf die Zeichensprache zu beschränken.

Das Winterquartal ist die Saison für die Lever's des Präsidenten. Wie die Reunions an unsern kleinen Höfen, versammelt das Lever einen weitern, weniger skrupulös gewählten Kreis von Personen in den Bibliothek- und Konversationssälen des weißen Hauses zur zwanglosen Unterhaltung über Politik, Kunst und Wissenschaft. Ein Ball oder Koncert knüpft sich daran und kürzt die Stunden des Abends. Der einfache schwarze Frack ist für die Männer bei solchen Gelegenheiten das Galakleid; nur die fremde Diplomatie erscheint in Uniform; sie stolzirt einher wie die Pfauen unter den Raben. An den Glanz eines Hofballs in den Tuilerien oder in St. James ist freilich niemals zu denken; aber die Summe des Vergnügens für die Gäste ist darum nicht geringer. Das „East Room" (der Ballsaal) ist mit Geschmack, obschon sehr einfach, ausgestattet. Keine Vergoldung blendet das Auge, keine kostbaren Gemälde schmücken die mit weißem Marmor getäfelten Wände. Es ist einleuchtend, daß der Reiz der Bälle im weißen Hause viel von den Eigenschaften der Dame abhängt, welche die Ehren des Hauses, als Wirthin, empfängt und ausgibt. Nicht allen großen Männern hat das Schicksal Frauen zugetheilt, begabt mit dem Talente der Repräsentation in der Gesellschaft, und nicht alle amerikanischen Präsidenten waren so glücklich wie Washington und Madison, deren Gemahlinnen durch Geist und Anmuth zum Mittelpunkte der glänzenden Gesellschaft wurden, welche sie umgab. Aber auch die einfache Hausfrau eines Advokaten wie Fillmore oder Buchanan ist im „weißen Hause" am rechten Platz, und daß des Hauses Herrin keine Fürstin sei, deren bezaubernde Liebenswürdigkeit nicht selten das Elend und Unglück der Völker zur Folie haben, — daß glän-

zende Gestalten, wie die einer Pompadour, im East-Room unmögliche Erscheinungen sind, — das ist gewiß für Amerika kein Unglück. —

Der Bosporus.

(1844)

Aus den Gegensätzen quillt das Leben, der Tod gebiert die Ewigkeit, der Widerstand die Bewegung. Auch für die Bewegungen der Geschichte stellen sich zwei große Gegensätze als Hauptelemente dar: — die Staaten, welche wachsen, und jene, welche welken. In jenen ist selbstbewußte Kraft, Ausdehnungstrieb, Zukunft: in diesen Schwäche, Erhaltungspein, Hoffnungslosigkeit; dort herrscht freier Lebenstrieb: hier Uebergang zur Erstarrung; dort ist nichts stabil, als die Veränderlichkeit; — Neugeburt ist überall und Wechsel allenthalben: hier strebt Alles zur Beharrlichkeit im Alten hin, zur Verknöcherung, Verstockung; — dort ist Licht in Wissenschaft, Kirche und Staat: hier Lichtscheu und Dunkelheit, Tyrannei statt Regiment, Aberglaube statt Religion.

Schreiten die Begebenheiten ruhig und langsam fort, dann ist die Wechselwirkung dieser Gegensätze mild und ohne Drang. Der welkende Staat schrumpft in dem Maße ein, als der wachsende sich zu ihm ausdehnt, und um den Sterbenden rankt das junge frische Leben schon, ehe ihn der Tod erlöst. Die Metamorphose geht still und leise vorüber. Aber in den Zeiten großer Umbildungen tritt die Schärfe des Widerspruchs grell in den Tag hinaus und statt des ruhigen Dahinsterbens sehen wir Agonie oder gewaltsame Tödtung. Unsere Zeit aber hat die wunderliche Ungereimtheit an sich, daß, während sie selbst einer großen Epoche des Umbildens und Umgestaltens aller menschlichen Verhältnisse angehört, dennoch ihre Faktoren mit einem fast fanatischen Eifer bemüht gewesen sind, Altes zu stützen und Absterbendes am Leben zu erhalten. So war uns das seltsame Schauspiel gegeben, daß, während die lebenskräftigsten

DER BOSPORUS

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildbh.

Eigenthum der Verleger

unter den Staaten ihre Wurzeln immer weiter und tiefer in die Erde schlagen, während ihre Zweige, wie die der Eichen, in die Lüfte wachsen und sich immer breiter entfalten, während ihr Gewächs grünt, blüht, Früchte trägt und Saamen um sich streut, und sich fortpflanzt, als Kolonien, in allen Zonen: doch ihre Lenker zusammentraten, um todte Massen neu zu beleben, und jenen Staaten, deren Rolle ausgespielt, deren Tag vergangen, deren Geschichtsblatt vollgeschrieben ist, ihren Bestand gewaltsam zu verlängern. Das ist ein krankes Streben, das Hülfe bei den Todten sucht, und das ist ein unvernünftiges Streben, welches die eigene Kraft an die fremde Hinfälligkeit vergeudet, und der thut Unrecht, der die Ansprüche der frischen, lebendigen Gegenwart einer rechtlosen Vergangenheit zum Opfer bringt. Wo die Dynastien und Staaten abgelebt sind, da sind ihre Rechte und Befugnisse an den Völkern haften geblieben, und es ist Verrath an dem eignen Beruf, sie in der Ausübung dieser Rechte und Befugnisse zu hemmen. Oder wähnen die Gewaltigen, sie könnten und dürften den Pulsschlag der Kulturgeschichte regeln, wie den Umlauf des Geldes?

„La Turquie: — voilà un cadavre!“ war das kecke Ministerwort Sebastiani's vor 10 Jahren. Ihn Lügen zu strafen standen seitdem die Fürsten Europa's zusammen. Soll etwa das Reich Osmans das Räthsel der Sphynx erneuern? soll aus seiner leblosen Gegenwart seine glorreiche Vergangenheit neu auferstehen? Wie würden die restaurirenden Könige zusammenschrecken, wenn also geschähe? Nein, so Großes wollen sie nicht! Hülflos haben sie das greise Sultanat ausgesetzt, hülflos seinen Schicksalen preisgegeben, und sie halten den Verderber nur noch ab, damit die Agonie sich verlängere. Scheint es ihnen doch recht zu gefallen, den Türkenstaat in Ohnmacht zu sehen, umringt von Schrecken und Gefahren, die von allen Seiten auf ihn eingedrungen sind. Die Christenmächte scheint dieses Marterleben des altersschwachen Erbfeindes zu freuen, über den die Angst so Herr geworden ist, wie einst der Schrecken vor ihm über sie selbst Herr war. Ernst ist's ihnen gewiß nicht damit, neue Formen für ihn auszusinnen und sie wie künstliche Blätter dem welken Gewächse aufzusetzen, daß sein Wachsthum sich neu belebe; sie wollen nur seine letzten Lebenstriebe darin auffangen, sie nach ihren bestimmten Ansichten umzubilden, damit, wenn die Stunde reif ist, wo sie die große türkische Erbschaft, ohne Codizill und Testament, theilen werden, sie solche faßlicher vorfinden. Aber diese herzlose, künstliche Berechnung hebt sich wohl von selbst auf, wenn der Herr seine Zeit ersehen hat, und leicht könnte es dann kommen, daß Völker theilten, während die Könige noch die Looſe mischten.

„Es gibt“ — mit den Worten eines Andern zu reden — „drei verhängnißvolle Stätten auf der Erde, drei Weltringe, an die sich die

Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechts hängen: am Jordan, an der Tiber, am Bosporus. Fast so lange als unser Geschlecht Geschichte macht, war es dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan: Jerusalem ist die Wiege, Rom das Sinnbild des weltbeseligenden, universellen Christenthums, sein Gegensatz ist Konstantinopel mit dem erstarrten Morgenland".

Am Bosporus hält der Genius der alten Welt die Wage, in welcher der Herr des Alls ihre Geschicke nach unwandelbaren Gesetzen wägt. Hier, an dieser Pforte, wo die Kreuzwege der Völker aus einander laufen, wo von jeher der härteste Zusammenstoß der antagonistischen Kräfte geschah, welche die alte Welt erschütterten; hier, wo die Grenz- und Scheidelinien von Ost, West und Nord in einen Punkt sich vereinigen, hier, wo so viele Nationen schlummern und wo die Civilisation dreier Jahrtausende ihr Grab hat: hier ziemt es anzuhalten und einen betrachtenden Blick über die Weltverhältnisse zu werfen.

Nach Sonnenaufgang zuerst! Dort, im Orient, wo alle Geschichte anhebt und die Wiege der Sage ist, sehen wir, gleich versteinerten Wäldern der Urzeit in den Formationen der Erdrinde, noch zur Stunde jene alten Formen, die von dem Vorherrschen des Beharrungsprincips Zeugniß geben. — Es sind drei Kulturen, die sich in den Osten theilen: die mohammedanische, die indische und die chinesische; allen dreien aber ist das Leben erstorben und die todte, feste Form hält die Vernichtung nur eine Zeit lang auf. Alle mohammedanischen Staaten neigen sich zum Falle, die hohe Pforte selbst ist eine Pforte des Niedergangs geworden, und die Nachäffung der europäischen Kultur beschleunigt bloß das Verderben. — Noch rascher und sichtbarer zersetzen Christenthum und englische Herrschaft das uralte Reich des indischen Glaubens; und nachdem China's Thor der britische Dreizack aufgesprengt hat, wird auch hier, wo nirgends geistige Kräfte zum Widerstand vorhanden sind, das Werk der Zerstörung unaufhaltsam sich entwickeln. Wie die alte Kultur untergeht, so sehen wir auch den Reichthum des Ostens schwinden. Die Kunst und Maschinerie des Westens saugen das Gold aus seinem Eingeweide, die Perlen aus seinen Meeren; und wie der Wohlstand der östlichen Völker wegzieht, so wandert auch ihr Wissen aus. Es ist Thatsache, daß man in Europa schon jetzt mehr orientalische Gelehrsamkeit findet, als im Orient selber. — Welches Schicksal erwartet nun die östlichen Staaten in nächster Zukunft? Zerstörung: denn der Prozeß derselben geht vor unsern Augen vor sich. Welche Formen aber werden sich nach gänzlicher Auflösung der alten bilden? Wie weit Christenthum und europäische Civilisation den alten Glauben und die alten Kulturen assimiliren werden, kann

Niemand ermessen; nur so viel wissen wir: zerfressen in seinem Innersten, von der auflösenden Gewalt des europäischen Geistes ganz durchdrungen, befindet sich ganz Asien im System der Verwandlung. Die Tage der Verheißung sind den östlichen Kulturen und ihren Religionen verlaufen. Nur durch das Christenthum röthet sich ein neuer Tag hinter der verhüllten Nacht. Nicht mehr soll die Offenbarung Gottes den dortigen Völkern vorenthalten bleiben oder verschleiert sein durch unverständlich gewordene Symbole: eine Saat neuer Erkenntniß soll von oben herab auf die umbrochene Erde fallen. Christus soll unter die Völker des Ostens niedersteigen, er soll gleichsam wiederkehren in die Heimath, von der er ausgegangen, und mit ihm und durch ihn das neue höhere Leben des Orients beginnen. Das Unendliche wird dort auch die Verhältnisse des Endlichen wieder ordnen, die gestörte Harmonie wieder herstellen. Auf dem Grunde, den Gott in die Vesten der menschlichen Natur gelegt hat vom Aufgang bis zum Niedergang, auf diesem Fundament wird sich im Orient die Kirche des Evangeliums erheben und aus ihr das neue Leben erwachsen für die scheintodten asiatischen Nationen. Jahrhunderte mögen darüber verstreichen; aber daß solches geschehen wird, dafür bürgt die Macht, die der Kraft über die Schwäche, dem Lebendigen über das Todte gegeben ist. Es ist gewißlich wahr: die Zukunft des Ostens sproßt aus dem Stamme des Kreuzes.

Von den Ruinen Asiens wende ich den Blick nach Westen. Wie es da braust, wie die Wogen rollen auf dem Menschenmeere, wie es da die Ufer schlägt mit gewaltiger Brandung! alle Völker sind ergriffen von einer tiefen Gährung im Geisterreiche, und obschon die Fahne des Friedens über die Länder flattert, sehe ich überall den Kampf und Stoß von Gegensätzen und die großen Elemente von Staat und Kirche mit einander im Streit begriffen. Immer mehr Kräfte werden in den Kampf gezogen, und so gewaltig die Aufregung geworden ist, so will doch die Entscheidung nicht nahe scheinen.

Ja, in einer Umwandlung ist auch der Westen begriffen, nur mit dem Unterschiede, daß, während sie der Osten von Außen leidend empfängt, sie sich in Europa selbstthätig in dem freien Spiel seiner geistigen, eigenen Kräfte entwickelt. Drei große Gegensätze sind es, die in diesem Kampfspiel vorzüglich thätig werden: die Neigung zur Vergangenheit, oder die Restauration; das Streben, das Bestehende, als rechtlich begründet und angenommen, zu erhalten, die Autorität; und der Neuerungstrieb, der Trieb zu Reform und Fortschritt. Jeder dieser Gegensätze agirt in den gesellschaftlichen Fragen bejahend oder verneinend, und ihr Widerspruch eben ist es, welcher das innere Leben rüstig und wach erhält.

Das ſcharfe Scheiden und Trennen der Nationalitäten von einander und das Auftreten von Parteiungen im Schooße derſelben iſt eine Erſcheinung, die aus dem Zwieſpalte der Principien nothwendig hervorgeht. In allen Völkern des Weſtens ſind ſie thätig.

Unter die Fahne der Ariſtokraten ſchaaren ſich in den Ländern des Weſtens Alle, welche ausgehen von jenem patriarchaliſchen Verhältniß, wo der eingewanderte oder erobernde Stammesvater Beſitz vom Lande genommen und es in Looſen an ſeine Angehörigen vertheilt hat, welche dann als Patrimonialherren ihre Hörigen zur Dienſt- und wechſelſeitigen Schutz- und Hülfeleiſtung um ſich verſammelten. Die Ariſtokratie leitet das Maß des Rechts und der Geltung aus dem Grundeigenthum und der Geburt ab, ſie will den Staat vorzugsweiſe aus dem Geſichtspunkte der Bewirthſchaftung des Grundgebietes betrachtet wiſſen. — Ihr feindlich gegenüber haben diejenigen ihre Standarte aufgepflanzt, welche im Menſchen keineswegs einen Appendix der Scholle ſehen, und die das hiſtoriſch-rechtliche Verhältniß des Dieners zum Herrn geradezu in Abrede ſtellen. Dieſe Partei, die vor den unzählbaren Schaaren aller Beſitzloſen den Schild erhebt, betrachtet die Erde, wie die Luft, als rechtliches Beſitzthum aller Menſchen; denn, ſagt ſie, die lebendige Kraft iſt höher, als die todte Scholle, welche jener dienen ſoll, folglich kann dieſe auch nimmermehr Herrſchaft verleihen. Es könne aber, behauptet dieſe Partei weiter, jeder von dieſem Gemeinbeſitz ſo viel als Eigenthum zu ſich nehmen, wie ſein Bedürfniß fordert und er mit ſeiner Hände Arbeit bemeiſtern mag, und da nun Kräfte und Bedürfniſſe urſprünglich ziemlich gleich unter alle Menſchen vertheilt ſind, ſo hätten auch alle vom Urſprung her Anſpruch auf ungefähr gleiche Looſe bei der Vertheilung. Nichtig ſeien daher jene erſten Beſitzergreifungen ganzer Landſtriche; nichtig jene Befeſtigungen ſolches Beſitzſtandes durch Geſetze, nichtig und rechtlos alle aus jenem Beſitzſtand und dieſen Geſetzen hergeleiteten Abſtufungen und Zuſtände in der Geſellſchaft. Dem konſequent verlangt dieſe Partei Aufhebung ſolcher Zuſtände, welche ſie als Ausflüſſe der Uſurpation betrachtet, und dringt auf eine neue, gleiche Vertheilung der Güter der Erde als Grundlage für den Neubau der menſchlichen Geſellſchaft. Sie erkennt nur den freien Erwerb als rechtliches Mittel an, das Eigenthum zu vergrößern; ſie hält die Arbeit, die Kraft, welche mit dem Pfluge die Scholle bezwingt, welche durch die Induſtrie bewegliche Güter ſchafft und mit dem Handel die Nationen der Erde verbindet, als der Geltung und Auszeichnung im Staate am meiſten würdig. Dieſe Partei, zu der alle Demokraten der Arbeit, die Demagogen des Proletariats, die Kommuniſten, kurz die Gleichmacher aller Völker gehören, fühlt ſich zum Kampfe auf Leben und Tod mit allen Trägheitskräften der Uſurpation berufen und ſpricht ſich ſelbſt das Recht zu, nöthigenfalls mit Gewalt jene, nach ihrer Meinung, widerrechtlichen und unnatürlichen Schranken einzureißen, welche

die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit in Besitz und Eigenthum verhindern und eine hierauf zu basirende Neukonstruktion der Staatsgebäude unzulässig machen. —

Zwei andere Parteien fußen auf geschichtlichem Gebiete. Beide suchen und finden die Normen des Rechts bloß in dem, was da gewesen ist; und beide kommen dabei bis an Ziele, die sich einander so entgegen stehen, wie magnetische Pole. Der Reaktionär der Monarchie will die fürstliche Macht wieder der Stufe näher rücken, die sie im Alterthum einnahm, wo die Herrscher, mit dem Nimbus der unmittelbaren göttlichen Sendung umleuchtet, auf den Thronen saßen und nicht bloß als Könige den Völkern Gehorsam auflegten, sondern auch als Hirten die Heerden der Gläubigen weideten. Diesen Zustand sieht er als die Quelle der menschlichen Glückseligkeit an, und diesem Born des Heils durch die Reaktion wieder näher zu kommen, dünkt ihn ein würdiges Streben. — Anders Jene, welche den Urpakt der Gesellschaft aus vollkommener Gleichberechtigung der Individuen deduciren, und welche „Frei und gleich wie unsere Väter es waren" als Motto im Schilde haben. Die Republikaner sind insofern auch reaktionär, als sie darauf hinarbeiten, den Zustand zurückzuführen, welcher in gewissen Lebensepochen der civilisirtesten Völker fast durchgängig zu finden ist; nämlich: den der gleichen Berechtigung aller Individuen unter sich und der Selbstregierung. —

Eine fünfte Hauptpartei bewegt die Gegenwart des Westens weniger durch ihre Zahl, als durch die Hingebung, welche viele ihrer Anhänger beseelt; denn manche der begabtesten Geister sind ihr zugethan, und sie sind großer Aufopferung fähig. Diese Partei sieht in dem socialen Gebäude Europa's nur die Ausgeburt des Betrugs, und in dem Codex unserer Gesetze nichts als eine untergeschobene Urkunde, welche man den leichtgläubigen Völkern aufgebunden hat, um sie um ihre unveräußerlichen Rechte zu bestehlen. Dieser Betrug habe, sagen sie, Alles auf den Kopf gestellt, alle Begriffe verkehrt gemacht. Die Monarchie und ihre Konsequenzen sind ihnen eitel Teufelsspuk, und kein Pakt sei mit ihr zu schließen.

Noch zwei andere Parteien recken ihre Häupter aus der Menge und man sieht sie allenthalben in Europa, von den Säulen des Herkules an bis zum Theiß, und vom Niemen bis zum Adour. Beide stehen auf dem Rechtsgebiete und gerade einander gegenüber. Die Servilen, überall fast ausschließlich aus der Masse der Bedienstigten bestehend, nämlich aller der Leute, welche aus dem Borne der Macht ihres Leibes Nahrung und Nothdurft schöpfen, lassen die Pflicht, aus der bestehenden Autorität abgeleitet, als die alleinige Norm ihrer Handlungen gelten, und sie stellen den Gehorsam der persönlichen Freiheit gegenüber, welche sie unbedenklich aufheben und vernichten. Die Autorität der Herrscher steht ihnen als eine Thatsache da, ruhend auf sich selber und alles Grübeln abweisend.

In die Worte Sollen und Müſſen löſt ſich ihre Symbolik auf. Mit jenem wollen ſie durch die moraliſche Nöthigung die Menſchen zwingen, mit dieſem durch die phyſiſche, und ihre ganze Staatskunſt hat kein anderes Ziel, als jedes Widerſtreben, wenn nicht unmöglich, doch fügſam zu machen. Während die Ariſtokratie das Gewaltrecht am liebſten von der Grundherrlichkeit ableitet, ſo thut der Servilismus ſolches vorzugsweiſe und konſequent vom Schwerte, als dem Werkzeuge, welches die Subordination in die feſteſten Formen zwängt. Gehorſam allen Diktaten, welche dem Munde der Autorität entfahren, verſteht dieſe Partei, der Macht gegenüber, nur die Bejahung zu gebrauchen, und jeder Laut, den ſie von ſich gibt, iſt ein Echo von dem Hauche, der vom Throne ausgeht. Sie anerkennt nirgends im Individuum eine ſelbſtſtändige Freiheit. Sie will nur Unterthanen, keine Staatsbürger, und jede Handlung des Individuums bedarf, um zu Recht beſtändig zu werden, unerläßlich der höhern Ermächtigung. Der Monarch von Gottes Gnaden iſt die Urſache von Allem, was im Staate geſchieht, alle Gewalt iſt nur von ihm hergeleitet, folglich ruht auch die geſetzgebende Macht nur in ihm. Er ſelbſt iſt über dem Geſetze, weil er nicht Herr und Diener zugleich im Staate ſein kann. Da nun kein Untergeordnetes ſeine abgeleitete Autorität gegen ihre Quelle richten kann, ſo kann auch nach der Lehre dieſer Partei, keine ſogenannte Volksvertretung der Majeſtät eine Grenze ſetzen. Konſtitutionen ſind ihr ein Greuel oder ein Tand, welchen man den Völkern zu Zeiten, wie ungezogenen Kindern, zur Beſchwichtigung reicht, die Zurücknahme aber ſich jeder Zeit vorbehält; ſie macht die Wiederabſchaffung verliehener Verfaſſungen bei gelegener Stunde zur Fürſtenpflicht. Wer aber konſtitutionelle Rechte zur Wahrheit machen und ſie gebrauchen will, der iſt in ihren Augen ein Rebell. Allwärts iſt dieſe Partei ſtark an Zahl, an Intelligenz, und noch ſtärker an Macht; denn vom Miniſter bis zum Gaſſenvogt und vom Feldherrn bis zum Trommelſchläger hat die Hauptmaſſe der Bedienſtigten ihrer Fahne zugeſchworen. Sie ſteht eng zuſammen, wohlgerüſtet, wie ein kompakter Phalanx gegen die anderen Parteien. Sie hat auch das Waffenrecht mit Schwert und Rede ſich faſt überall allein zugeſprochen. Jeder Fürſtenhandlung kommt ſie mit unbedingter Bewunderung, jedem Machtgebot mit freiwilligem, gläubigem, ehrfurchtsvollem Gehorſam entgegen, ein ſtarkes Band der Gemeinſchaft hält ſie umſchlungen, und ihre Glieder ſind jeder Zeit bereit, ſich wechſelſeitig zu ſchützen und zu ſtützen.

Den Servilen gegenüber haben die Liberalen ihr Feldlager aufgeſchlagen. „Thoren ihr“, rufen dieſe jenen höhnend entgegen, „glaubt ihr denn, ihr könnt den Staat zu einem Zuchthauſe machen, und wenn ihr's könntet, wir ließen euch gewähren? Euer Wille iſt wohl arg, aber die Kraft iſt ihm nicht gewachſen. Die Zeiten ſind vorüber, wo Aberglaube und Unwiſſenheit das böſe Spiel euch möglich machten und die Völker ſich

einhegen und scheeren ließen in euern Schäfereien, ohne nur Papp zu sagen. Der Sand eurer guten Stunde ist längst abgelaufen, die Macht hat ihren Nimbus verloren, das Schwert der Gewalt ist stumpf und hat keine Schrecken für unsere Reihen. Alle eure Pläne macht die unaufhaltsam fortschreitende Intelligenz der Völker zu Schanden, alle eure Anstrengung ist verlorene Mühe, jeder Schwertschlag, den ihr thut, führt eine Niederlage für euch herbei, jede Bewegung, die ihr macht, gibt Terrain verloren." — Mit solchen Reden treten die Liberalen gegen die Servilen auf. Zwischen dem Volke, das gebietet, und dem, das gehorcht, stellen sie die Regierung als Mittelmacht, theilnehmend gleichsam an der Natur des Thätigen und des Leidenden. Sie ist ihnen die Kraft, welche die Beschlüsse des Gesammtwillens in Vollzug setzt. Im Staate der Liberalen ist die Staatsform Nebensache und je nachdem die Mission des Vollzugs der Akte der Volkssouverainität an eine Person oder an eine Minderzahl oder an eine Mehrzahl von Personen gestellt ist, wird vom ihnen der Staat monarchisch, aristokratisch oder demokratisch geheißen werden.

Während so die Ideen sich bekämpfen und auf dem Schlachtfelde der Meinungen sich Siege und Niederlagen folgen, treten die praktischen Fragen der Zeit entschiedener in den Vorgrund und werden zum Tummelplatz streitender Kräfte. Die Richtung der Massen ist mehr als jemals eine weltliche geworden und zielt auf eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse hin. Nachdem in den meisten Staaten des Westens die reicheren und höheren Klassen durch die Verfassungen die Freiheit errungen oder unter den monarchischen Formen zur Herrschaft gelangt sind, sieht man diese mit den Bedürfnissen des Volks in einen bedenklichen Zwiespalt gerathen. Die niedern und ärmern Klassen fangen an, sich zu konstituiren und zu organisiren; die Phalangen des Kommunismus stellen sich den geschlossenen Reihen des Reichthums und der Geburt drohend gegenüber. Es lassen sich die Fragen über das Wohl und Wehe der untern Klassen nicht mehr durch Konzessionen gegen die demokratischen Ideen, durch Sophistereien und Deklamationen beschwichtigen. Die Quantität des Unterrichts, welche man da und dort den Massen hingegeben hat, sie reichte gerade aus, sie zum Bewußtsein ihrer Lage und zum Nachdenken über die Ursachen derselben und über die Mittel zur Abhülfe zu bringen. Seufzend unter dem Drucke raffinirter Abgabensysteme, die gerade in den entwickeltsten Ländern und Völkern die untern Klassen am härtesten und so treffen, daß sie sich nie aus der Dürftigkeit erheben können, verlangen sie fest, beharrlich, drohend gründliche Abhülfe ihrer Beschwerden und Leiden. Die Umgestaltung der Gewerbe, welche sich dem persönlichen Geschick des selbstständigen Arbeiters mehr und mehr entfremden und in den Dienst des Kapitals und der Maschinen treten, und die überall steigende Bevölkerung mehren die Noth, nähren die Unzufriedenheit, und drängen immer stärker zu Katastrophen und Umwälzungen.

Nach Norden wollen wir nun ſchauen! Dort iſt Rußland, Rußland, der gewaltige Drache, der ſeinen Leib über drei Welttheile hinſtreckt und unter jeder Schuppe ein anderes Volk verbirgt. Wie jenes Ungeheuer der Sage, das, aus dem Nilſchlamm geboren, mit der hintern Hälfte noch in der Wandlung begriffen war, während die vordere ſchon vollendet von der Erde ſich erhob, wächſt und geſtaltet ſich der ruſſiſche Staat und er wird immer größer, indem er neue Barbarenſtämme in den Kreis ſeiner Kultur zieht. Jahrhunderte lang ein Schauplatz der ſcheußlichſten Tyrannei, welche ſeine Geſchichte mit den furchtbarſten Greueln bedeckt hat, iſt dort dem herabgewürdigten Volke der Despotismus eine Wohlthat, und eine andere Gewalt, als die der Alleinherrſchaft, undenkbar. In Rußland iſt nichts von den Elementen zu finden, welche die Faktoren in der Geſchichte der abendländiſchen Völker machen. An ſeinem Adel iſt nichts zu ſehen von jenem ritterlichen Geiſte, der mit kühnem Stolze ſich unterordnet und mit dem Herzen ſich unterwirft; nichts von jener romantiſchen abenteuerlichen Stimmung, welche zu hochſinnigen Thaten treibt, und auch nichts von jener höhern Liebe, welche das Leben veredelt. An ſeiner Kirche ſind keine lebendigen, treibenden Kräfte zu finden; Alles ſtehend und erſtarrt, ohne eigentliches Lebensprincip, nur im Feſthalten an ihrer dunkeln Symbolik Fortdauer ſuchend, erſcheint bei ihr das lebendige Chriſtenthum wie eine Pflanze, die erſtarrt iſt unter einem rauhen Himmel. Die ruſſiſche Kirche bietet keinerlei Unterricht dem Volke, und in gänzlicher Abhängigkeit vom Staate lebend, deſſen Selbſtherrſcher die kirchliche Obergewalt an die weltliche knüpft, iſt ſie dem Staate leibeigen, wie der Bauer ſeinem Gutsherrn. Das Volk Rußlands iſt Sklave durch Geſetz, Gewohnheit und Erziehung. Nichts ſein Eigen nennend, dem Grundherrn hörig wie ein bloßes Hausthier, ohne Stolz, ohne Selbſtgefühl, ohne Gemeingeiſt, aber dennoch im Beſitz von Tugenden, die am lauteſten gegen ſeine Unterdrücker zeugen, war es ein ſtets williges Werkzeug der oberſten Macht. Auf ſolchen Elementen nun hat die Autokratie ſich mit nordiſcher Härte ihren Thron gebaut, auf dem ſeit mehren Menſchenaltern begabte Geiſter ſitzen, welche mit ſtarker und gewandter Hand die Geſchicke ihres ungeheuern Reichs zügeln und nach großen Zielen lenken. Während die ruſſiſche Autokratie auf der einen Seite die allmählige Emancipation der Leibeigenen einleitete und den Bauer gegen die Gutsherren in Schutz nahm, während ſie jedes Gelüſte des Adels, aus ſeiner erniedrigenden Stellung, dem Throne gegenüber, herauszutreten, mit unerbittlicher Strenge zu Boden ſchlug und den höchſten Ständen die Sklavenkette am härteſten fühlen ließ, verfolgte ſie mit eiſerner Konſequenz den Plan, alle ihrem Scepter unterworfenen andern Völker dem einen großen Ruſſenvolke in Glauben, Sprache, Art und Denkweiſe vollſtändig zu aſſimiliren und die großartige, hiſtoriſche Bahn zu verfolgen, für welche Peter, der Gigant, die erſten Züge entworfen hat.

Das ist in wenigen Zügen die Perspektive der West- und Ostwelt, wie sie ein Blick an ihrer Pforte gewährt. Aber — ich sehe auch einen ernsten, strengen Geist mitten in diesem chaotischen Treiben walten, einen Geist, auf dem mein Auge mit Vertrauen ruht. Es ist der Geist, der seit Anbeginn der Welt jedem Vergehen seinen Tag gesetzt, der mit jedem Frevler zu Gericht gegangen, der jedes Unmaß in seine Schranken zurückgewiesen und jeden argen Willen rechtzeitig gebrochen hat. Vor ihm vergehen die, welche sich ihrer Listen freuen, kommt der Hochmuth zu Fall, zerrinnt die ungerechte Gewalt, wenn ihre Stunde gekommen ist, und findet alle Unbill und alles Unrecht sein Maß der Vergeltung. Nichts ist je vor ihm bestanden, denn die Wahrheit, das Recht, die Billigkeit und das sittliche, rechte Maß. Mögen anarchische Gelüste unter jeglichem Vorwande auf's Neue versuchen, die Welt zu verwirren; mögen despotische Instinkte in der Finsterniß Werke des Trugs und der Arglist, verüben: jener Geist, der in unsern Tagen schon einmal so wunderbar und herrlich Urtheil gesprochen und das aus allen Fugen getretene Gebäude neu geordnet hat, er wird auch jetzt und künftig neue Kräfte erwecken, welche die dämonischen Mächte niederwerfen, ehe ihre Pläne zur Ausführung gekommen.

Wir wollen nun den Bosporus selbst betrachten. Ich führe den Leser vom Pontus Euxinus (dem schwarzen Meere) herein durch das hohe Felsenthor in die mäandrische Enge. Wie herrlich hat da die Natur beide Gestade gezimmert! Wie die Höhen aufschwellen aus der Tiefe, bald rundkuppig, bald in leichter Schwingung, bald eingemuldet, bald sanft ansteigend, bald schroff und kühn mit hohen Wänden und braunem Gestein, bald mit niedrigem Felsrand, der gedeckt ist mit weichem Moos und umsponnen von Epheu und wildem Wein! Bald suchen sich die Ufer sehnsüchtig, als wollten sie sich küssen; bald weichen sie wieder zurück, weite Buchten bildend, wo ganze Flotten Schutz und Ankergrund finden; bald geben sie ein Bild tiefer Einsamkeit mit Feld, Wald und Wiese, — bald wieder ein Gemälde der reichsten Staffirung mit Schlössern, Vesten, Ortschaften oder altersgrauen Burgen. Es ist ein ewiger Wechsel, — so schnell und plötzlich, als im Theater bei dem Verschieben der Coulissen.

Die von den blauen Gewässern sich kühnaufthürmenden Felsenvorgebirge tragen, als Wächter und als Wegweiser der Nacht, Leuchtthürme auf ihren Scheiteln und die gewaltigen Mauern der beiden Vesten, Phanaraki auf asiatischer, und Rum-Ili auf europäischer Seite. Beide Forts sind Denkmäler der Macht der Genuesen in diesen Gegenden, und noch sieht man über den Thoren das Wappen der stolzen Republik. Nicht weit von der Einfahrt treten die Bergkette des Olympos und von der entgegengesetzten Seite die des Hämus auf einander zu und die Ufer des Kanals rücken zusammen. An dieser zur Vertheidigung der Einfahrt so günstigen Stelle sind auf beiden Seiten Batterien aufgestellt und Citadel-

len und Forts (Phil-Burun, Poiras ꝛc. ꝛc.) bedecken die Höhen in der Nähe, deren schwere Geschütze die Meerenge bestreichen. Die Gestade selbst sind steile Felswände und die Strömung ist hier sehr heftig. Keiner Flotte ist es möglich, die Durchfahrt zu forciren, wenn die Geschütze (man zählt in den Bosporusbefestigungen überhaupt an drittehalbtausend) nur einigermaßen gut bedient werden.

Es war dieser Punkt schon bei den Alten von strategischer Wichtigkeit, und er wurde durch manches welthistorische Ereigniß berühmt. — Weiter abwärts in geringer Entfernung erhebt sich ein Vorgebirge steil und drohend; es ist der Riesenberg, und dahin versetzt die türkische Legende das Grab Josua's, des judäischen Eroberers. Als heiliger Ort wird er von Wallfahrern oft besucht.

Weiter abwärts, auf asiatischer Seite, sieht man zwischen Platanengruppen hindurch in ein schönes Thal, — das „Thal des Großherrn", und eine Reihe Marmorstufen führt zum Gestade, das nach ihnen den Namen Chunkar Ikelessi hat. Der schöne kaiserliche Kiosk ist in eine für Rechnung des Schatzes verwaltete Papierfabrik umgewandelt worden; gegenüber auf der europäischen Seite glänzen die Sommerwohnungen der christlichen Gesandten und Botschafter um Bujukdere; es ketten sich dort Gärten, Paläste und Kiosks in ununterbrochener Reihe an einander. Nahe an Konstantinopel macht der Bosporus zwei kleine Bayen voller Anmuth, die Bay von Sultanieh, mit einem kaiserlichen Kiosk, und von Kandlidsche, mit einem Flecken gleichen Namens, bei dem sich eine große Moschee aus einem Kranze von Platanen erhebt. Gleich unterhalb derselben verengt sich der Kanal wieder und zwei Vorgebirge rücken gegen einander. An dieser zur Befestigung wieder sehr geschickten Stelle drohen die Citadellen Rumili-Hissar auf europäischer, Anadoli-Hissar auf asiatischer Seite. In den ungeheuern Kasematten der letztern ist es, wo von jeher die in den Fehden mit den christlichen Mächten gemachten Gefangenen aufbewahrt wurden, und mit Schaudern erblickt man diese scheußlichen Kerker, wo die herzlose türkische Barbarei, zu deren Erhaltung jetzt die europäischen Könige zusammenstehen, mehrmals die unglücklichen christlichen Krieger verschmachten ließ. Bei Rumili-Hissar geht eine enge Schlucht herab, in deren Tiefe der Bach Göcksu seine Gewässer dem Bosporus zuführt. Verfolgt man diesen Bach, so gelangt man in den reizendsten Grund von Konstantinopels Umgebung, in das Thal der himmlischen Wasser, mit einem Kiosk des Sultans und den Landhäusern vieler Großen. Hier ist an jedem heitern Tage im Sommer die vornehme Welt der Hauptstadt versammelt, und unzählige Gruppen lagern malerisch im Schatten der Platanen und Cypressen an den rieselnden Quellen, die zum Theil als Springbrunnen gefaßt sind. Auch die Frauen fehlen dann nicht. Der vornehme Türke führt sie in mit Stieren bespannten Wagen hinaus; aber um die verschleierten Gestalten kreisen mißtrauische, wachsame

Hüter und weisen jede ungehörige Neugier zurück. In dem bunten Gewimmel spielen die Verkäufer von Erfrischungen eine Hauptrolle; auch der wandernde Conditor trägt Zuckerwerk, Crêmes und dergleichen Näschereien im breiten Korbe auf dem Kopfe umher. Aber der nüchterne Türke trinkt bloß Wasser, das er im heißen Sommer mit Schnee kühlt, den die Händler aus dem Gebirge in kleinen Ballen zum Verkaufe herbringen. Er legt einen Schneeballen vor den Ausguß seines Krugs und das durchfließende oder sickernde Wasser erlangt dadurch die gewünschte Kühlung. — Zunächst Skutari erhebt sich das Vorgebirge Candilli über einem schönen Flecken desselben Namens, und auf seinem Scheitel prangt der kaiserliche Sommerpalast Tshengel-Köi; in unmittelbarer Nähe desselben aber die Lustörter Beglerbeg und Istawros ebenfalls mit großherrlichen Schlössern. Nun beginnt Skutari selbst, und gegenüber breitet das Häusermeer Konstantinopels über sieben Höhen und Thäler sich aus.

Auf europäischer Seite liegt die größte Menge der kaiserlichen Sommerresidenzen. Manche sind in einem verfallenen Zustande, denn es ist die Gewohnheit der türkischen Herrscher, daß jeder sich selbst einen neuen Palast am Bosporus baue; die Menge der Schlösser wird dadurch maßlos vermehrt und über das Neue das Alte vernachlässigt. Auch der jetzige Sultan hat unweit Skutari einen neuen Palast, den sein Vater schon anfing, aber nicht vollenden konnte. Der Tschiragan prangt nach dem Meere zu mit einer prachtvollen Säulenfaçade von Marmor. Wundervoll ist die Aussicht von der Terrasse dieses Schlosses auf Konstantinopel und die Ufer des Bosporus. Doch im Innern ist Flitterkram statt solider Pracht, und man sieht's an der ganzen Ausstattung daß die goldnen Tage des Sultanats vorüber sind. Unfern davon sind die Paläste der dem Beherrscher der Gläubigen gestatteten sieben Sultaninnen, deren lange Fronten mit vorspringenden Erkern sich malerisch genug ausnehmen, ohne indeß Anspruch auf architektonische Schönheit zu haben. Alle Fenster derselben sind dicht vergittert, die Gärten, welche sie umgeben, mit hohen Mauern umschlossen, und schwarze Verschnittene halten die Wache an den Pforten. — Noch einen Blick auf Rumili-Hissar, ehe wir vom Bosporus scheiden! Diese alte Veste diente seit den letzten zwei Jahrhunderten als berüchtigte Bastille, deren Thore sich dem Unglücklichen nur einmal öffnen, denn zurück kehrt Keiner. Weder Ansehen der Person, noch Rang, noch Verdienst schützen; über Hoch und Niedrig waltet dasselbe Verhängniß, Alle vernichtet hier des Despotismus eiserner Arm mit gleicher Unerbittlichkeit. Wer dem Sultan oder seinen Favoriten im Wege ist, der verschwindet in diesen schaudervollen Kerkern, wo keine Erlösung ist, als durch die seidene Schnur oder den Säbel der schwarzen Sklaven, die hier Henker und Kerkermeister zugleich sind. Nach Sonnenuntergang darf sich kein Fahrzeug in der Nähe dieses unheimlichen Schlosses blicken lassen; denn alle Opfer werden in verschlossenen Barken bei

Nacht hierher gebracht und die türkische Hofjustiz will richten ohne Zeugen. In den bewegten Zeiten des vorigen Sultans war das Aufheben hochgestellter Personen an der Nachtordnung. Man sagte dann, sie seien in Rumili-Hissar begraben, und kein Mensch wagte es, weiter zu forschen. — Das Vorgebirge, auf welchem die Veste steht, ist das Hermäon der Alten. Hier schlug Androkles jene berühmte Brücke über den Bosporus, über welche Darius sein zahlloses Perserheer führte, Europa unter das asiatische Joch zu beugen. Ein Fels, auf dem jetzt einer der Festungsthürme steht, war zu einem Throne ausgehauen, und von ihm herab betrachtete der König das stolze Schauspiel des Heerübergangs. Weltherrschergedanken mochten hier in seiner Seele lodern, als die Brücke unter den Tritten der ungezählten Schaaren der Krieger, Rosse und Elephanten donnerte. Armer Darius! deine Macht konnte wohl die Wasserkluft zweier Welttheile überjochen und des Bosporus Felsen erschüttern, aber nicht die Herzen und den Himmel der Freiheit. Dir ging's wie allen Despoten; es fehlte dir für die Freiheitskräfte der Maßstab, denn der Despot kennt keinen andern, als den von seinen Sklaven hergenommenen, und wie trüglich der ist, hat sich immerfort bewiesen, vom Tage bei Marathon an, bis zu den Heldenkämpfen am Kaukasus.

Die Juliussäule in Paris.

Paris, die Wiege der Revolutionen, ist selbst dem Geiste der Umwälzung und Veränderung fortwährend unterworfen. Jedes Jahrzehnt verändert die Gesichtszüge der ungeheuern Stadt. Gärten verwandeln sich in Straßen, Felder und Wiesen in Gärten; neue Stadtviertel steigen auf, alte werden niedergerissen und die Palastarchitektur schichtet ihre Steinmassen auf den Stätten ärmlicher Wohnungen auf. Was ist aus dem Paris von 1789 geworden? Wer erkennt noch die klassischen Orte der Revolution? Man gehe z. B. in die Vorstadt Saint Antoine! Sie gießt nicht mehr jene Volksmassen aus schmutzigen Gassen und Gäßchen, welche die Bastille stürmten und bald der Revolution Handlanger waren, bald sie selbst beherrschten. Der Ruf „die Faubourg ist da!" erschreckt Paris nicht mehr; friedlich lustwandelt eine gutgekleidete Menge

DIE JULIUSSÄULE IN PARIS

in hübſchen Straßen, die alten engen Gäßchen ſind fort bis auf die Namen. Auch der Baſtillenplatz hat nichts weiter übrig. Kein Steinchen iſt mehr zu ſehen von der alten Zwingburg Trümmer, welche das Volk hingeſtellt hatte als Markſcheide zwiſchen der alten und neuen Zeit. Damit indeſſen ein Stein an der Stelle nicht fehle, richtete Ludwig Philipp die Juliſäule auf! Der König that's in dem Wahn, der Revolution ſelbſt einen Leichenſtein zu ſetzen: er ſah ihre Selbſtbefreiung in den Julitagen für Selbſtentleibung an, und ſich für den von Gott berufenen Todtengräber. Du armer Philipp! Das Straßenpflaſter, auf dem dein Sohn den Schädel ſich einſchlug, hat dir, grauſam genug! über die Bedeutung derer, die Völkern und Königen die Logik der Pflaſterſteine gelehrt haben, ein Licht aufgeſteckt, von dem du nichts träumteſt, als du ihnen dieſe Säulengruft gebaut haſt.

Als Kunſtwerk können wir die Juliusſäule nicht bewundern. Sie iſt von Bronze. Ihre Verhältniſſe ſind ſchlecht, ihre Ornamente an Erfindung dürftig, eintönig, ohne Geiſt; das ganze Denkmal ſteht ſo tief unter dem großen Gegenſtande. Eine finſtere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt; eine andere hinab in die Gruft zu den Todten.

Weimar.

Vor dem geiſtigen Auge ruht Weimars Größe in der Vergangenheit; dem leiblichen aber erſcheint das heutige Weimar ſchöner als jenes, in dem die großen Menſchen lebten und ſtrebten. Die Fackeln ſind ausgegangen; aber die Summe des Lichts, — brennen auch meiſt nur Pfennigkerzen, — iſt doch ſehr groß, und es iſt thöricht, zu ſagen, daß der Ruf weimariſcher Intelligenz an altbackenen Brodrinden nage. Man vergißt, daß Goethe, Schiller, Herder und Wieland, die Großſchatzmeiſter der Kultur und Humanität, die Schätze nicht verſchloſſen gehalten haben, ſondern ſie verausgabten, und was einſt bei Wenigen aufgehäuft lag, ſeitdem Vielen zu Theil geworden iſt. Weimar hat ſich in geiſtiger Beziehung ſeit ſeiner großen Zeit keineswegs zu ſeinem Nachtheil geändert. Die Stadt iſt nicht nur wohlhabender, das Leben in derſelben iſt auch im Allgemeinen gebildeter, ſittlicher, genußreicher geworden.

Daß Weimars äußere Verhältniſſe, mit denen in ſeiner großen Vergangenheit verglichen, in der Gegenwart gewonnen haben, darüber herrſcht nur eine Stimme. Das in Schillers Tagen noch ſo unbedeutende Städtchen von 5000 Einwohnern, das einem großen Dorfe ähnlicher ſah, als der Reſidenz eines angeſehenen deutſchen Fürſten, iſt zu einer anmuthigen Mittelſtadt von 12,000 Einwohnern herangewachſen, und die ſich beſtändig erhebenden neuen Wohngebäude und Anlagen beweiſen, daß das Gedeihen des Orts noch im Zunehmen iſt. Die Eiſenſtraße hat Weimar mit der Welt verbunden, manche früher unbekannte Quelle des Wohlſtandes aufgethan, ältere erweitert oder reichlicher fließen gemacht, und auch dem geiſtigen Leben und Verkehr führt ſie täglich friſche Kräfte und Anregungen zu. Daß demungeachtet in Weimar Klagen gehört werden über Verlorenes und Mangelhaftes, darf das Urtheil nicht beirren. Nicht leicht iſt der Menſch mit dem ihm in der Gegenwart beſchiedenen Looſe zufrieden. Wenn aber in Weimar die Unzufriedenheit geſprächig iſt auch jetzt noch, ſo iſt dies kein übles Zeichen. Wären laute Klagen immer ein Beweis von öffentlichem Unglück, dann müßten die unglücklichſten Menſchen in England, die glücklichſten in Rußland oder Kurheſſen wohnen. Weimar hat übrigens nicht nöthig zu klagen über das verlorne Paradies und das Verſchwinden ſeines goldnen Zeitalters. Die weimariſche Regierung hat ſeit zwei Generationen im liberalen Geiſte das Land verwaltet, ſie war der Freiheit und den angebornen Menſchenrechten nicht feindlich. Dies gereicht ihr zum Ruhm. Aber noch höher iſt's ihr anzurechnen, daß ſie auch im letztverfloſſenen Jahrzehnt ſich nie auf die entgegengeſetzte Bahn hinreißen ließ, daß ſie keinen harten Gebrauch machte von dem Rechte des Stärkern.

„Weimar iſt eigentlich ein Park, in welchem eine Stadt liegt.“ — Wirklich iſt die Naturumgebung, die Landſchaft, bei ihrer Größe, Mannichfaltigkeit und Schönheit das Vorherrſchende im Bilde Weimars und ſelbſt bis in die Mitte der Stadt ſäuſeln und rauſchen noch die Baumwipfel, ſpielen die Blätter und Blüthen am Ufer des Flüßchens und klettert rankendes Geſträuch an den Schleußen und Radſtuben der Mühlen hinan. Der großherzogliche Park, Goethe's und Karl Auguſts Schöpfung, beginnt an der Südſeite des Schloſſes und dehnt ſich in weitem Bogen um die Hälfte der Stadt. Keine Mauer umſchließt, kein Gitter umhegt die herrliche Anlage und läßt eine Scheidewand zwiſchen dem fürſtlichen Beſitzer und dem Volke, zwiſchen Park und Stadt erkennen. Feld und Wald, öffentliche Spaziergänge und Privatgärten, Straßen, Alleen, freie Plätze und Wieſengründe fließen überall in einander und das Gefühl unbegrenzter Freiheit wird durch keine Schranke beeinträchtigt. Dieß eben macht die Umgebung Weimars ſo genußreich.

Von dem Parkſaum führt eine mit Bäumen bepflanzte Kunſtſtraße

eine Landhöhe hinan nach Belvedere, dem schönen Sommeraufenthalte der fürstlichen Familie. Großartige Anlagen gruppiren sich um das Schloß und in reizvoller Abwechselung öffnen sich von den verschiedensten Punkten, über das Laubgewölbe hochstämmiger Buchen und Ulmen weg, nach jeder Seite Fernsichten in die Gefilde und Wälder Thüringens. Durch das Thal der Ilm und die blumenreichen Wiesen von Oberweimar knüpft sich der Park von Belvedere an die nähere Umgebung der Stadt, wo vielfach geschlungene Pfade zwischen Gärten und Baumpflanzungen zu mancherlei Ruhepunkten, einer schmucklosen Bank von Holz oder Stein, oder zu einer murmelnden Quelle, oder in eine Felsgrotte, oder zu einem Denksteine führen, geziert mit dem Bilde eines großen Mannes, oder zu einer Tafel, die an eine wichtige Begebenheit erinnert. An jeder Bank, an jedem Pfad und Steg haftet die Weihe von großen und edlen Menschen, welche einst auf ihnen ruhten oder wandelten, das Andenken an die Heroen und Propheten des Menschenthums, an jene Geisteskönige, welche ein kluger und genialer Fürst, der auch für seinen eigenen Ruhm bedacht war, in Weimar versammelt hatte. Viele Oertlichkeiten führen ihre Namen, und manche, z. B. das Borkenhäuschen am Ilmufer, rufen die Tage lebhaft in's Gedächtniß, wo Goethe, Schiller, Herder und Wieland genußreiche Stunden im Kreise ihres fürstlichen Freundes verlebten. Schade, daß die Pietät, die für ihre Erhaltung sorgt, doch nicht immer zart genug fühlt, um sie auch vor einer unangemessenen Bestimmung zu schützen. Jene Hütte von Baumrinde, deren enger Raum dem Großherzoge Karl August Jahre lang zur Sommerszeit als Wohn- und Arbeitszimmer, Schlafgemach, Empfang- und Speisesaal genügte, und wo er im Kreise seiner Auserwählten so oft noch um Mitternacht durch Sang und Becherklang das Weimarische Spießbürgerthum entsetzte, das an der Gesellschaft des Fürsten mit den „Poeten" beständig ein Aergerniß nahm, wird jetzt zur Aufbewahrung von Gartengeräthe benutzt, und wo die Geistesfunken blitzten, welche eine Welt erhellten, stehen Karren, Spaten und Schaufeln umher. Manche Aussicht, die zu einem unsterblichen Gedicht anregte, ist verwachsen, manche Lieblingsbank Schillers und Goethe's ist durch die überwuchernde Vegetation feucht, unheimlich und ungenießbar geworden. Wie tief jene großen Menschen für die Reize der Natureinsamkeit empfanden, sagen sie an tausend Stellen ihrer Werke und Briefe. So schrieb Karl August: (an Knebel 1780) „Es hat Neun geschlagen, — ich sitze, das Licht im Fenster, in meinem „„Kloster"" und schreibe Dir. Ich schlich den Abend um die Eingänge der kalten Küche (so nennt das Volk die kühle Parkgegend am Borkenhäuschen) und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist wahrhaftig nicht zur elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt! Ist's Einem ja doch nicht größer zu Muthe, als wenn man so die Sonne untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, — und das Alles für sich, so wenig der Menschen

halber; und doch genießen sie's so oft mit dem Glauben, es sei nur für sie. — Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen. Leb' wohl so lange. — — Ich komme daher. Das Wasser war kalt; denn Nacht lag schon in seinem Schooße. Es war als tauchte ich in die kühle Nacht. Als ich den ersten Schritt hinein that, da war's dunkel. Dann kam der volle rothe Mond über Oberweimar herauf. Es war so stille. Wedels Waldhörner tönten von Weitem und die Ferne machte mich reinere Töne hören — —".

Vom Borkenhäuschen führen gewundene, bald auf-, bald absteigende Pfade der Ilm entlang zu einer Felsentreppe, und diese zu einem freien Rasenplatz, auf dem Karl August in spätern Jahren sich ein bequemeres Tuskulum erbaute. Er nannte es das Römische Haus. Es ist ein tempelartiger Bau, dessen von Säulen getragenes Hauptportal sich dem Belvedere zuwendet, während seine östliche Fronte mit einem von braunrothen dorischen Säulen getragenen Portiko auf der Kante einer hohen Felswand steht, an deren Fuß die Ilm rauscht. Zwischen den Säulen ist ein großes steinernes Becken, aus dem einst ein Springbrunnen emporstieg; jetzt füllen es Erde und Blumen. Ein Vorgemach, mit einer Schale von Rosso Antico und einigen Statuen geschmückt, ein größerer Speisesaal, ein Arbeitszimmer und ein Schlafgemach, — das ist der Inhalt des Römischen Hauses, wo der Fürst bis zu seinem Tode mit den Besten und Größten des Volks die schönsten Tage der schönen Jahreszeit genoß. Noch ist die ganze Einrichtung im Innern so, wie er sie verlassen hat. Im Saale hängen einige Familienbilder neben seinem eigenen; im Arbeitszimmer steht ein schlichter Holztisch mit ganz gewöhnlichem Schreibgeräthe; darauf liegt eine Papierscheere, eine Loupe, eine Brille, ein aufgeschlagenes Buch; im offenen Schlafgemach neben an ist das Mobiliar auch nicht splendider, als in einem ordentlichen Bürgerhause; einige Sepia- und Aquarellzeichnungen, italienische Veduten darstellend, zieren unter Rahmen und Glas die Wände. Von Komfort und Pracht nach modernem Begriff ist keine Spur; schön aber sind die Ausblicke in's Freie und sie lassen das Weimarische Land mit seinen Fruchtfeldern und Wiesengründen, Obsthainen und Wäldern, Kirchthürmen und Schlössern, Dörfern und Weilern, Bergen und Höhen wie einen Park erscheinen.

Wir verlassen Weimars Umgebung zu einem Gange in die Stadt. —

Siehst du das kleine Eckhaus dort, an der Esplanade, mit der Steinplatte über der Pforte, auf welcher mit schwarzer Farbe Schriftzüge gemalt sind? Tritt näher und lies:

„Hier wohnte Schiller".

Bescheiden möchte sich das Haus unter den weit größeren und stattlicheren Nebengebäuden verbergen mit seinem kaum zimmergroßen Gärtchen an

jenen größeren aber weilt kein Blick, während an dieſem kleinen kein gebildeter Menſch, ohne tiefe Erregung und ohne Ehrfurcht und Dankbarkeit zu empfinden, vorübergeht. Wie wenige Menſchen haben, wie Schiller, ſo ſegensreich auf ihre Zeit und ihr Volk gewirkt! — Schiller kaufte das Haus um „den ſehr theuern Preis von 2400 Thalern", wie er ſeufzend ſeinem Freunde Körner ſchrieb. An demſelben Tage ſtarb ſeine Mutter; an demſelben Tage, drei Jahre ſpäter, reichte er Goethe zum letzten Male die Hand. Es war am 29. April 1805 und am 12. Mai früh vor Tagesgrauen trugen ſie ihn hinaus im „Dreithalerſarge!" Kein feierlicher Zug geleitete zum Friedhofe. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich, die Nacht dunkel die Straßen ſtill und menſchenleer. Zwei Groſchenfackeln ſpendeten flackernd ihr ſpärlich Licht. An der Gruft harrten zwei Menſchen, — der Todtengräber und ſein Gehülfe, mit ihren Stricken, um, ohne Sang und Klang, bei dem trüben Scheine einer zerbrochenen Laterne den Sarg in das feuchte, alte „Kaſſengewölbe" zu vielen andern hinabzulaſſen, in denen die Gebeine vergeſſener, unbedeutender Menſchen moderten. Am nächſten Sonnabend aber verkündigte das Weimariſche Wochenblatt der Einwohnerſchaft in einer ſchwarzgerandeten Anzeige: der ſachſen-meiningiſche Hofrath Friedrich v. Schiller ſei geſtorben und „ſtandesgemäß" begraben worden! —

Schillers Haus iſt jetzt Eigenthum der Stadt. Sie kaufte es und ſucht es zu erhalten. Es iſt ein wohnliches, einfaches Bürgerhaus von zwei Etagen mit einem Erker, hinlänglich groß für eine Familie. Unten, zur Rechten des Eingangs, wohnt der Kuſtode; die Stube links hat derſelbe zu einem Laden hergerichtet und mit allerhand Schillerangedenken: Statuetten, Büſten von Zink, Gyps und Terracotta, mit Portraits und Anſichten von Schillers Haus und Garten, mit Facſimile's von Schillerſchen Handſchriften, mit Schilleralbums u. ſ. w. zum Verkauf verſehen. Das mittlere Stock, wo Schillers Familie wohnte, hat der wohllöbliche Magiſtrat — vermiethet; nur der Erker, den Schiller ſelbſt inne hatte, iſt den Fremden geöffnet. Er enthält drei kleine Zimmer nach der Straße zu. Auch von dieſen iſt das eine profanen Zwecken hingegeben: in demſelben verwahrt nämlich der Kaſtellan verſchiedene Waarenvorräthe, Gyps, Gypsfiguren und allerhand Geräthe und Gerümpel. Das Mittelzimmer iſt, leider! auch nicht mehr in dem urſprünglichen Zuſtande. — In der gut gemeinten Abſicht, ihm ein „würdigeres" Anſehen zu geben, ließ es der Magiſtrat von Künſtlerhand mit Bildern ausmalen, deren Motive aus Schillers Gedichten genommen ſind. Ein geſtickter Fußteppich bedeckt den Boden; geſtickte Seſſel, von Weimars Frauen verehrt, reihen ſich an den Wänden umher, ein Paar Gypsabgüſſe von Antiken ſtehen in den Ecken; das Ganze iſt neu aufgeputzt, ruft aber doch das Bedauern jedes ſinnigen Beſuchers hervor, der keinen dekorirten Salon, wie es überall welche gibt, ſondern die Wohnung Schillers zu ſehen herkommt. Aus dieſem zweiten Zimmer, das jetzt gleichſam die Stelle des Vorhofs zum

Allerheiligſten vertritt, führt der Kuſtode in's eigentliche Arbeitsſtübchen Schillers. Es hat zwei Fenſter nach der Straße zu; ein drittes geht in das Seitengäßchen. Vor dieſem letztern ſteht der Schreibtiſch Schillers; — derſelbe, von dem er ſeinem Körner ſchrieb: „er hat mich freilich zwei Karolin gekoſtet!“ Niemand wird dieſes Prachtſtück des Schillerſchen Mobiliars, auf dem die vollendetſten Werke des Dichters entſtanden ſind, ohne Pietät und zugleich ohne Mitleid betrachten, denn das Pult iſt ſo niedrig, daß Schiller nur weit übergebogen und halb liegend an demſelben ſchreiben konnte, — eine Gewohnheit, welche die verderblichſten Folgen auf ſeine Geſundheit äußerte und ſeinen Tod beſchleunigte. Auf dem Schreibtiſch liegen einige Schriftſtücke von Schillers Hand, — Fragmente ſeiner Werke und Briefe — eingerahmt und unter Glas, eine Lage Papier und ein Paar Federn. Sechs ordinäre Stühle von braungebeiztem Buchenholz mit rohem Kalbleder überzogen, ein kleiner ſchlechter Tiſch, ein Spinett, über welchem eine Guitarre an der Wand hängt, ein Paar geringe kolorirte Kupferſtiche, ſicilianiſche Anſichten darſtellend, in braunen und ſchwarzen Rähmchen, eine hellgrüne Papiertapete mit dunkelgrünen Sternchen: — das iſt die Ausſtattung des Gemachs, zu der man noch das Bett gefügt hat, in dem Schiller ſtarb, das kleine ſchwarze Nachttiſchchen mit der unſcheinbaren Mundtaſſe, aus der er den letzten Trank ſchlürfte, und die Tabaksdoſe, die er beſtändig bei ſich trug. Ueber dem Bette hängt Schillers Portrait nach Dannekers Büſte und ein zweites, das Jagemann nach der Leiche zeichnete. Dieſes letztere iſt von mächtiger, ergreifender Wirkung. Selbſt von der entſeelten Stirn, von den geſchloſſenen Augenliedern, leuchtet noch die ganze Hoheit dieſes göttlichen Geiſtes. Ein koſtbar gebundenes Schilleralbum bewahrt in einer, dem Deckel eingefügten, Glaskapſel eine ſeidenweiche, blonde Locke von Schillers Haupt, — eine Reliquie, aufrichtiger verehrt und der Verehrung werther, als die mancher Heiligen! — —

„Licht, Liebe, Leben!“ — ſo lautet die Inſchrift auf dem beſcheidenen Stein in der Stadtkirche, unter dem Herders Aſche ruht. Vor der Kirche ſteht ſein Standbild, bis vor Kurzem das einzige Weimars, der Stadt, welche das deutſche Volk einſt noch mit Denkmälern ſchmücken wird, wie die Griechen ihr Athen. Die Statue iſt von Schaller in München eben ſo vortrefflich gedacht als ausgeführt. So mag ſie ausgeſehen haben, die edle, ehrwürdige Geſtalt des großen Herder, der für ſein Volk, für die Menſchheit, für die Humanität beſtändig geſtrebt hat. Ein noch ſchöneres und dauernderes Denkmal aber hat ihm Goethe aufgerichtet in jenen ewigen Strophen:

„Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menſchen Sinn erſprießt,
Horcht in die Welt, ſo Ton und Wort zu finden,
Der tauſendquellig durch die Länder fließt.

Die älteſten, die neuſten Regionen
Durchwandelt er und lauſcht in allen Zonen!
— — — — — — — — — — — — — — —
Wo ſich's verſteckte, wußt' Er's aufzufinden,
Ernſthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchſten Sinn die Zukunft zu begründen:
Humanität war unſer ewig Ziel!"

Inmitten des älteſten Stadttheils liegt die Jakobskirche, von einem viereckigen Platz umgeben, dem älteſten Friedhofe der Stadt. Da ſchlummern die Generationen von neun Jahrhunderten, und in jede Handvoll Erde iſt der Staub unbekannter und berühmter Menſchen gemengt. — Da ſiehſt du in Stein gehauen an der Kirchenmauer, ſein Käppchen in der Hand, den alten ehrenfeſten Meiſter Lukas Kranach „den Erſten", wie ihn die Inſchrift nennt, zum Unterſchied von ſeinem des Malens gleichfalls kundigen Sohne. Er war Luthers Freund und treuer Mitſtreiter im Kampfe für chriſtliche Wahrheit. Sein Schwert war nicht das Wort; ſeine Waffen waren Griffel, Pinſel und Schneidemeſſerchen; Kranach war der Maler und Holzſchneider der Reformation. — Nicht weit von ihm ſteht der Denkſtein des allbekannten und allverehrten Muſäus. Wer hätte ſeine deutſchen Volksmährchen nicht geleſen und wiedergeleſen und wem hätten ſie nicht die jugendliche Seele erfreut und erfriſcht? Nicht weit von Muſäus ſchläft Herders geiſtreiche Gattin, und viele Namen auf anderen Grabſteinen, z. B. Kraus, Bode, Gore und Mounier erinnern an Perſönlichkeiten aus Weimars glänzendſter Zeit. Aber was iſt der Ruhm aller dieſer Todten zuſammen gegen den Einen, was will das Intereſſe für alle dieſe Grüfte heißen bei dem Anblick jenes von rankenden, ſchlingenden Kräutern überwucherten verfallenen Grabgewölbes, das der Name „Schiller" geheiligt hat. Es iſt das „Kaſſengewölbe", daſſelbe, in welches man in jener düſtern Mainacht Schillers Sarg ſenkte. Jetzt haben ſeine Gebeine in der „Fürſtengruft" eine Stätte gefunden, an der Seite Goethe's, des Ebenbürtigen und in der Nähe Karl Auguſt's. Die Verſetzung war eine ſchwere Aufgabe; denn als man die Gruft öffnete, fand man Schillers Sarg mit dreizehn andern zuſammengebrochen, und die Gebeine Aller lagen durcheinander, — ein wüſtes, grauſes Chaos. Sie wurden korbweiſe in die Anatomie getragen, um ſie unter dem Beiſtand eines von Jena berufenen berühmten Anatomen zu ſondern. — Schillers Schädel, deſſen herrlicher Bau ſchon im Leben ſo bewundert worden, war leicht zu erkennen, und als dennoch der Zweifel die Möglichkeit einer Verwechſelung geltend zu machen ſuchte, wurde der alte Diener Schillers von Jena herübergeholt, um wegen beſonderer Merkmale Auskunft zu geben: — „Schillers Schädel", ſagte er, „muß noch alle Zähne haben, bis auf den einen Backenzahn, den er ſich ausziehen ließ", — und es traf zu. Es wurde dann Knochen an Knochen gepaßt, bis nach unendlicher Mühe das ganze Gerippe zuſammengefügt war. Ein einziger Arm-

knochen fehlte. Dieser, nirgends aufzufinden, war wahrscheinlich bei dem Hertragen so vieler Gebeine unterwegs verloren worden. In einen neuen Sarg verschlossen, wurde das Gerippe sodann „standesgemäß" — die Gebeine eines Fürsten der Geister in ein fürstlich Begräbniß — beigesetzt.

Goethe hat die ganze Schmerzensempfindung über das Unwürdige in Schillers Geschick in die mahnenden Worte gefaßt:

„Drum feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben".

Mit dem Besuche des geweihten Orts, welcher die Sarkophage der beiden Dioskuren, Schiller und Goethe, gegenwärtig umschließt, wollen wir unsere heutige Pilgerfahrt beendigen.

Die Fürstengruft befindet sich auf dem neuen Friedhofe, der einem wohlerhaltenen Garten gleicht, wo die liebende Sorgfalt ihre Todten unter Grün und Blumen bettet. Den schönen Namen „Gottesgarten" verdient er mit Recht. Da ist kein Grabhügel vernachlässigt oder verwildert, fast alle prangen im reichsten Blumenschmuck, und wohlgehaltener Baumwuchs und blühende, duftende Gesträuche fassen die breiten Wandelgänge ein, welche ihn in allen Richtungen durchschneiden. Die Erbbegräbnisse der Reichen und Vornehmen sind nicht durch Mauern eingeschlossene, bedeckte, moderhauchende Gebäude; es sind offne, leicht oder gar nicht eingefriedigte Plätzchen und jedes stellt sich als ein Blumengärtchen dar, das die Hand der Angehörigen gepflanzt und gepflegt hat. Alles ist bescheiden und einfach. Prachtgräber des Stolzes und der Hoffart sind hier nicht zu finden. So sollte es überall sein; denn der Tod macht ja Alle frei und — gleich.

Am höchsten Punkte des Friedhofs, in seiner Mitte, erhebt sich auf einem mit Stufen umgebenen Sockel ein kleiner offener Tempel, dessen vorspringendes Dach auf Säulen ruht. Der Raum ist ohne allen Schmuck, frei von Farbe und Ornamenten, „als sollten Auge und Sinn der Eintretenden durch Nichts abgezogen werden von dem, um dessen Willen sie gekommen". Eine umgitterte runde Oeffnung in der Mitte reicht in die Tiefe. Für den Besucher führt eine steinerne Wendeltreppe durch eine seitwärts angebrachte und verschließbare Pforte hinunter. Ein Küster ist der Pfortenhüter und gibt uns das Geleit. Mit der letzten Stufe stehen wir vor zwei Sarkophagen. Sie sind einander gleich; die Form ist antik, der Stoff Eichenholz; sonst Alles schlicht und schmucklos. Auf den Deckeln sind Metallplatten eingelassen, und aus frischen Lorbeerkränzen, die immer erneuert werden, sprechen goldene Lettern die Namen aus: „Schiller" — „Goethe". Der Küster vertheilt bereitwillig die Blätter der Kränze an Alle, welche nach Reliquien verlangen.

Etwas tiefer im Gewölbe steht der Sarkophag ihres fürstlichen Freundes, Karl August's. Dieser ist von Erz, reich verziert; den regierenden Herrn verkündigend. Gewinde von Eichen und Lorbeer, Schwert und

ALEXANDRIEN

Aus d. Einstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Lieferthum d. Verleger

Wage, schmücken in kunstreicher, getriebener Arbeit den Sarg des Mannes, dessen Andenken so lange dauern wird, als die Namen derer genannt werden, die ihm zur Seite ruhen.

Schillers Aufnahme in die Fürstengruft geschah am 9. November 1827. Fünf Jahre später folgte Goethe's sterbliche Hülle dem großen Freunde unter feierlichem Geleite nach.

„Und als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
Mit sammt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Versinkend in die Unterwelt hinab;
Das Grabtuch aber überschleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der ird'sche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend".
(Schillers „Braut von Messina".)

Wir sagen Weimar Lebewohl, um vielleicht später wieder zu kommen und Goethe's Haus und noch andere Orte großer Erinnerungen zu betrachten. Aus der Pforte des Gottesgartens werfen wir noch einen Blick auf das kleine Säulenhaus zurück und rufen ihm zu:

„Bist du auch klein, o Grab, den Mausoleen verglichen,
Welche der Könige Prunk bauet von Marmor und Erz,
Bist du doch herrlicher uns, denn was sie des Herrlichen schufen,
Heiliger bist du uns auch als der Heiligen Grab;
Denn es umfängt dein Schooß die Erhabenen: Schiller und Goethe,
Ihres Volks und Geschlechts Ehren und Bildner zugleich.

Alexandria.

Es liegt eine unverwüstliche, erhaltende Kraft in manchem Ortsnamen. Wie ein Schutzgeist knüpft er sich an seinen Gegenstand, wacht gleichsam unablässig über sein Dasein, oder geht mit ihm durch die Wechsel des Blühens und Welkens, Großwerdens und Vernichtens. Während andere Städte mit jeder Aenderung ihrer Geschicke, der Gebieter oder der Herrschaft ihren Namen ablegen wie ein altes Kleid, — ist jenen der Name gleichsam eine Mitgabe für die Ewigkeit. Athen, Rom, Alexandria sind solche Namen.

Alexandria! wer kann dich aussprechen, ohne daß der Hauch zugleich den Heros heraufbeschwöre, dem du der Schlußstein werden solltest zu dem Riesenbau seines Lebens! Zur Haupt- und Handelsstadt seines Weltreichs warst du erkoren, und an die Marken dreier Welttheile gestellt, solltest du die Reichthümer der ganzen Erde fassen.

Drei hundert und zwei und dreißig Jahre vor Christo wurde von Alexander auf jener schmalen Landzunge, bei welcher der westlichste Arm des Nils mündet, der erste Stein gelegt, und unter der Architekten Diochares und Cleomenes Leitung führten hunderttausend Arbeiter des großen Königs Plan aus. Die erste Anlage war für einen Raum von einer Stunde im Viereck berechnet. Später, unter den Ptolemäern, wuchs der Umfang der Stadt bis auf acht Stunden. Auf einer Felsenreihe, die man bei der Einfahrt in den neuen, äußern Hafen zur Linken sieht, stand das königliche Schloß; zur Rechten, auf der Insel Pharus, der berühmte, 400 Fuß hohe, aus mehren Etagen bestehende Leuchtthurm, aus dessen Trümmern das Kastell gebaut wurde, das jetzt den Hafen schützt. Ein 4500 Fuß langer Molo (das Heptastadium) streckte sich von der Stadt durch's Meer bis zur Insel Pharus aus, und stellte zwei sichere Häfen dar. Hochüberbrückte, schiffbare Kanäle, jetzt ausgefüllt mit Schutt, durchbrachen den Damm und verbanden die Häfen. Noch ist der Molo vorhanden als eine 600 Fuß breite Landzunge, welche vom jetzigen Frankenquartier eine Viertelstunde weit in's Meer sich streckt, das Türkenquartier trägt und den sogenannten alten vom neuen Hafen scheidet. Zunächst dem Damm lag die Residenz, ein weiter Palastcyklus der Ptolemäer. Dort waren die weltberühmten Anstalten für Wissenschaft versammelt, die jene Königsraçe pflegte, und die zu dem Ruhme Alexandriens eine neue Glorie fügten. Zunächst der Königsburg stand das Museum, ein Haus des geistigen Lebens für viele Jahrhunderte; dabei die Bibliothek, in welcher, auf 700,000 Schriftrollen, die gesammte Literatur der alten Welt bewahrt worden; sodann jenes Mausoleum Alexanders, später das Begräbniß der Könige, von allen Künsten herrlich geschmückt. Südlich lag das Gymnasium, die Stätte der Uebung für Geistes- und Körperkraft, mit den 600 Fuß langen Säulenhallen; weiter ostwärts, vor dem Kanopusthore, wo jetzt die armseligen Hütten der Araber stehen, versammelte der Hippodromus (die Rennbahn) die Jugend und den Glanz der alten Hauptstadt zum Preisspiel; westwärts aber vom Molo erhob sich der Serapistempel, der prachtvollste des Orients, mit den Schulen der priesterlichen Weisheit und einer Bibliothek von 200,000 Rollen. Nach ihm erhielt dieser ganze Stadtbezirk den Namen Serapium. Ein Schuttberg läßt noch die Tempelstelle erkennen. In der Mitte der innern Stadt kreuzten sich auf einem freien, mit Bildsäulen und Monumenten geschmückten Platze die vier schnurgeraden Hauptstraßen, jede eine Stunde lang, 100 Fuß breit, — an deren Enden die Hauptthore, als prachtvolle Triumphpforten, in's Freie führten. Südwestwärts, außerhalb der Thore, war die Nekropolis, die Stadt der Todten, mit den Katakomben, in deren Labyrinth jetzt Hyänen hausen.

Dieß die Andeutungen der alten Hauptstadt der orientalisch-hellenischen Welt, der Herrin der klassischen Weisheit, der Pflegerin der Wissenschaften, der Wiege der christlichen Gottesgelahrtheit, jener Alexandria,

welche aus der Hand der Nachfolger des Welteroberers nach einander in die der Römer, der Araber, der Türken fallend, nach so vielen Katastrophen und Verheerungen sich immer wieder aus ihren Trümmern erhob. — Nur wenige antike Reste sind noch sichtbar. Vieles verdeckt die neue Stadt, und unter den Schutthaufen ist gewiß noch Herrliches verborgen; Vieles ist auch verschleppt worden in alle Welt; schon Rom und Byzanz haben sich mit dem Schmuck der alten Alexandria geziert, und was neu aufgefunden wird, das wandert gewöhnlich in die Museen und Kabinette Europa's: doch ist immer noch genug übrig, erkennen zu lassen, wie herrlich, groß und mächtig die Herrscherin der Meere gewesen. Unter den letzten Ptolemäern hatte Alexandria über eine Million Einwohner, so viel als das heutige Paris, und Diodorus Siculus berichtet sogar, daß sie 300,000 freie Bürger zählte. Alle Völker der Erde waren hier zu Hause. Am zahlreichsten waren die Griechen, die Aegypter, der spekulirende, geschäftige Jude und der stolze, gebietende Römer. Dadurch, daß Aegypten zum römischen Weltreich geschlagen worden, verlor Alexandrien wenig. Sein Pharus leuchtete nach wie vor den Handelsflotten der Erde. Von Rom gejocht, aber auch geschützt, blieb es der Markt, wo Arabien, Indien, Afrika ihre köstlichen Produkte hinbrachten, wo Europa Korn und Manufakturwaaren für sein Gold und Silber tauschte; der Kanal, in den wieder zurückfloß, was der räuberische Römer der Welt entpreßte, die sein Joch trug. — Erst durch die Theilung des Reichs, 395 n. Chr., wurde Alexandriens Verfall entschieden, der schon früher eingeleitet war; denn der römische Westen wand sich im Todeskampfe mit den eindringenden Germanen, die Marken Ostroms wurden nicht viel später von asiatischen und scythischen Völkern geplündert, Roms Kraft fraß der unfruchtbare Krieg, und die Quellen des Reichthums für Alexandrien begannen zu versiegen. Indeß blieb ihm immer noch vom unermeßlichen Gute so viel zurück, daß es, nachdem das Westreich selbst gestürzt war, lange noch als die erste Stadt der Erde galt und Byzanz selbst überstrahlte. Zur Katastrophe kam es erst dann, als der Araber Volk zur Ehre Gottes und seines großen Propheten auszog, die Welt zu bekehren und zu beherrschen. Amru, der Feldherr des Nachfolgers Mohammeds, führte seine begeisterten Schaaren vor das christliche Alexandrien — und am 11. Februar 641 versank das Kreuz in einem Blut- und Flammenmeere. 23,000 Mann hatte den Arabern der Sturm auf Alexandrien gekostet: — zweimal hunderttausend Christen aber fraß das Schwert, die meisten übrigen Einwohner wurden als Sklaven verkauft. „Wer", schrieb nach der Einnahme Amru dem Khalifen, „wer könnte die Herrlichkeit der großen Stadt des Wassers beschreiben? 4000 Paläste haben wir schon gezählt; 400 Theater und Rennbahnen, 40,000 Kaufleute: — Alles ist nun unser, Allah sei gelobt!" Damals ging auch der Schatz der Wissenschaften unwiederbringlich verloren, den die Ptolemäer in Jahrhunderten gesammelt hatten. Die Schrift-

rollen der großen Bibliothek dienten wochenlang zum Heizen der Bäder, und von der Gelehrsamkeit, der Poesie und der Wissenschaft des Alterthums blieben der Nachwelt bloß Trümmer als Erbe zurück. Nie erhob sich nach dieser Katastrophe die große Alexandria wieder, und aller spätere Glanz ist doch nur ein grauer Schatten im Vergleich zu dem, was sie gewesen war. — Der frühe Verfall des Khalifats machte Alexandrien zum Zankapfel der streitenden Parteien. Nach mehren Dynastiewechseln kam es in die Hand der Fatimiden (908) und eine kurze Periode des Gedeihens folgte: aber 1171 zerstampften es die Rosse der Seldschucken, und diesen folgten 1250 die Mamelucken nach, welche vollends vernichteten, was jene übrig gelassen hatten. Belagerung, Erstürmungen, Verheerung durch Brand und Plünderung folgten in kurzen Zeiträumen auf einander. — Genueser und Venetianer zogen dann in die Trümmer ein und machten sich's als Kaufleute wohnlich. Ihre Flotten führten noch einmal auf ein paar Jahrhunderte Leben und Verkehr in die Alexanderstadt; aber auch dieses verging wieder, als 1497 die Portugiesen den sicherern und wohlfeilern Seeweg nach Indien aufgefunden hatten und 1517 die Despotie der Türken mit ganz Nordafrika und Aegypten auch Alexandrien in ihre Fesseln warf. Noch ragte damals aus der fünffachen Decke des Schutts manches große Erinnerungsmal der Ptolemäerzeit. Die Türken aber schleiften, zerschlugen, sprengten mit Pulver, und Alles verschwand nun bis auf die wenigen jetzt vorhandenen Reste. Selbst die schöne Araberstadt aus der Khalifenzeit wurde damals niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Der Hafen allein hielt noch Keime des Lebens fest, — auf den Trümmern siedelten sich abermals Kaufleute an, es entstand das türkische Alexandria, ein Agglomerat schmutziger arabischer Hütten, zwischen denen das zierliche Haus eines Franken, oder die kastellmäßige Wohnung eines türkischen Beamten stand. Festungswerke und eine Citadelle umfaßten das Ganze. In solchem Zustande fand Bonaparte den Ort, als er im Juli 1798 die Eroberung Aegyptens mit der Erstürmung dieser Stadt begann. Drei Jahre lang blieb sie in französischen Händen; unter seinen Mauern schlugen die neuen Herren viele Schlachten gegen Türken und Briten, bis diese jene verdrängten. Als Menou mit seinen Franzosen 1801 kapitulirte, hatte Alexandrien kaum 7000 Bewohner, die, arm und elend, in Lehmhütten wohnten, eingebaut den Ruinen. In diesem Zustande kam es in Mehemed Ali's Hände, der wohl ein Macedonier war, aber freilich kein Alexander. Doch hat er das neue Alexandrien geschaffen, das wir nun betrachten. —

Das neue Alexandrien gewährt von der Seeseite aus der Ferne her einen Anblick, welcher keineswegs die Erwartungen erfüllt, die den Reisenden zur Stadt des großen Macedoniers gewöhnlich begleiten. Das Bild der ägyptischen Küste ist scheußlich, denn es ist eine weite hügelige Sandebene ohne alle Vegetation; kein Gebirge, kein Hügel rahmt es ein, und die Phantasie des Schauenden verliert sich traurig in die lybische Wüste.

Erst in der Nähe des Ziels treten Erkennungspunkte hervor; eine Warte, der Thurm der Araber; dann der des Marabuts, auf den man lossteuert; dann ein Mastenwald, und endlich die Pompejussäule, welche sich einsam und majestätisch oberhalb der neuen Stadt erhebt, welche einen kleinen Raum auf dem Schutte der alten einnimmt. Die modernen, weißen, schönen Häuserreihen, welche gegen das Meer gerichtet sind, haben ein europäisches und recht freundliches Ansehen und machen einen artigen Kontrast zu den Gruppen schlanker Palmen, die hie und da über die Gebäudemasse ihre Kronen entfalten. Die Küste selbst aber behält den Charakter der Unfruchtbarkeit. Hinter ihrer von den Fluthen zerfressenen Felsenwand herrscht die Oede.

Vor der Stadt öffnen sich beide Häfen. Der Molo trennt sie und vereinigt die vorliegende Insel Pharus mit dem festen Lande. Ein schlanker Leuchtthurm steht an der Stelle des ptolemäischen. Der östliche Hafen dient jetzt nur zur Aufnahme der Quarantaine haltenden Schiffe; der westliche aber ist zu jeder Jahreszeit mit Fahrzeugen bedeckt. Er ist mit einem Halbzirkel von Felsenriffen umgeben, welche, als natürliche Wellenbrecher, die Schiffe im Hafen sichern und seinen Zugang schützen und vertheidigen. Das Fahrwasser schlängelt sich nämlich mitten durch die Riffe durch, und ist so schmal, daß nur ein Linienschiff auf einmal einlaufen kann, während welcher Passage es dem Kreuzfeuer der Hafenbastionen stets ausgesetzt ist. Dieses natürliche Bollwerk, welches die gewaltigen Befestigungen des Vicekönigs verstärkt haben, macht Alexandria von der See her jetzt unangreifbar. Ohne Piloten ist die Einfahrt überhaupt nur mit der größten Gefahr möglich, und deshalb besteht die Einrichtung, daß jedem Schiff, welches sich von seewärts der Küste nähert, ein Lootsenboot entgegengeht, dessen Eigenthümer Besitz vom Steuer nimmt und für die sichere Führung des Fahrzeugs in den Hafen mit seinem Kopfe haftet. Der Lootse, der das Unglück hat, daß das Schiff bei der Einfahrt Schaden leidet, wird gnadlos erschossen.

Der Hafen ist sehr belebt; selten liegen weniger als 300 Schiffe vor Anker. Man erkennt die Flaggen der meisten handeltreibenden Nationen; am zahlreichsten die englische, die französische.

Das erste Gebäude, welches die Aufmerksamkeit der Ankommenden fesselt, ist das Serail des Vicekönigs. Es steht auf der Landzunge, welche die eine Seite der Hafeneinfahrt bildet. Weniger imponirt's durch die Magnificenz seiner Architektur, als durch die Größe seines Umfangs; denn es besteht aus vielen, leichtgebauten Pavillons von hübschem Aeußern und es sieht einer großen Fabrik oder einer Kaserne ähnlicher, als einer Fürstenwohnung. Unmittelbar an das Serail stoßen die unansehnlichen Gebäude, welche des Pascha weitläufige Ateliers für Schiffbau, die Holzvorräthe ꝛc. enthalten, und durch die Zwischenräume derselben sieht man die Gerippe der auf den Werften im Bau begriffenen Schiffe. Auf der an-

dern Seite des Arsenals ziehen sich die dauerhaft gebauten Kayen hin mit ihrem immer lebendigen, vielstimmigen Gewimmel von Matrosen und Menschen, die das Ein- und Ausladen der Waaren beschäftigt; dahinter ragen die Fronten der öffentlichen Speicher, wo die Waaren des Auslandes unverzollt gegen eine geringe Abgabe niedergelegt werden können. Sie laufen fort bis zum Damme des Kanals Mahmudieh, und ihnen gegenüber ist wieder eine lange Reihe Speicher, große und vielstockige Gebäude, die jene Waaren in sich aufnehmen, welche aus dem Innern des Landes kommen und zur Ausfuhr dienen. Alles das sind Anlagen des Mannes, dessen despotischer Wille die Stadt, den Kanal, die Flotten schuf, der um das neue Aegypten den Prachtmantel der Civilisation warf, freilich keine Hülle für das Elend des Volks, das unglücklicher ward, unter Mehemed Ali's Joch, als irgend eins auf der weiten Erde. Man muß dem Tyrannen fluchen, obschon man den Thatenmenschen anstaunen möchte: denn wer Alexandrien, das verlassene, wüste, öde, stille, am Anfang des Jahrhunderts sah und jetzt wiedersieht, kann der Versuchung kaum widerstehen, den starren Willen zu bewundern, der Alles das so gänzlich verwandelt hat. Das Klopfen der Aexte und schweren Hämmer in den Ankerschmieden, das Knirschen der Sägen, das Knarren der Winden, der schrillende Ton der Pfeifen, das Rasseln der Trommeln, das Gewehrgeprassel der beständig exercirenden Truppen; das in Getöse sich auflösende Geschrei der Menschen aller Farben, Gepräge und Trachten; der abgemessene Gang der tausend und aber tausend Arbeiter an den öffentlichen Werken, an den Neubauten und in den Docks; das Halloh der Schiffer und Bootführer; die ankommenden und absegelnden Schiffe, und die langraaigen Barken, welche in jeder Richtung die Fluthen durchstreifen, der unaufhörliche Donner der Kanonen von den Forts, der die Salutationen der fremden Schiffe beantwortet: das nimmerrastende Durcheinander im Treiben der Gewerbthätigkeit, des Handels und des Kriegs sind ein wunderbares Schauspiel, das die Sinne verwirrt. Dabei erscheint es extravagant, unnatürlich und auf gewaltigen Effekt berechnet. — Ein Gemälde andrer Art, und nicht weniger Staunen erregend, erwartet den europäischen Neuankömmling im Innern. Menschen, Thiere, Gebräuche, Sprachen, Formen, Farben, nichts gleicht dem, was ihm bis jetzt bekannt war. Da sind Beduinen mit braunen Gesichtern, dichtem Barte, lebhaften und durchdringenden Augen, wie römische Senatoren in weiße Toga's gehüllt; Fellahs in brauner und blauer Tunika und rothem Käppchen; grandiose Türken in ihren Pelzen; krausköpfige, schwarze und nackte Abyssinier und Mohren aus Sennaar und Kordofan; Frauen, ohne andere Bekleidung als ein blaues Stück Zeuch und Hemd, andere mit Leinwandlarven wie häßliche Karnevalslarven, während die anmuthigen Formen und Glieder an antike Göttergestalten erinnern; Negerbataillone in rother Uniform; Marinesoldaten mit den rothen, faßweiten, gestreiften Pantalons und barfuß; Araberschaaren zu Pferde; europäische Reiter, vor

denen schwarze Läufer hertrollen; Wasserträger, die auf ihren Dromedaren sitzen und gestreckten Trabes mitten durch die Volksmenge fliegen; dann lange Karavanen, die sich wie ein tausendköpfiger, tausendfüßiger Lindwurm langsamen Schrittes vorwärts bewegen; und Alles dieß drängt sich, kreuzt sich in erstickenden, dumpfigen Bazars, wo Myriaden Muskitos summen, ein roher schmutziger türkischer Pöbel wimmelt, und Bettler und Kranke ohne Zahl ihr Elend und ihre oft ekelhaften Leiden zur Schau tragen. Ein sehr großer Theil der arbeitenden Klassen in Alexandrien leidet nämlich am Aussatz und häufiger noch an den Augenkrankheiten, welche das Delta Aegyptens so verrufen machen.

Doch sieht man den Orient in Alexandrien nie ganz; es bleibt eine Zwitterstadt, in deren Zügen zwar der orientalische Typus überwiegt, aber nichts desto weniger der europäische neben diesem sich überall kenntlich macht. — Die eigentliche Türkenstadt ist ungepflastert und daher äußerst schmutzig. Die Häuser sind entweder aus Backsteinen, die ein rother Kitt verbindet, oder aus weißem Sandstein aufgeführt, zwei, fast nie drei Stockwerk hoch; alle haben flache Dächer; die Thüren nach der Straße zu sind meist verschlossen, die Fenster vergittert. Schlechter noch ist das Quartier der Araber: — ein unregelmäßiger Haufe schlechter Lehmhütten. Der einzige schöne Stadttheil Alexandriens ist der, welcher europäisches Ansehn hat: — jene Partie nämlich im Quartier der Franken, wo lange und breite Straßen mit geschmackvollen Wohnungen, ein weiter Marktplatz, aufgeputzte Läden, Kaffeehäuser und Hotels, Karossen und Livreebediente verrathen, daß hier der Reichthum und die Gesittung der Europäer ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Der fortwährende Neubau in diesem Stadttheile gibt die wachsende Wichtigkeit des Orts für das Ausland zu erkennen.

Gegenwärtig hat Alexandrien in etwa 4000 Häusern 40,000 Einwohner. Die Bevölkerung ist ein Gemisch vieler Nationen mit überwiegenden türkischen und arabischen Elementen. Europäer mögen 2—3000 hier sein; darunter 120 Familien der Großhandelshäuser, unter denen die Engländer und Franzosen die Hauptrollen spielen; der Rest ist ein Schwarm Abenteurer, Charlatans und Schwindler aller Art, in welchem das französische und italienische Blut überwiegt.

Das Leben hat in Alexandrien keine allgemeine Norm. Jede Fraktion der Bevölkerung, — der Türke, der Araber, der Grieche, der Jude, der Europäer, — folgt der eigenthümlichen heimathlichen Lebensweise, schließt sich ab und beschränkt ihren Verkehr mit den andern auf die Geschäfte. — Der Handel, der Nerv und das Blut des heutigen alexandrinischen Lebens, wurde lange Zeit unter dem Monopolsystem des Pascha's, der die ganze Ausfuhr Aegyptens ausschließlich sich zueignete, durch Vermittelung begünstigter europäischer Großhändler getrieben, welche sich in der Regel gut dabei standen und in kurzer Zeit Millionen erwarben. Die veränderten Verhältnisse nöthigten jedoch später den Pascha, diesem System zu entsagen, unter dessen über-

schwänglichem Drucke Volk und Land zu Grunde gegangen sind. Der beste Keim der Zukunft liegt gewiß darin, daß zur Verbindung zwischen dem indisch-britischen Reiche und England Aegypten das nothwendige Mittelglied ist. Dieses Verhältniß bringt früher oder später Aegypten in den Verband des britischen Weltreichs, und erst dann wird die Civilisation, die jetzt nur ein Nimbus ist der ärgsten Tyrannei auf Erden, eine Wahrheit und dem armen Aegyptervolke ein Segen sein, Alexandrien aber zu dauernder Größe gelangen.

Die Kathedrale in Rouen.

Wie der germanische Grundcharakter streng, ernst, ethisch ist, so ist auch der Charakter der deutschen Kunst. Die heitere Naturplastik, welche das Christenthum in der römischen Westwelt aus der klassischen Zeit mit herüber genommen hatte, konnten die Germanen, welche diese Welt zertrümmerten, nicht fassen, und Gothen, Longobarden, Franken, ein Herrscherstamm nach dem andern, bildeten sie nach ihrer Weise um. Den deutschen Völkern wurde die christliche Religion nicht als bloßer Formtausch, sondern als Gabe freier, tiefer Ueberzeugung, bei welcher der Verstand einen eben so großen Antheil hatte, als das Gemüth. Der Christusglaube war für sie die That ihrer höchsten religiösen Ahnungen, und als deutsche Kunst die Aufforderung bekam, ihr eine leibliche Gestaltung zu geben und die Seele in den todten Stein zu tragen: da rang sie viele Jahrhunderte lang beharrlich mit dem widerstrebenden Stoffe, bis sie sich zur höchsten Klarheit emporgerungen und im Stande war, nach einem durchgehenden, leitenden Grundgesetz, das dennoch freie Bewegung zuließ, Formen und Verhältnisse in bestimmte Fügung, dabei in steter Wechselbeziehung und immer nach Einheit strebend, bis in's Einzelnste zu ordnen und zu gliedern. Nun thürmte der Deutsche seine ewigen Münster auf, und Deutsche wurden die Baumeister aller der Völker, wo germanisches Blut zur Herrschaft gelangt war. Auf diese Weise wurde unsere Kunst von der Grenze Laplands bis nach Sizilien, und von Jerusalem und Batalha bis nach Riga verbreitet. Ueberall in den fremden Ländern nahm sie zwar nationale Elemente auf, die aber viel zu schwach waren, den Grundtypus zur Unkenntlichkeit zu verwischen. Er ist in Mailand, in Neapel und Palermo eben so deutlich sichtbar, wie in Nowgorod, im Tempel des heiligen Grabes, in der Kathedrale zu Burgos, im Kölner Dom und in Wien's Sankt Stephan.

In Frankreich tritt uns, zumal in den nördlichsten Gegenden, wo, in Burgund und in der Normandie, die germanischen Volkselemente am

THE CATHEDRAL-CHURCH
IN ROUEN

häufigsten verbreitet waren, auch die früheste Entwickelung des germanischen Baustyls in einer Reihe von Monumenten entgegen: denn immer waren es die deutschen Bauhütten (als deren Sitze Straßburg, Köln, Wien, Zürich ꝛc. ꝛc. glänzten), welche berufen wurden, bei großen Tempelbauten Hand anzulegen, und wenn sie auch, wie oft geschah, die spätere Ausführung inländischen Künstlern und Handwerkern überließen, so gingen doch die Pläne und Grundrisse fast ohne Ausnahme von deutschen Meistern aus.

Der Umstand aber, daß die Ausführung vieler solcher, von deutschen Meistern entworfenen Baupläne mindergeschickten Händen anvertraut wurde, konnte dem meisterlichen Gedeihen der Arbeit selbst nicht förderlich sein, und diesem Umstand ist es auch wohl hauptsächlich zuzuschreiben, warum an den französischen Monumenten altdeutscher Baukunst die Grundtypen des Styls so häufig in einer gewissen Einseitigkeit und Rohheit hervortreten, so daß dieß gleichsam zu ihrem charakteristischen Merkmal wird. Das harmonische Verschmelzen von Gedanken und Form, welches aus dem lebendigsten innern Verständniß hervorgeht und bei den besten Bauwerken derselben Periode in Deutschland sich offenbart, fehlt ihnen, und Tiefe, Reichthum und Mannichfaltigkeit im Ornament wird gewöhnlich durch eine überladene Dekoration zu ersetzen gesucht.

Dieses Streben nach äußerer Pracht, welcher die Idee sich unterordnet, ihr gleichsam als Magd dient, ist in einigen Kirchen der Normandie am glänzendsten entwickelt, vor allen aber in dem gefeierten Tempel der Kathedrale zu Rouen. Nirgends sieht man ein so reiches, zierliches, kühnes, phantastisches Spiel der Formen: die Façade zumal wird selbst von jener des Mailänder Doms nicht übertroffen.

Die Grundform der Kirche ist das Kreuz. Ihre Länge beträgt 390, die vom Kreuzschiff 162 Fuß; die Höhe des Hauptschiffes ist 84, und die Höhe des Haupt- oder Mittelthurms (dessen oberer Theil mehrmals abbrannte) war 396 Fuß. Ein Deutscher, Namens Ingelrahm (Ingelrame) entwarf, nachdem das Feuer im Jahre 1200 den alten Dom verwüstet hatte, den Plan zum jetzigen Werke, vollendete bis um 1230 die drei westlichen Portale und fing zwei der Thürme zu bauen an. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wurde der Bau bis um 1530 fortgesetzt, und obschon man am ursprünglichen Plane Vieles änderte, wegließ oder zusetzte, hat man doch die Hauptformen desselben festgehalten. Schon 1535 durch Brand beschädigt, litt er seitdem mehrmals durch Feuersbrünste, wurde aber stets im alten Styl wieder restaurirt. Nur ein paarmal drängte sich moderner Geschmack durch Altäre, Monumente und Grabmäler ein. Der größte Uebelstand dieser Art ist der Hochaltar selbst, der 1730 an die Stelle des alten, baufällig gewordenen, gesetzt wurde: ein elendes Ding im neuitalienischen Styl und ein würdiges Denkmal des jämmerlichen Fürsten, der im Stande war, mit solchem Werke den Ehrenplatz in dem Gotteshause zu schänden, das der großartige Sinn des mittelalterlichen Bürgerthums aufgeführt hat.

Die großartigste Entfaltung des germanischen Tempel-Bausystems ist in der Façade, die der Stahlstich darstellt, am besten kenntlich. Zwei Hauptthürme bilden die Seiten, und die Nebenpfeiler streben als zierliche Thürmchen empor. Drei Portale führen in die Kirche. Ueber dem Hauptportal ist das große Prachtfenster, durch dessen gemalte Scheiben magisches Licht in das Mittelschiff fällt. Alle Verzierung an Außenwänden und Thürmen rankt aufwärts — versinnbildlichend das Streben und die Sehnsucht, die der Erde nicht angehören. Leider sind die Spitzen der Thürme von Blitz und Feuer zerstört; sie bestanden aus freistehenden Rippen zwischen denen durchbrochenes Rosettenwerk eingesponnen war. Wo endlich die acht Rippen an den äußersten Spitzen zusammenliefen, da breitete eine majestätische Blume in heiliger Kreuzform ihre Blätter gegen den Himmel aus, das Ziel ahnen lassend, welches menschliche Kraft nicht zu erreichen vermochte.

Die statuarische Kunst geht hier schwesterlich mit jener des Steinmetzen Hand in Hand, und nicht bloß das Innere hat sie geschmückt, auch auf der Außenwand vom Tempel des ewigen Gottes hat sie eine himmlische Heerschaar versammelt. Die Bildsäulen heiliger Märtyrer und Apostel, der heil. Jungfrau und der Erzengel, sammt den Fürsten des alten Bundes, Moses, den Propheten und Patriarchen, sind in mehrfachen Nischenreihen über einander geordnet, oder getragen von Konsolen. Andere reihen sich in den Wölbungen der Portale, und selbst die Giebel sind noch mit Statuen oder Reliefs angefüllt.

Das Innere ist solches Aeußern würdig. Durch die gemalten Fensterscheiben treten, wie in verklärter Lichterscheinung, die Gestalten derjenigen Religion dem Blick entgegen, welche überall das Körperliche zu vergeistigen strebt. Unzählige selbstständige Monumente kleinerer Dimensionen sind in den Kirchenschiffen versammelt und halten dem Beschauer einen ergötzlichen Reichthum bildlicher Darstellung entgegen: so die Altarwerke, die Tabernakel, die Kronleuchter und jene 84 geschnitzten Chorstühle, welche, Kunstwerke des 15. Jahrhunderts, allein im Stande sein würden, den weitherkommenden Kunstfreund für seine Mühe und Kosten reichlich zu entschädigen.

Das Wetterhorn und der Rosenlaui-Gletscher

in den Berner Alpen.

„Im Riesenbau des Alpengebirgs ist das Berner Oberland ein Sanktuarium", bemerkt Bonstetten; man könnte hinzufügen: ein Sanktuarium in Trümmern. Ueberall, durch das ganze Gebirgsland, treten die Zeugen gewaltsamer Zerstörungswuth vergangener, weit über

jede menschliche Geschichte hinausreichender Zeiten auf, und seit unzähligen Aeonen nagt eine langsame, immer fortgehende Verwitterung an den dem Scheine nach der Ewigkeit trotzenden Kolossen. Das Prachtgebäude der Berner Centralalpen ist im Grunde nichts, als eine Ruine, deren himmelanstrebende Mauern Schutthügel umgeben. Aber diese Ruine des Urgebirgs ist herrlich und erhaben über alle Beschreibung. Tiefe Thäler, Spalten und Schlünde zerreißen es in allen Richtungen und bieten auf den höhern Standpunkten dem Auge eine furchtbar schauerliche Versammlung von Pyramiden, Obelisken, Gebirgsmauern und Bollwerken dar, deren Häupter über die Wolken ragen und zu deren Füßen die tiefen Thäler als finstere Klüfte erscheinen. Nackte, senkrechte, oft überhängende Wände, Schluchten, oft mit Gestein überschüttet, durch welche die Alpenströme Sturz auf Sturz herabdonnern, grotesk emporstrebende Gebirgsgestalten und ungeheuere Felshörner: das sind die Hauptgesichtszüge, welche der Wanderer an den Berner Alpen wahrnimmt. Nie sieht man einen gleichfortlaufenden Höhenzug. Die Spitzen der Berge sind gemeinlich an den obersten Enden ausgefressen, gezähnt, zackig; oft endigen sie nadel- oder hornförmig, weshalb sie auch von den Bewohnern Piks, Hörner ꝛc. genannt werden. Die meisten dieser Gipfel hat der Schöpfer mit glänzenden Schnee- und Gletschermänteln umhüllt, und wenn sie in der Morgen- und Abendbeleuchtung purpurrothe Strahlen von sich werfen, erscheinen sie wahrhaft wie Gebirgskönige auf ihren Thronen.

Auch ist jene Ruinenwelt nicht todt, sondern eine Welt voller Leben. Selbst die Leiber der höchsten Berge sind nur scheinbar erstarrt unter ihrem kalten Gewande; denn allenthalben hört man das Rauschen herabstürzender Wasser, welches beweist, daß unter dem Eise der Gletscher ein reges Leben wohnt. Tausende von Rieseln stürzen sich krystallklar aus den Höhen zu den Schluchten und Thälern nieder, welche eine Fülle der anmuthigsten Schönheiten bergen, und wo kräftige, betriebsame, von der Freiheit beglückte und glückliche Menschen wohnen. Blühende Städte prangen an den Füßen der Hochgebirge, während droben jede grüne Alpe eine Heerde nährt und Hütten der Senner trägt. Selbst die Ränder der Gletscher sind mit Blumen umsäumt, und auf dem ewigen Schnee keimt noch das Algenleben, welches rosenroth an den Firnen schimmert.

Zwischen Lauterbrunnen und Meyringen, auf einer verhältnißmäßig kurzen Strecke, drängen sich die erhabensten Schönheiten des Berner Hochgebirgs zusammen und sorgfältig erhaltene Saumpfade führen jährlich die Tausende hinan, welche herkommen die Herrlichkeit zu schauen und zu bewundern. Alle Gipfel sind mit ewigem Eise umhüllt und von allen Bergseiten hängen die Gletscher bis tief in die Thäler hinab. Hier ist das eigentliche Reich des Eises, ein Reich voller Pracht und Majestät.

Auf der Scheideck, über welche ein Saumpfad nach dem Oberhaslithal hinabführt, ist der Punkt, von dem aus der Künstler das schöne Bild

aufnahm, welches diese Worte begleiten. Aus einem weiten Cyklus von Berghörnern, Zacken und Thürmen tritt hier, groß und erhaben, das Wetterhorn hervor, nur von der nahen Jungfrau an Höhe übertroffen, aber nicht an Schönheit. Fast zirkelrund, wie die Mauern einer Riesenburg, starren die beschneieten, 12,000 Fuß hohen Zacken des Gipfels in den blauen Aether, und aus ihrem Schooße wälzen sich die grünlichglänzenden Eismassen des Rosenlaui-Gletschers hinab, eines der herrlichsten der ganzen Schweiz.

Merkwürdig ist das Echo an dieser Stelle. Nicht hundertmal, mehr als tausendfältig gibt es jeden Ruf zurück. Anfangs gleicht es einem rollenden Donner, dann dem Rasseln unzähliger Wagen; allmählig löst es sich in das Gemurmel eines Baches auf, zuletzt in Quellengeliſpel, bis es verhallt.

Die New-York-Erie-Eisenbahn.

Während des alten Englands Weltreich von den Fluthen des Oceans getragen wird, während an seine Herrschaft zur See sich der Bestand seiner Herrschaft zu Lande knüpft, — über alle die weiten Länderstrecken, welche seinen ungeheuern Besitzstand ausmachen, und über alle die Völker, welche das britische Dreizack als hörige Hintersassen jenem kleinen Eiland unterworfen, welches seine Flotten in alle Meere sendet, den Umlauf der Güter zwischen den Welttheilen vermittelt, und das ein Herz ist für den Kreislauf der Industrie, deren Arterien und Venen Leben und Wärme in die entferntesten Glieder unsers Weltkörpers bringen: — hat das junge Amerika sowohl in's Meer, wie in die Landfeste die Wurzeln seiner Macht getrieben und seine künftige Weltherrschaft auf beiden Fundamenten zugleich gegründet. Der Geist Amerika's ist eben so sehr auf die Machtentwickelung zur See als zu Land gerichtet. Während es sich in der Herrschaft über die Meere keck als Rival Englands aufwirft, ist es rastlos bemüht, seine Herrlichkeit über das prächtigste der Kontinente auszubreiten, die unermeßlichen Gefilde voller Naturreichthümer von den zahlreichen rothhäutigen Völkerschwärmen zu befreien und die Prairien und Urwälder dem Ackerbau und der Gesittung zu gewinnen. Reichend von den kanadischen Seeen bis zum Meerbusen von Mexiko, von dem goldenen Thor des stillen Oceans bis nach Governors Eiland, dessen Feste

STARUCCA VIADUCT, ERIE RAILROAD

sein neues London vor den Gelüsten des Ostens schützt, hinübergreifend nach den Gestaden Asiens und stolz und drohend herüberschauend nach den Küsten Europa's, stellt es sich als ein modernes Reich der Mitte dar, dem alten zu vergleichen, wie ein Jüngling dem abgelebten Greise, wie die Macht der Unmacht, wie die Stärke der Hinfälligkeit. Ruhend auf der größten Masse des Erdelements in der neuen Welt, im Charakter seines Volks das Cyklopenartige, Erdhafte, Beharrliche und Beständige mit plastischer Beweglichkeit, feurigem Thatendurst, trotziger Willensfestigkeit und berechnendem Verstande vereinigend, im Gelde und im Erwerb den Nerv irdischer Macht und seiner Lebensthätigkeit vorzugsweise erkennend, immer aber die Kirche der Freiheit, die es auf hohem Fels aufgerichtet, als Nationalheiligthum und als die Quelle aller Wohlfahrt betrachtend: — sehen wir in Amerika die Wiege neuer Zeiten stehen, und neuer Formen für Glauben und Gesellschaft. An seine Pforten ist die Verheißung geschrieben: es werde auch einst in Europa den Abgrund schließen, in dem ein verderbtes Geschlecht um seiner Feigheit, Niederträchtigkeit, Indolenz und Eigenliebe willen den Weg der Buße wandelt.

Die wirksamsten Elemente, welche eine neue, bessere Zeit vorbereiten: — das Anpassen der Erfahrungswissenschaften an die Fassungskraft der Massen, das Populariſiren der nützlichsten Kenntnisse und jene großen Hebel zur Solarität der Volksinteressen — Dampfschifffahrt, Telegraphendrähte und Eisenbahnen, wurden daher von keinem Volke der Erde schneller, vollkommener und ausgedehnter begriffen, gewürdigt und angewendet, als von dem amerikanischen, und waren nirgends mehr am rechten Ort als auf der Landfeste, deren Borde beide Weltmeere netzen, deren Größe unserm ganzen Welttheil nahe kommt, und wo, statt sich mit Brustwehren, Wällen, Gräben, Festungen und stehenden Heeren zu umgürten, der lebendige Odem der Selbstregierung und der Freiheit die ganze Nation zum rechten Bewußtsein der Unüberwindlichkeit gehoben hat. Ein Amerikaner, Foulton, war es, der das erste Dampfschiff baute; und Amerika's Dampfmarine übertrifft jetzt an Zahl und Tonnengehalt die der übrigen Welt. Der erste elektrische Telegraph wurde vor zwei Jahrzehnten von Washington nach New-York gelegt; und die Länge aller Drähte in der Union ist jetzt 28,000 englische Meilen; 1830 begann der Eisenbahnbau in den Vereinigten Staaten; der fertigen und im Bau begriffenen Eisenwege sind jetzt über 380, und ihre Gesammtlänge ist 30,000 Meilen; mehr, denn die Eisenbahnen der ganzen übrigen Welt.

Die erste Eisenbahn, welche in der Union entstand, war eine kurze Strecke im Staate Massachussets, vier Meilen lang, und bestimmt, Eis von einem kleinen See nach dem nächsten Hafen zu schaffen. Sie wurde im Herbste 1830 eröffnet. In demselben Jahre ließ der Staat Süd-Karolina eine Eisenstraße von Charleston, seinem Haupthafen, nach Augusta im Staate Georgien beginnen. Die Entfernung war 135

Meilen. Diese Bahn wurde 1833 dem Betrieb übergeben; sie hatte 1,400,000 Dollars gekostet. Das Gelingen dieses schon bedeutenden Unternehmens erweckte in der ganzen Union Pläne zu ähnlichen, und man schreckte bald nicht mehr vor den größten und schwersten zurück. Das große Unternehmen des von New-York nach dem Eriesee, in einer Entfernung von etwa 500 Meilen, führenden berühmten Schifffahrtkanals war vollständig geglückt und gab eine große Rente; aber je mehr sich der Verkehr an die Vortheile dieser großen Wasserverbindung gewöhnt hatte, je mehr wurde der Umstand fühlbar, daß der Kanal während der Winterzeit gefriert und mehre Monate lang nicht zu befahren ist. Da sprang nun die kühne Idee auf, eine Eisenbahn neben den Kanal zu legen. Diese, die „New-York-Erie-Eisenbahn", ist immer noch die von einer Gesellschaft ausgeführte längste Bahn in der Welt. Ausgehend vom Mittelpunkte New-York's, windet sie sich den Ufern des Hudson entlang, und von da durch ein, große Bauschwierigkeiten bereitendes, coupirtes Terrain, nach dem Eriesee, den sie bei Cleveland erreicht, wo sie mündet. Die Hauptbahn hat eine Länge von 469 englischen (fast 100 deutschen) Meilen. Sie schickt auf verschiedenen Distanzen Zweigbahnen aus, die auch mehre hundert Meilen lang sind. Dieses riesenhafte Unternehmen, das in der Wiegenzeit des Eisenbahnwesens gewagt wurde, drückt die amerikanische Energie aus, welche in einem Sprunge vom erprobten Versuche zu der ausgedehntesten Anwendung übergeht und vor keiner Schwierigkeit zurückscheut. Die Menge der Kunstbauten, Dämme, Brücken und Viadukte ist erstaunenswerth und ihre Ausführung die kühnste, welche man sich denken kann. Das Wunder der deutschen Eisenbahnen, der Viadukt über das Göltzschthal, auf der Leipzig-Hofer Strecke, erreicht eine Höhe von 280 Fuß; die Eriebahn hat einen Viadukt von 484 Fuß Höhe, der eine Schlucht von 275 Fuß Breite mit einem Bogen überspannt, aufzuweisen, und sämmtliche Ueberbrückungen von Thälern, Seeen, und Flüssen haben eine Gesammtlänge von nicht weniger als 120,000 Fuß! —

Das erste Projekt zur Bahn wurde schon 1829 entworfen, — damals, als kaum die ersten Versuche in England und in Amerika mit den Eisenstraßen angestellt waren. Eine Gesellschaft zur Ausführung bildete sich 1832, und im folgenden Jahre begannen die Arbeiten, die ununterbrochen bis zum Jahre der Eröffnung der ganzen Bahn (1851) fortgingen. Der Bau kostete 24 Millionen Dollars (60 Millionen Gulden), zu dem der Staat einen Zuschuß von 6 Millionen gab. Die Unternehmer hatten gut gerechnet. Dem Verkehr übergeben, stieg die Bahnfrequenz in kurzer Zeit so außerordentlich, daß man schon im folgenden Jahre die Ueberzeugung gewann, daß ein Geleise unzureichend sein würde für die Beförderung aller der Güter- und Menschenmassen, die sich darbieten würden, und deren progressive Zunahme mit den Kultur- und Kolonisationsfortschritten des Westens im Verhältniß bleiben mußte. In dieser Vor-

aussicht faßte die Gesellschaft den kühnen Entschluß, sofort eine zweite Linie unmittelbar neben der alten zu legen, und sie beschloß, zu diesem Bau das Kapital von 20 Millionen Dollars in dem Maße, als das Baubedürfniß es erheischte, auf Hypothek nach und nach zu leihen. In welchem Lande hätte man 50 Millionen Gulden gegen Prioritätsaktien zum Bau einer solchen Bahn erlangen können? In Amerika, wo der Scharfblick des Kapitals mit seiner Lust, zu erwerben, allezeit Eins ist, war es ein Leichtes; — statt der verlangten 20 Millionen wurden der Gesellschaft nahe an hundert angeboten, sie konnte ihre Prioritäten über Pari verwerthen und es selbst wagen, kurze Rückzahlungstermine festzusetzen, gestützt auf die Vorausberechnung beständiger Zunahme der Bahneinnahmen. — 24,000 Arbeiter wurden zum Bau des zweiten Geleises aufgeboten, und dasselbe ist bereits auf den meisten Strecken in Betrieb. Die Bruttoeinnahme der Bahn hatte bereits im Jahre 1852 vier Millionen Dollars (10 Millionen Gulden) überstiegen. Welch eine Prosperität, die um so staunenswerther durch den Umstand erscheint, daß die Bahn die Konkurrenz ihres Nachbars, des Kanals, auszuhalten hat und folglich genöthigt ist, sehr niedrige Frachtsätze zu adoptiren, welche für schwere Güter und Rohprodukte kaum ein Drittelkreuzer für die deutsche Meile betragen. Wie kleinlich erscheinen daneben die Bewirthschaftungsgrundsätze auf den deutschen Eisenstraßen, wo man hundert und aber hundert Gegenstände des großen Transports durch einen hohen Tarif zur Unbeweglichkeit verdammt, — statt sie zu Faktoren einer verzehnfachten Frequenz und einer doppelten Rente zu machen!

In den Kinderjahren des amerikanischen Eisenbahnwesens hatte man die Gewohnheit, die Mitwirkung von Staatsmitteln für den Bau nachzusuchen, und überall kamen die Regierungen solchen Anträgen entgegen, und zwar mit größerer Bereitwilligkeit als dem Staatskredit allemal zuträglich war. Durch solche Betheiligungen sind in mehren Staaten, namentlich Pennsylvanien, Michigan, Illinois und Mississippi, große Schulden und schwere Finanzverlegenheiten erwachsen, als der große Bankbruch von 1836 eine Geldkrise über die ganze Union brachte und diese wie ein Hagelwetter das Vermögen von Hunderttausenden zerschlug. Viele damals begonnenen Bauten mußten unterbrochen werden, zum Nachtheile und Schaden der Unternehmungen und zum Ruin vieler Betheiligten. Aber als diese Krise vorüber war, wurden die Bauten überall um so energischer vollendet, und wo dies nicht durch Privatmittel allein geschehen konnte, griff der Staat mit einer Liberalität unter die Arme, die eben da Statt finden muß, wo der Staat seines wahren Zwecks immer eingedenk ist, und wo die Selbstregierung der Bürger vor jeder Verfälschung seines Wesens und der Begriffe über dasselbe wahrt. Auch die Unionsregierung blieb in der Förderung der Eisenbahnbauten nicht zurück. Der Kongreß sprach

den Grundsatz aus, daß auch der Gesammtstaat jedes gemeinnützige, den Bürgern des Einzelnstaats Nutzen schaffende Unternehmen mit seinen Mitteln und Kräften zu unterstützen die Verpflichtung habe und bekannte, daß für jede große Eisenbahnlinie, deren Erbauung als eine dem Gesammtwohl dienende erkannt sei, durch Schenkung von Kongreßländereien beigesteuert werden solle. So bewilligte schon im Jahr 1850 der Kongreß dem Staate Illinois nicht weniger als 2,700,000 Acres Kongreßland als Geschenk zur Herstellung der großen Centralbahn, und da die Ländereien rechts und links der Bahnlinie lagen, so konnten sie weit über den Kongreßpreis verkauft werden. Man schätzte dies Geschenk auf nicht weniger als 18 Millionen Dollars (45 Millionen Gulden!). Seitdem und bis zum Jahre 1853 sind die Dotationen von Staatsländereien zur Unterstützung von Eisenbahn- und Kanalbauten auf 21 Millionen Acres angewachsen, zum Werthe von nahezu 100 Millionen Dollars. Welcher andere Staat kann sich nur im Entferntesten solcher Förderung des Unternehmungsgeistes der Bürger für Werke des öffentlichen Nutzens rühmen, und in welchem Kontraste treten zu jener Munificenz einer bürgerlichen Selbstregierung die Besteuerungen, die lästigen Kontrollen und Bevormundungen mancher Regierungen in Europa? — Europa hat gegenwärtig über 5000 geographische Meilen in Betrieb und über 4000 Meilen sind im Bau begriffen; die Union dagegen hat nahe an 6000 deutsche Meilen vollendete Bahnen und noch 4000 Meilen gehen der Vollendung entgegen.

Zu keiner Zeit war der Eifer für den Ausbau des amerikanischen Eisenbahnnetzes so groß, als gegenwärtig. Ueber 600,000 Menschen sind dafür in Thätigkeit und der tägliche Bauaufwand wird auf nicht geringer als eine Million Dollars veranschlagt; kein Wunder, daß selbst das reichste und berechnendste Volk der Erde es für zweckmäßig finden kann, fremdes Geld zu Hülfe zu nehmen, und die hohen Procentsätze, die es geben kann, jetzt selbst Deutsches Kapital hinüberführen, um die Eisenstraßen der Union mitzubauen und an den Vortheilen Theil zu nehmen, welche diese Unternehmungen, bei verständiger Anlage, fast ohne Ausnahme in einem Lande gewähren, wo die Rente ungeschmälert, der Erwerb unbesteuert bleibt, und auf die freie Entwickelung der Landeswohlfahrt in keiner andern, als förderlichen, aufmunternden Weise eingewirkt wird.

Obschon die Preise des Handlohns in Amerika im Durchschnitt reichlich viermal so hoch sind, als auf dem europäischen Festlande (der Tagelohn eines Erdarbeiters an den Eisenbahnen ist in den Oststaaten 1 Dollar, im Mississippithale 1½ Dollar, in Oregon und Neu-Mexiko 2½ bis 3 Dollars, in Kalifornien 4 — 6 Dollars), so bauen doch im großen Durchschnitt die Amerikaner ihre Eisenbahnen um die Hälfte wohlfeiler und in der halben Zeit als wir Europäer. Warum? Nicht weil der Grund und Boden für die Bahnsohle weniger kostet; denn das will zum

Gesammtaufwand wenig sagen: auch nicht weil das Material: Steine, Holz, Eisen ꝛc. weniger gelten; denn Produktion und Zurichtung dieses Materials kosten des theuern Handlohns wegen nicht weniger, sondern oft viel mehr als in Europa; sondern weil man ohne Pedanterie und ohne büreaukratische Bevormundung baut, nur auf das Nothwendige sieht und allen unnützen Luxus vermeidet. Die theuersten Bahnen der Union haben nicht über 45,000 Dollars die englische Meile zu bauen gekostet (in Deutschland 120,000 Dollars, in Frankreich sogar 180,000 Dollars); und im Süden und Westen sinken die Baukosten öfters unter 20,000 Dollars herab. Der Yankee, der weiß, welcher Segen seinem Gute erwächst, wenn es eine Eisenbahn durchschneidet, weit entfernt, die Expropriationsgesetze als eine Gelegenheit auszubeuten, ein Stückchen Feld zum 10fachen Preise zu verwerthen, *schenkt* in der Regel das erforderliche Terrain für die Bahnsohle, und größere Güterbesitzer wetteifern mit einander in Anerbietungen zu unentgeltlichen Leistungen, sobald ein Eisenbahnprojekt, das ihre Besitzungen berührt, auftaucht. Das *alte Bausystem* auf dem *europäischen* Kontinente, welches noch gegenwärtig, namentlich bei den *deutschen* Bahnbauten, in Ausübung gebracht wird, haben die praktischen Amerikaner längst verlassen, und in diesem Umstand ist der eigentliche Schlüssel ihres *schnellen* und *wohlfeilen* Bauens hauptsächlich zu suchen. Jedes Eisenbahnunternehmen in Amerika wird durch *zwei* Gesellschaften ausgeführt: — die *Finanzgesellschaft*, welche das Kapital hergibt, und, als künftige Eigenthümerin, die Bahn für ihre Rechnung betreibt, — und die *Baugesellschaft*, repräsentirt durch einen Hauptunternehmer, welcher nach sorgfältigen Voranschlägen und strenger Prüfung derselben, für ein Bausch- und Bogenquantum die ganze Bauausführung, die Betriebseinrichtung mitbegriffen, übernimmt, und bei so und so viel 1000 Dollars Entschädigung für jeden Tag Verspätung die Verbindlichkeit eingeht, die Bahn zum Betrieb fertig in der kontraktlich festgestellten Zeit der *Finanzgesellschaft* zu übergeben. Dadurch werden nicht bloß die bei fast allen europäischen Bahnbauten nach dem *alten* System, — nach welchem alle einzelnen Arbeiten *sektionsweise* an *einzelne* Unternehmer verdungen werden, — *erfahrungsmäßig* Statt findenden, großen, manchmal das alterum tantum erreichenden Ueberschreitungen des Voranschlags vermieden, sondern es wird auch das *Verschleppen der Bahnvollendung* (manchmal auf das Doppelte der veranschlagten Frist) in Folge des Umstands, daß *einzelne* Unternehmer die Fristen *nicht* einhalten und die Materiallieferungen sich verspäten, — verhütet; denn die Finanzgesellschaft hat es allemal mit einer *Baugesellschaft* von *großen Mitteln* zu thun und ist durch *Kautionsleistungen* für alle Fälle vollkommen sicher gestellt. Im Gegensatz zu den kontraktlichen Verzögerungsbußen offeriren die amerikanischen Finanzgesellschaften gemeinlich den *Bauunternehmern Prämien* für jeden Tag einer *frühern* Bahnübergabe, und die Erfahrung

hat gezeigt, daß bei dieſem vortrefflichen und bewährten Bahnbauſyſtem in hundert Fällen kaum einer vorkam, wo die Baugeſellſchaft Entſchädigung zu zahlen hatte, ſie vielmehr in den meiſten Fällen die Prämie zu erwerben gewußt hat. Time is money! (Zeit iſt Geld!) und wenn das Wort irgendwo eine ganze Wahrheit iſt, ſo iſt's beim Eiſenbahnbau, wo es während der Bauzeit Millionen Baukapital zu verzinſen gibt.

Nehmen wir z. B. an, daß eine Bahn 20 Millionen Gulden Baukapital erfordere. Zu 5 Procent verlangt dies alſo eine jährliche Zinsausgabe von 1 Million Gulden, oder etwa 20,000 Gulden jede Woche. Wird die Bahnvollendung nur um einen Monat verſchleppt, ſo verurſacht dies alſo einen Mehraufwand von 90,000 Gulden; und wie viele deutſche Bahnen könnte ich nennen, deren Vollendung Jahre über die nöthige Zeit hinaus verſpätet wurde! Schon die notoriſch gewordenen Verzögerungen dieſer Art haben beim Bau des deutſchen Eiſenbahnnetzes einen Mehraufwand von 10 Millionen Gulden veranlaßt, und am häufigſten kommen ſie gerade da vor, wo ſie am wenigſten zu entſchuldigen ſind, bei dem Bau von Staatsbahnen.

Die Centralbahn von Illinois iſt eine merkwürdige Illuſtration des Yankeecharakters und der Energie, mit der die kaum dem Ei entſchlüpften Freiſtaaten den Weg des Fortſchritts gehen. Illinois trat 1818 mit einer Bevölkerung, die damals kaum 30,000 erreichte, in die Reihe der Unionsſtaaten. Dreißig Jahre ſpäter hatte Illinois 800,000 Einwohner, die ſich auf einen Flächenraum von 56,000 engliſchen Quadratmeilen vertheilten. Trotz dieſer noch ſo dünnen Bevölkerung votirte die Legislatur die Herſtellung eines Eiſenbahnnetzes von nicht weniger als 1600 engliſchen Meilen Länge, von dem die Centralbahn den Hauptſtrang bildete, der 680 Meilen Länge bekam und 14 Millionen Dollars in Anſpruch nahm. Im Jahre 1851 begonnen, iſt ſie jetzt auf 400 engliſche Meilen in Betrieb! Für die Rieſenbahn aus dem Miſſiſſippithale über das Felſengebirge nach dem ſtillen Meere, um Kalifornien, Oregon und Neu-Mexiko mit den übrigen Theilen der Union enger zu verbinden, haben ſich nicht weniger als drei verſchiedene Geſellſchaften angeboten, von denen die eine dem Kongreß einen Fond von 100 Millionen Dollars nachwies. Dieſe Bahn wird 2000—2500 engliſche Meilen lang werden und Höhen von 8000, 7000 und 5800 Fuß überſteigen. Die von der Union angeſprochene Unterſtützung ſoll ſich auf den zunächſt der Bahnlinie liegenden Landſtreifen beſchränken, und eine der Geſellſchaften will die Verbindlichkeit eingehen, die Bahn, welche auf fünf Sechstel ihrer ganzen Länge Wüſten, Urwald und Gebirge durchzieht und Bauſchwierigkeiten bietet, an welche keine Vorſtellung reicht, binnen ſechs Jahren zu vollenden und gleichzeitig 100 Städte und Poſtſtationen anzulegen.

So sehr alle Regierungen der Unionsstaaten mit andern wetteifern, nach den Grundsätzen ächter Staatsweisheit die Unternehmungen des gemeinen Nutzens in jeglicher Weise zu fördern und auf das Liberalste zu unterstützen, so enthalten sie sich doch principiell bei der Ausführung und dem Betrieb jeder Einmischung und Bevormundung. Sie wissen, daß die büreaukratische Weisheit nirgends gebrechlicher und verkehrter sich zeigt und weniger am Ort ist, als in Sachen der Industrie und Gewerbe, und der Vortheil der Unternehmer mit dem des Publikums nirgends besser Hand in Hand geht, als beim Eisenbahnbetrieb in einem Lande, wo die freieste Konkurrenz jedem Versuche zur unbilligen Uebervortheilung des einen Theils durch rivalisirende Unternehmungen begegnet und ihn züchtigt. Darum sind auch die Tarifsätze der vielen hundert Eisenbahnen, obschon nirgends eine obrigkeitliche Schranke für sie gezogen ist, durchschnittlich viel niedriger als auf den deutschen Bahnen, und besonders sind sie für schwere, geringwerthige Rohprodukte unglaublich wohlfeil, so daß selbst eine Menge Bahnen die Konkurrenz der Wasserfrachten zu bestehen vermögen. Dem ungeachtet werfen über hundert amerikanische Bahnen sehr hohe Renten ab; viele geben 10 und mehr Procent Dividende. Im Eisenbahnbetriebe gilt häufig als Grundsatz: um doppelte Rente zu erlangen, muß man die Frachtsätze halbiren.

Die Fahrschnelligkeit auf den amerikanischen Bahnen ist im Allgemeinen geringer wie auf den europäischen und übersteigt fast nirgends drei geographische Meilen auf die Stunde Fahrzeit. Die Einrichtungen der Wagen sind sehr zweckmäßig, und kürzlich auch auf den österreichischen und würtembergischen Bahnen adoptirt worden. Durch die Mitte der sehr langen Personenwagen läuft ein Gang und rechts und links desselben reihen sich zweisitzige gepolsterte Bänke, eine hinter die andere. Die Lehnen derselben lassen sich vor und rückwärts schlagen, so daß eine Gesellschaft von Vieren sich bequem zusammensetzen kann. Für den Winter kömmt ein Zugofen von Gußeisen, der mit Anthrazit geheizt wird, in jeden Wagen, und die ihm Zunächstsitzenden werden durch Schirme vor der lästigen Wärme geschützt. Einen Klassenunterschied der Wagen kennt man so wenig im freien Amerika, als einen Klassenunterschied der Menschen; der Präsident der Union sitzt in demselben Raume neben dem Taglöhner und verliert nicht ein Jota von seiner Würde durch seine Nachbarschaft. Die Funktion der Kondukteurs beschränkt sich in Amerika auf die Abnahme der Billets, und von einer Fürsorge für die Sicherheit der Passagiere, welche in Deutschland oft unbequem wird, ist so wenig eine Spur, als von der staatsretterischen Wachsamkeit der Polizei, die bekanntlich das Jahr 1848 doch nicht verhindert hat. Im Gegentheil ist eine Sorglosigkeit bemerklich, welche einem Deutschen, der daran gewöhnt ist, daß ihn das officielle Gängelband bei jeder Bewegung vor dem Ausgleiten behüte, Entsetzen einflößen kann. Die Bahnen endigen mitten in den Großstädten;

die belebteſten Straßen und Märkte werden von ihnen durchſchnitten: und ſtatt eine Hecke von Bahnwärtern aufzuſtellen, damit kein Unfall begegne, — genügen dem Yankee ein Dutzend Rieſenplakate in farbiger Schrift mit mannslangen Ausrufungszeichen: „Look out for Locomotive! Beware of the Lokomotive!“ (Siehe dich nach dem Dampfpferd um! Hüte dich vor der Lokomotive!) Von Zaun, Staket und Barriere iſt nirgends etwas zu ſehen; man kann 20 Meilen durch den Urwald fahren, ohne einen Bahnwärter zu treffen; ſtatt ſeiner geht wohl das Wild auf der Bahn umher oder weiden die Kühe auf derſelben, und damit dieſe Spaziergänger beſeitigt werden, ohne Schaden zu nehmen, iſt jede Lokomotive vorn mit einer rieſigen Schaufel aus Bretern verſehen, die das Thier ſäuberlich aufhebt und bei Seite ſchiebt. — Ich will nicht leugnen, daß die Sorgloſigkeit der Amerikaner bei ihrem Eiſenbahnbetrieb manchmal weiter geht, als Achtung für Menſchenleben rechtfertigen kann; aber die häufigen Unglücksfälle ſind doch nicht dieſer allein anzurechnen; bei weitem die meiſten ſind in der Beſchaffenheit des Terrains und in dem Umſtande begründet, daß die Bahnen auf langen Strecken durch ganz wüſte, noch im Urzuſtand befindliche Gegenden ziehen, durch Sumpf und Wildniß, in denen ſie nicht beſtändig im Paradezuſtand erhalten werden können.

Neben den Nachtheilen, die an dieſer Eigenthümlichkeit haften, bieten ſie dem Reiſenden eine Abwechſelung von Genüſſen dar, die er auf den europäiſchen Bahnen entbehrt. Bald führt ihn die Bahn durch die lieblichen Sitze der jungen Kultur, mitten durch kleine, freundliche, reinliche amerikaniſche Städtchen von Geſtern, deren Straßen mit prächtigen Bäumen bepflanzt ſind, und die ihren Wohlſtand durch die Menge freundlicher Kirchen und hoher Glockenthürme zu erkennen geben, die zwiſchen und über den Bäumen hervorragen. Bald eilt er durch einzelne oder Gruppen bildende Anſiedelungen, vielleicht das Embryo einer City; im weiten Umkreiſe iſt der Wald gerodet und in Felder umgeſchaffen, die mit haushohem Mais oder hundertfältig tragendem Weizen bedeckt ſind und deren im Zickzack fortlaufende Umzäunungen die Oaſe der Kultur von der Wildniß ſcheiden. Bald folgt eine Strecke des wirklichen Urwalds, ein dichter Schluß von Bäumen und Geſträuchen jeden Alters, vom ehrwürdigen Stammvater bis zu den jungen Schößlingen, alle entſproſſen dem Humus einer abgeſtorbenen Vegetation, der Aſche früherer Geſchlechter. Dieſe innige Verbindung des friſchen Lebens in allen Abſtufungen mit der Verweſung des Alten iſt das eigentliche Merkmal des Urwalds. Dann und wann fällt der Blick auf eine kleine Lichtung mit einem einſamen Blockhaus, oder auf die maleriſche Scenerie einer Schneidemühle an einem Waſſerſturz, deren rohe, plumpe Konſtruktion mit ihrer vortrefflichen Maſchinerie einen wunderlichen Kontraſt bildet. Zuweilen brauſt das Dampfroß auch an den wieder verlaſſenen Stellen einer kaum begonnenen Kultur vorüber. Ein elegiſcher Anblick iſt eine ſo verunglückte Niederlaſſung! Das Dach des

Blockhauses ist eingesunken, die Wände sind auseinander gerückt, die Stämme und Sparren liegen, überwuchert von Schlingpflanzen und in Moder begraben, umher: nur der steinerne Schlot steht noch aufrecht — ein Leichenstein an dem Grabe. Was ist aus den Ansiedlern geworden? Sind sie am Fieber gestorben oder am vergifteten Pfeil des Rothhäuters, oder sind sie vor den Miasmen der Einöde geflohen? Niemand weiß Antwort zu geben: kein Griffel zeichnet des Einzelnen Geschichte in der Einsamkeit des Urwalds auf. Clio registrirt nur die Lebensschicksale des Volks; Chronisten des Urwalds hat Amerika nicht.

Ein dem Eisenbahnreisenden auffallender, zwar unschöner, doch interessanter Zug amerikanischer Scenerie ist eine gewisse Eintönigkeit der Landschaft, allem Wechsel zum Trotz. — Sie wird durch die öftere Wiederkehr derselben Bilder hervorgebracht. Die Eisenbahnen suchen, ihrer Natur nach, so viel als möglich ist, die geringsten Terrainverschiedenheiten auf und sind beständig bemüht, ihr Niveau zu behaupten; deshalb gelangt man so selten zu einem hinreichend hochgelegenen Punkt, der den Ausblick auf große Gebiete vergönnt. Es ist vielmehr eine beständige Wiederkehr von kleinen Landschaftsbildern, — meistens angebaute Thalstrecken mit Städtchen, Dörfern und Ansiedelungen, — die zum Urwald, der das Land bedeckt, nur wie Oasen in der Wüste sich verhalten. Bloß in den ältern Staaten des Ostens, wo die großen Mittelpunkte des Verkehrs und eine zweihundertjährige Kultur die Bevölkerung gedichtet haben, ist dies anders. Eine üble Gewohnheit der neuen Ansiedler ist es, daß sie innerhalb der gerodeten, dem Feldbau gewonnenen Stellen allen Baumwuchs vertilgen. Man kommt an 100 Farms vorüber, ehe man eine antrifft, wo ein schöner Stamm das Blockhaus beschattet oder eine Baumgruppe neben einem Stückchen Rasen mit einer Bank der Familie zum Ausruhen oder zur Erholung dient. Nackt und kahl steht die Hütte des Pflanzers zwischen den dürren geringelten Stämmen oder den hohen Stumpfen, welche die Säge und die Art stehen gelassen haben. Selbst der deutsche Bauer, der sich von Kindesbeinen an des Laubdachs erfreute, das die Linde auf seinem Hofe oder der Apfelbaum am Hause gaben, scheint in Amerika den Sinn dafür verloren zu haben. Was ist der Grund dieser Erscheinung? Doch kein anderer, als der allgemeine Mangel an Phantasie und Gemüth, der am amerikanischen Volkscharakter so sehr auffällt und in allen Dingen zur Erscheinung kommt. Ein Mensch ohne Phantasie genießt so wenig wie das Thier das Naturschöne, das sein leiblich Auge sieht. Nur das genießen wir ganz, was unser Geist der Natur andichtet, — unsere Freude an der Natur ist im Grunde mit der Phantasie für dieselbe Eins. Ohne sie gehen wir so gleichgültig durch blühende Paradiese, wie über beschattete Gräber. —

Der Starucca-Viadukt (190 Meilen von New-York, 270 Meilen von Dunkirk entfernt) überspannt mit 18 Bogen ein tiefes, von dem

Staruccafluß durchſtrömtes Thal von 1200 Fuß Breite in einer Höhe von 120 Fuß. Dieſer koloſſale Bau, durchgängig aus großen Sandſteinquadern errichtet, iſt eine Zierde der Erieeiſenbahn. Er hat 320,000 Dollars gekoſtet und wurde in der kurzen Zeit von 36 Wochen errichtet.

Neufchatel.

An dem zwiſchen zwei Ketten des ſchweizeriſchen Jura eingeklemmten, über 400 Fuß tiefen und an ſechs deutſche Meilen langen Neuenburger See, am weſtlichen Ufer deſſelben, liegt Neufchatel. Klein zwar (es hat nur 600 Häuſer und 6000 Einwohner), iſt es doch in der ganzen Welt bekannt und berühmt, denn es iſt, nebſt den Nachbarſtädten Locle und Chaux de Fonds, der Hauptſitz jener bewundernswürdigen Induſtrie, welche die ganze Welt mit dem verſieht, was unſere rechnende, geſchäftvolle Zeit am wenigſten entbehren mag: — einer Taſchenuhr. — Die Uhrenfabrikation, deren Anfänge in dieſen Thälern nicht 100 Jahre alt ſind, hat hier unermeßliche Fortſchritte gemacht. Die frühere Dürftigkeit hat ſie in allgemeinen Wohlſtand verwandelt, die Bevölkerung verfünffacht und bei den Hauptbeſitzern des Gewerbs koloſſale Reichthümer angehäuft. Im Kanton Neufchatel allein ſind jetzt 25,000 Perſonen durch die Uhrenfabrikation beſchäftigt, und der Werth ihrer jährlichen Erzeugniſſe (etwa 45,000 goldene und 110,000 ſilberne Taſchenuhren, wozu ſich noch an 10,000 Stück Spieldoſen geſellen), überſteigt die Summe von 9 Millionen Franken! Und doch iſt dieſe Fabrikation in den meiſten Ländern der Erde mit Einfuhrverboten und hohen Steuern belaſtet, ſo daß der Vertrieb großentheils auf dem Schmuggelhandel beruht.

Neufchatel iſt in Form eines Amphitheaters gebaut, in deſſen Hintergrund ſich der hohe Jura erhebt, den oben Tannenwälder, unten Weinberge bedecken. Der ſchönſte Theil der Stadt kehrt ſeine Fronte dem See zu. Dort iſt Alles Glanz und Reichthum. Hinter den palaſtähnlichen Wohnungen der Kaufherren und Fabrikanten ſtrecken ſich reizende Gartenanlagen aus. Letztere öffnen ſich gegen die höchſten Punkte des Gebirgs, das eine reiche Ausſicht über den dunkelgrünen See hat, auf das jenſeitige, mit Ortſchaften bedeckte Ufer und auf die Alpenkette von Solothurn an bis zu der von Faucigny.

Die Lutherzelle auf der Wartburg.

Die Wartburg, wie ich sie als Knabe und Jüngling so vielmal besucht habe, ist nicht mehr dieselbe. Damals trug sie noch das alte, abgetragene Kleid, auf welches die Jahrhunderte so viele Flicken und Lappen gesetzt hatten, daß sie einer Bettelherberge ähnlicher sah, als einer Fürstenburg, von deren Glanz und Herrlichkeit die thüringer Chroniken und Sagen so Vieles zu erzählen wissen. Die zierlichen Erker waren abgefallen, die Söller und Säulengänge waren entfernt oder vermauert, und auf dem gewaltigen Mauerwerk ehemaliger Warten und Thürme hatte sich im Lauf der Zeit ein Konglomerat von schlechten Bauten aus Fachwerk angesiedelt, das bald einem Verwalter oder Kastellan zur Wohnung, bald einer Invalidenbesatzung zur Kaserne, bald Gefangenen zu Zellen, bald als Speicher, Vorrathshaus, Kneipe oder zu sonstigen ökonomischen Zwecken, wie sie Bedürfniß und Gelegenheit schufen, gedient hatte. Nur wenige Räume, an welche sich ein hervorragendes geschichtliches oder volksthümliches Interesse knüpfte, waren nothdürftig im ursprünglichen Zustande erhalten worden. Das Uebrige der alten Wartburg war dem Zahne der Zeit mit sorglosem Vertrauen auf die Unverwüstlichkeit der Grundmauern überlassen, die mit dem Fels zusammen gewachsen scheinen, auf dem sie ruhen.

Das ist nun seit einigen Jahren anders geworden. Dem jetzigen Großherzog von Weimar war es schon als Erbprinz ein Lieblingsgedanke, die Wartburg in der Weise herzustellen, wie sie zu Zeiten der heiligen Elisabeth der Stolz Thüringens gewesen war. Den ersten Anstoß zur Restauration gab ein Auftrag des Fürsten an einen Maler, den berühmten Wettkampf der Minnesänger am landgräflichen Hoflager darzustellen. Dies führte zu einer künstlerischen Besichtigung und Erforschung der Räumlichkeiten der Burg, damit das Bild auch vom Oertlichen des Schauplatzes eine treue Darstellung gebe. Daß der Maler Reste der alten Pracht theils vermauert, theils in unbeachteten Winkeln auffand, war zwar keine neue Entdeckung; denn ich erinnere mich, auf meinen häufigen Wartburgwanderungen in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts bei den damaligen Ausbesserungen des Schlosses zierliches Simswerk, Säulchen und Fragmente von Skulpturen im Schutte gesehen zu haben und daß wir Buben einmal einen Haufen alter Bildwerke und Ornamente in einem

Winkel ergatterten, von dem wir, was uns eben gefiel, abſchlugen und als Wartburgangedenken mit nach Hauſe nahmen. — Jener Maler berichtete dem Fürſten über die Möglichkeit, manches Schöne am alten Bau wieder herzuſtellen und in Folge Deſſen wurde eine Kommiſſion hergeſendet, die Reſtaurationsentwürfe einer nähern Prüfung zu unterziehen. Zunächſt empfahlen die Architekten eine Halle im byzantiniſchen Styl, mit verzierten Rundbogenfenſtern, von ſchmucken Säulchen getragen, durch Entfernung des Mauerwerks, das letztere verhüllte, und der kleinen Fenſter, die der Vandalismus ſpäterer Zeiten an die Stelle der Arkaden angebracht hatte, herzuſtellen. Während dieſer Arbeit fand man noch andere Säulenreſte, Austritte zu Altanen, Ornamente von guter und zarter Arbeit, Vieles dem Beſten am Rhein und in Italien zu vergleichen. Manches war nur durch Backſteinverkleidung oder Tünche verhüllt, oder dem Auge entzogen worden. Der Fürſt, durch die Berichte über dieſe Funde erregt, kam ſelbſt mehrmals zum alten Fürſtenſitz, ordnete an, befeuerte den Eifer zur weitern Prüfung, und auf der Baſis der gewonnenen Reſultate wurde endlich der Plan zu einer Reſtauration gelegt, die des Gegenſtandes ganz würdig ſei. Die Aufgabe war eine höhere, als die bloße Herſtellung eines alten Raubritterneſts, wie ſie jetzt von Fürſten und Junkern als Modeſpielerei, oder um ihre Sympathie mit den Zeiten des Fauſtrechts offenkundig zu machen, häufig vorgenommen wird. Es galt, ein Bauwerk in ſeiner urſprünglichen Form herzuſtellen, an das, als Monument der Kulturgeſchichte, ſich das Intereſſe und die Verehrung aller Zeiten knüpft, — die Burg, wo deutſches Fürſtenthum in edlen Vorbildern glänzte, wo deutſche Poeſie und Geſittung ihre früheſten Feſte und Triumpfe feierte, das Haus, wo der große Apoſtel des gereinigten Glaubens die rettende Freiſtätte fand, den Ort, von dem aus Luther das Buch der Bücher, die Urkunde des Chriſtenthums, geſäubert von Fälſchungen und Irrdeutungen, dem deutſchen Volke in ſeiner Sprache hingegeben und Allen verſtändlich und zugänglich gemacht hat. Die Wartburg iſt recht eigentlich der Freiheit und Geſittung „feſte Burg“ und deshalb knüpft ſich an ſie die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt. Gefeiert in Balladen und Gedichten lebt ſie fort im Gedächtniß der Jahrtauſende, wie die Säulenhäuſer auf der Akropolis Athens, wie die Monumente auf dem kapitoliniſchen Hügel, wie des Jordans heilige Stätten. Ihre urſprüngliche Form zu bewahren und der Nachwelt zu erhalten, iſt folglich ein patriotiſcher und auch humaner Gedanke, und er verdient den Dank Aller, die am Schönen und Guten ein menſchliches Intereſſe haben.

Der Großherzog hat die Reſtauration der Burg einem geſchickten Architekten anvertraut, der, für ſeine Aufgabe begeiſtert, ſie gleichſam zu ſeinem Lebenszweck macht. Es iſt viel geſchehen dieſe Jahre her, aber noch viel iſt zu thun übrig. Herſtellung des Alten ganz ſo, wie es war, iſt die Aufgabe, und eine gewiſſenhafte Löſung derſelben kann keine Eile vertragen. —

Wenn die Dichter Recht hatten, die Wartburg einen Tempel des deutſchen Volks zu nennen, — ſo iſt die Lutherzelle ihr Sanktuarium. Sie iſt in einem abgelegenen Theile der Gebäude verſteckt. Der Kaſtellan führt uns durch ein enges, tiefes Eingangsportal zu einem ſchmalen Treppenhaus, deſſen hölzernes, verziertes Balkenwerk ein hohes Alter verräth. Eine maſſive Thür von Eichenholz, mit großen, ſchweren Bändern, die ſich über die Thürfläche verzweigen, ſtößt auf einen kleinen Vorplatz. Der Führer ergreift aus ſeinem Bündel einen der ſchwerſten Schlüſſel; knarrend bewegen ſich die Schließhaken, die Thüre wird geöffnet, und wir ſtehen auf der nämlichen Schwelle, die der Mann Gottes ein ganzes Jahr lang täglich überſchritten hat. Hier wohnte Luther im Jahre 1521 unter dem Namen Ritter Görg, — ein freiwilliger Gefangener. In dieſer Zelle fertigte er das Rieſenwerk ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Fleißes, die Bibelüberſetzung, und während er verſchollen ſchien, während die Hierarchie dem Volke die Lüge aufheftete, der Teufel habe den Ketzer lebendig zur Hölle geholt: — da ſchmiedete Luther in ſeiner Wartburgklauſe ruhig die Waffe, mit der er Rom beſiegte.

Die Lutherzelle iſt noch ganz ſo, als zur Zeit, da ſie Luther bewohnte. Es iſt eine mäßig große Stube mit zwei breiten, faſt viereckigen Fenſtern, deren kleine, in Blei gefaßte runde Scheibchen durch das Alter meiſt erblindeten. Die inneren Wände ſind von der Decke bis zum Boden mit dicken Bohlen beſchlagen, und der kindiſche oder eitle Sinn vieler der Beſucher hat auf derſelben ſeit drei Jahrhunderten unbekannte Namen in Menge eingeſchnitten. An der Wand, zur Seite der Thür, ragt ein Kachelofen, wie dergleichen noch da und dort in Thüringen auf dem Walde anzutreffen ſind, deſſen Feuerraum groß und weit genug iſt, um einen mäßigen Baumſtamm ungeſpalten aufzunehmen. — An der Wand, neben dem Ofen, iſt der bekannte Tintenklecks zu ſchauen, der unſern Luther ſchärfer und treuer zeichnet, als tauſend Federn, welche ſein Leben ſchilderten. Die Legende von dem Klecks hat, wie alle Legenden, ihre Varianten; die anmuthigſte iſt wohl folgende: „Als Luther einſt bei trübem Lampenſchein noch ſpät nach Mitternacht über die richtige Deutung einer ſchwierigen Bibelſtelle nachſann, — da erſchien plötzlich Satanas, Doktorhut und Schwanz zierlich neben einander im Arme tragend, vor ſeinem Schreibtiſch. Er ſprach: „„Doktor Martin! — was ſinnſt du und zerbrichſt dir den Kopf? — mir iſt das ein Leichtes; ſchreib', ich will dir's diktiren““. Doktor Martin ſah auf, räuſperte ſich, als ob er was ſagen wollte; aber ehe ſich's jener verſah, faßte er das ſchwere Tintenfaß und ſchmiß es dem Verſucher an den Kopf. Der Teufel verſchwand mit großem Geſtank, und er iſt nie wieder gekommen“. — Luther gebrauchte die rechte Waffe. Tinte und Druckerſchwärze können der Teufel und ſeine Vetterſchaft

auch jetzt noch so wenig vertragen, als in Luthers Tagen; und auch wir würden uns ihrer gewiß erwehren können, wenn wir stets volle Freiheit hätten, ihnen das Tintenfaß an den Kopf zu werfen. —

Der Klecks ist über eine Hand groß. Er ist seit vierthalbhundert Jahren bei dem öfteren Ausweißen der Ofenwand stets sorgfältig umfahren worden, und daher erscheint er um so viel tiefer, als die verschiedenen Lagen der Tünche betragen. Das Luther-Meublement, was davon noch übrig, besteht aus einem massiven Tisch von Lindenholz, dessen äußere Kanten seit langer Zeit mit starken Eisenschienen beschlagen sind, um ihn vor weiteren Spoliationen zu schützen. Der Volksglaube machte einen Span von Doktor Luthers Arbeitstisch zu einem unfehlbaren Mittel gegen Zahnweh, und am Ende wäre er, der schon um ein Drittel kleiner geworden ist, gar verschwunden, hätte man dem Wunder nicht noch rechtzeitig eiserne Riegel vorgeschoben. In der Ecke neben dem Tisch steht eine Truhe, stark mit Eisenbändern beschlagen und mit Abtheilungen für Luthers Wäsche und Kleider versehen; gegenüber der Thür aber fällt ein plumper, mit schwerem Beschlag versehener Schrank von Tannenholz in's Auge, Luthers Bücherschrank. — Statt des Armsessels, der, sammt der hölzernen Bettstelle Luthers, schon vor zwei Jahrhunderten unter den Messern der Besucher zu Trümmern gegangen ist, wird jetzt das Wirbelstück eines Wallfischgerippes vorgezeigt; der Sage nach hat es Luthern zum Fußschemel gedient. Ueber dem Tisch an der Wand hängt Luthers Bildniß mit den Portraits seiner Aeltern, alle drei mit Kranachs, des Malers, Zeichen, aber sicherlich nicht von seiner, des Meisters, Hand; wahrscheinlich sind's alte Kopieen ächter Bilder. — In der letzten Zeit seines Wartburg-Aufenthalts war das Geheimniß seiner Person den Bewohnern des Schlosses verrathen und Luther hielt zuweilen in der Burgkapelle statt des Schloßkaplans die Sonntag- oder Festpredigt. — Als der Tisch durch die eisernen Spangen vor den Messern der Besucher geschützt worden war, übertrug sich der Glaube an die Heilkraft der Späne von Luthers Tisch auf die Kanzel, — und auch sie ist guten Theils spanweise durch die Welt gewandert.

Ich habe die Wartburg nur ein einziges Mal als Mann wieder besucht. Wie war doch damals der Eindruck ein ganz anderer, als der, welcher sich in den Erinnerungen aus den Jünglingsjahren wiederspiegelt! — Wie heilig, hehr und verklärt strahlte mich das Reformationswerk am Jubelfeste 1817 an, wie stand es so unverwüstlich vor meinen Augen, da noch die großen Führer des Protestantismus, ein Löffler, Bretschneider, Ammon, Schuderoff, Röhr, in Luthers Geist die Vernunft mit dem Glauben versöhnten und ein jeder derselben stolz war auf den Ursprung unserer Kirche, — die Revolution des Gedankens gegen das Dogma, — den viele ihrer heutigen Koryphäen muttermörderisch verleugnen. O laß sie doch, großer Luther! sich wär-

Gez v C.Rettas

ABBOTSFORD

Eigenthum der Verleger